


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



1879.



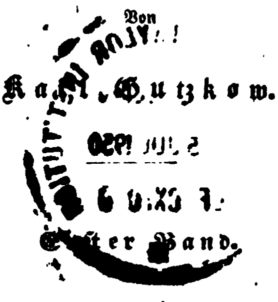
Beiträge zur Geschichte

der

neuesten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.



Erster Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.

P. Balz'sche Buchhandlung.

Vorrede.

Dies Buch enthält die Resultate einer mehrjährigen kritischen Wirksamkeit. Das Princip, welches mich bei seiner Anordnung leitete, lag in Wegräumung aller zufälligen und früher nur vom Augenblick diktirten Erörterungen, namentlich aber in Milderung der vielen Gereiztheiten, mit welchen in Deutschland der junge literarische Enthusiasmus, der seinen Gegenstand noch nicht kennt, aufzutreten pflegt. Eine wirre Periode lag hinter mir. Ihre wuchernden Ueppigkeiten schnitt ich ab, und ließ nur Dasjenige

stehen, was schon fester Stamm geworden war und die Wege der Zukunft angenehm beschatten konnte.

Obschon ich seit sechs Jahren kaum eine hervorspringende Erscheinung der deutschen Literatur übersehen und ohne gedrucktes Urtheil gelassen habe, so sprechen diese kritischen Beiträge doch keine Vollständigkeit an. Sie sollen Ergänzungen zu Dem sein, was der Leser seit seiner Antheilnahme an der Literatur sich im Gedächtnisse aufgespeichert hat, oder für Diejenigen, welche so eben erst im Begriff sind, Zeit zurückzulegen, und sich ein kleines Capital Vergangenheit zu sparen, Anregungen und Belehrungen. Das Meiste davon ist unmaßgeblich und rechnet auf Prüfung, ohne Groll, wenn es verworfen wird. Freilich ist man in neuerer Zeit eine kritische Apodiktik gewöhnt, die sich nicht mehr mit Kenntnissen und billigen Urtheilen geltend zu machen sucht, sondern jede Leidenschaft und jeden Meineid zu Hilfe nimmt, um sich in einer angemaßten Autorität von zehn Jahren zu erhalten. Ich lege so eben die dreizehnte

Lieferung der deutschen Literatur von W. Menzel aus der Hand, und gestehe, daß sich das unmittelbare Gefühl, welches mich beherrscht, kaum gegen den schamlosen und ignoranten Autor richtet, sondern daß es Deutschland beklagt, wo so wenig Einheit der Tendenz herrscht, daß es hiedurch nur einer so unaussprechlich bornirten Parteigängerschaft gelingen konnte, in einem gewissen Sinne festen Fuß zu fassen. Eine Nation, die es duldet, daß über ihre größten Geister mit so frecher Stimme der Stab gebrochen wird, scheint nicht werth, daß sie die großen Geister erzeugte. Wenn sich der Ruhm gegen so herostratischen Wahnsinn, wie ihn Menzel offenbart, versichern lassen muß; Wem schien es wohl des Schweißes werth, in Deutschland berühmt zu sein? Chateaubriand war ein Narr, wenigstens ein Don Quixote und auf alle Fälle als Minister ein Unterdrücker der Völkerfreiheit: Walter Scott war ein enragirter Feind der neuen Zeit und hörte von Beiden Einer auf, nichts destoweniger

in ihren höchsten literarischen Ehren zu verbleiben? Aber wäre es nur die Politik! Wären es nicht die heterogensten Maßstäbe, welche Menzel an die Literatur gelegt wissen will, wären es nicht die Entstellungen der Lüge, welche jeder verstockte Sünder zu Hilfe nimmt, wenn es darauf ankommt, sich von einem Halseisen loszusprechen, dessen er längst würdig ist!

Ich behaupte hier im Angesichte der Nation, daß es keine schnödere Entstellung der heiligsten Wahrheiten, keine ruchlosere Falschmünzung der Historie geben kann, als sie sich in W. Menzels deutscher Literatur findet. Ich hatte im verflossenen Jahre versprochen, die ganze innere morsche und stockige Hohlheit der Menzelschen Maximen nachzuweisen. Ich will hier einen Theil meines Versprechens halten. Ich will nur die innern Widersprüche des berüchtigten Buches aufdecken, die Haltlosigkeit der keckſten Behauptungen, die vague Allgemeinheit seiner Principien, wenn sie objectiv sind, und ihre boshafte Caprice,

wenn sie aus des Verfassers Individualität kommen. Ich habe diesmal nicht mit jenem Heuchler zu thun, der sich um seinen aufgeriebenen Leib den Kapuzinerstrick der Frömmigkeit gewunden hat, nicht mit diesem falschen Propheten, der ein Wolf im Schaafskleide, das unerhörte Evangelium der Tugend predigen will, einer Tugend, die nichts aus dem innersten Herzen Gebornes ist, einer Tugend, die nur kritische Waffe, polemisches Surrogat sein will, einer Runkelrübentugend; sondern diesmal gilt es jener Anmaßung, die Studien gemacht zu haben vorgibt, die die Maske der Belehrung und speciellen Kenntnißnahme vor ein freches Antlitz legt, die mit Jahreszahlen und Namen kokettirt und sich stellt, als wäre sie der Wahrheit nicht nur als Liebhaber, sondern auch als Archivar verpflichtet. Ich werde nachweisen, daß der Bodensatz dieser trüben Mixturen die Ignoranz ist.

Das Buch über die deutsche Literatur erschien vor acht Jahren zum erstenmale, und mußte bei einer Zeitstimmung Glück machen, die sich eben vorbereitete,

in die Juliusrevolution auszubrechen. Eine solche gährende Stimmung prüft nicht. Sie ist immer jesuitisch und benuzt die blinde Aufregung, wo sie deren findet. Die jungen Leute waren bestimmt, eine Rolle zu spielen. Man konnte ihnen nicht Gewalt, und mit der Gewalt nicht Selbstbewußtsein genug einräumen. Die thatsächliche Wahrheit wurde einstweilen suspendirt, oder doch auf einen Raum zusammengedrängt, der nicht größer war, als der Cirkel, den die schwankende Feder am Barett des Studenten beschreibt.

Doch schon damals rügte man die unsaubern Elemente, die Menzel zu seiner Darstellung der deutschen Literatur mischte. Sein Buch hatte einen jesuitisch-katholischen Geruch. Man war so gutmüthig, dem Verfasser eine ultramontanistische Tendenz unterzuschieben, wie man auch bei Görres genöthigt war, neben seiner Liebe zur Freiheit die Anbetung des apostolischen Stuhles in Kauf nehmen zu müssen. Man ahnte noch nicht, daß Menzel nur ein Dilettant der

Wahrheit ist; daß er die heterogensten Dinge in sei-
nem Straußenmagen verdauen kann, daß er von je-
dem literarischen und socialen Phänomene nur den
äußern Farbenduft abstreift und sich in der Dreh-
krankheit eines quasipoetischen Illusionendusels herum-
treibt. Hätte man dies schon ahnen können, man
würde eingesehen haben, daß Menzel nur eine
unveränderliche Eigenschaft besitzt: das ist die Renom-
misterei.

Nach den neuesten Weltbegebenheiten gerieth das
Buch in Vergessenheit. Es hatten in ihm nur einige
patriotische Stoffe gelegen, die in der schnellen
Zeit schnell verbraucht waren. Die Wuth, welche
die Lektüre des Buches in jungen Köpfen erzeugt,
mußte sich ihren Inhalt suchen, und als sie ihn fand,
schloß sich der unvernünftige Hiatus dieser vaguen
Erhitzung. Es kam, das sah Jeder ein, auf ganz
andre Dinge an, als in diesem Buche gelehrt waren.
Die katholische Düstelei, die romantische Verhimme-
lung, das plumpe Verdonnern der Philister, denen

doch eben so wieder geschmeichelt wurde; was Alles konnte strebenden und gerechten Geistern auf die Länge nur abgeschmackt erscheinen. Es war keine Rede mehr von dem oberflächlichen Buche unter jungen Leuten. Die Aelteren hatten schon längst darüber gelächelt.

Aber Menzel empfand diesen Ekel nicht. Er beschloß, den Grundriß seines Buches über die deutsche Literatur weiter auszubauen, Seitenflügel anzuschließen und hinten einen langen verlornen Gang zu eröffnen, der hinausführen sollte in das freie Feld, wo sich die jetzige literarische Generation in ihren schwierigen Bestrebungen doch mit Heiterkeit ergeht. Das Ganze ist auf vier Bände vervollständigt. Aus dem Literaturblatt wurden die krassesten Excurse herausgenommen, um alle wankenden und lecken Partien der ersten Abfassung zu unterstützen und auszustopfen. Ein Literaturblatts-Lappen nach dem andern wurde an diese hanswurstige Literaturgeschichte von 1828 angeflickt und macht gegenwärtig einen so plunderhaften Tröbeleindruck, daß man über das Pathos

und das wolkenversammelnde Zeusantlitz lachen muß, welches sich der geflickte Lumpenkönig anmaßt. Das ist diese zweite Ausgabe der Menzel'schen deutschen Literatur. Eine Ausstopfung des Buches durch das Journal, des früheren Balges durch die späteren Balgereien. Die alten Irrthümer sind nicht nur unberichtigt geblieben, sondern sogar vergrößert. Wo früher nur ein Fehler war, da stehen jezt zwei. Nicht nur, daß in die alten Löcher neue Löcher gerissen sind, sondern diese Löcher sind auch noch größer, als die ehemaligen berüchtigten Menzel'schen Schießlöcher.

Das erste Kapitel über die Bücheranhäufung ist im Tone eines Mordbrenners geschrieben, der sich überall wiederholt, wo Menzel in seinem Buche fremde Bücher angreift. Er möchte die gründliche Kritik immer lieber entweder durch ein Omarfeuer oder durch eine Denunziation ersetzen. Was soll diese vague Anklage der deutschen Vielschreiberei? Wen trifft sie? Eine Thatsache. Das ließe sich hören. Aber sie scheint auf unparteiische Leute zu gehen,

welche die Thatsache in Schutz nehmen. Wo sind diese? Wer nimmt die Bücherüberschwemmung in Schutz? Es zieht sich durch dies Buch ein abgeschmackter Bücherhaß, den man von allen schamlosen Urtheilen der spätern Kapitel in Abrechnung bringen muß. Menzel scheint schon Dies für das größte Verbrechen unserer großen Geister gehalten zu haben, daß sie überhaupt Bücher schrieben. Ist es aber nicht allen Schriftstellern so ergangen, wie ihm, daß sie eben Bücher schrieben, um zu beweisen, daß man sie nicht schreiben solle?

Wäre Menzel gewohnt, Phänomene und Tendenzen in ihren Ursprüngen zu entwickeln, und nicht immer unmittelbar dem Menschen zu imputiren, was den Verhältnissen gebührt: so würd' er sich wohl geschämt haben, die Thatsachen der deutschen Vielschreiberei in einer besondern Eigenthümlichkeit der Deutschen zu suchen. Er beginnt sein Buch mit einem ganzen Phalanx stumpfer Antithesen über die drei Schreibfinger der deutschen Nation. Läg' ihm

an der Schande des versäumten Nachdenkens etwas, so würd' er eine Thatsache nicht so oben in ihrem Schaume abgeschöpft haben, sondern auf die Verhältnisse zurückgegangen sein, durch welche die Deutschen in den drei lezten Jahrhunderten statt Geschichte vorzugsweise Literatur produzirten. Er würde einem Buche keine Schwulstrede in der Manier des Pater Abraham a St. Clara (s. I. S. 19) vorangeschickt haben, sondern eine erschöpfende Entwickelung der historischen Bedingungen, unter welchen überhaupt bei den Deutschen von Literatur die Rede sein kann. Hier mußte die Reformation, das kirchliche, bis jezt dauernde Zerwürfniß, die politische Auflösung und die noch währende Staatenmenge, die mangelnde Hauptstadt, zulezt das eigenthümliche Verhältniß der Deutschen zu allen europäischen Culturfragen dargestellt werden, hier mußten alle diejenigen Umstände ihren Platz finden, die den Verfasser verhindert hätten, sich einen Maßstab der deutschen Literatur beliebig aus seinen ungeschlachten Fingern zu saugen.

Wir übergehen die I. S. 24 und 25 herrschenden logischen Confusionen, wir wollen uns nicht die Mühe machen, jene bibliographisch-statistischen Zahlen zu prüfen, die Menzel hier und in seinem Literaturblatt auf's Gerathewohl so hinzuschleudern pflegt, wie die indische Mythologie ihre Tausende und Millionen; wir hören endlich (I. S. 16), daß der Verfasser „überall vom Leben auszugehen denkt, um immer wieder darauf zurückzukommen.“ Was ist das für eine Literatur, die nicht der Athem des Lebens wäre! Hat es irgend eine Zeit gegeben, wo der in der Literatur sich spiegelnde Geist nicht immer auch der Geist der bestehenden Verhältnisse war? Menzel preis't das Leben. Er nennt das Leben Etwas, das die Literatur nie erreichen könne, und sezt damit eine Vergleichung fest, an die niemals Jemand gedacht hat, weil das Leben etwas genetisch anderes ist, als die Literatur. Dies ist die unredliche Methode dieses Mannes, daß er Dinge gegen einander streiten und abgeschäzt werden läßt, die, in sich abgerundet, einer

vergleichungsweisen Werthbestimmung gar nicht bedürfen. Durch solche Parallelen wird die Jugend confus gemacht und lernt Dinge geringschätzen, von denen sie gehört hat, daß sie durch etwas Anderes zwar nicht ersezt, aber übertroffen werden. Doch es ist nicht einmal wahr, daß das Leben über der Literatur, der moralische Mensch über der Psyche steht, das Instrument über der Musik, der Athem über dem Worte. Wer darf sagen: „Die Sprache hat Gränzen, das Leben keine; den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen.“ (I. S. 17.) Das ist Wahnsinn! Die Literatur ist in ihren Gegenständen unbegränzter, als das Leben. Der Dichter blickt mit geistigem Auge tiefer in die unsichtbare Welt, als die bunte Gallerte, die in den Augenhöhlen des physischen Menschen schwimmt.

Ein zweites Kapitel ist der Nationalität gewidmet. Ich erschrecke, wenn ich höre, daß Menzel dies Wort in den Mund nimmt. Denn es kommt immer darauf hinaus, daß er uns dann eine Bruta-

lität zumuthen wird, daß wir ihm Bescheid thun sollen, wenn er aus seinen patriotischen Blutbechern zecht. Ist es nicht gräßlich, daß hier ein Vampyr in Gestalt eines Volksfreundes ausruft, daß „einst durch uns noch Ströme von Blut durch Frankreich rinnen werden?" (IV. 208.) Ich liebe die Heimat, in welche ich meine Jugendschwäche verbergen kann, und die metallene Sprache, welche dem gereifteren Manne dient, seines Herzens Geist und Empfindung auszusprechen; aber Schande jenem Elenden, der, ewig die Nation und immer die Nation beschwörend, der Nation Angst macht, als thäte sie Etwas, das der Nation nicht würdig wäre; der auf seinem Römerzuge, den er im verflossenen Jahre machte, die grausam-wollüstige Absicht genährt zu haben eingestand, daß er bei der armen Sklavin Italia sich an den wunden Flecken weiden wolle, die an ihr von den einst getragenen Hohenstaufen-Fesseln zurückgeblieben sind!

Was wird Menzel hier von der Nationalität zu sagen haben? Er wird das eigenthümliche Gepräge deutscher literarischer Schöpfungen hervorheben, er wird den Genius der deutschen Sprache mit ein wenig Philosophie entwickeln, er wird die charakteristische Physiognomie bezeichnen, welche noch alle Literaturfragen angenommen haben, wenn sie sich den deutschen Gränzen näherten; er wird endlich Dasjenige beifügen, was er aus seiner eigenen böswilligen Meinung über das Prinzip einer Weltliteratur zu sagen hat; — aber von dem Allen Nichts! Einige Trivialitäten über deutsche Sinnigkeit und Innigkeit eröffnen den Reigen seiner Anmerkungen; es folgt statt einer Metaphysik des deutschen Styls eine Mischung von Phrasen über die deutsche Sprache und zulezt ein weitläufiger Redesalm über den Purismus, wo unter andern Wunderlichkeiten auch (I. S. 51) diejenige vorkommt, daß Menzel sich für den einzigen deutschen Schriftsteller hält, der statt entsprießt entsprossen sagt. Woher ist wohl dieser

Irrthum entsprießt? Sollte er nicht aus derselben Quelle entsprießt sein, aus welcher Menzel einige Zeilen darauf sich sagen läßt: „Ich sehe im Geist den Leser lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieses Buch in die Hände und diese Stelle in die Augen fällt.“ Nach fünfhundert Jahren! O dies ist gewiß nicht aus dem Born der Bescheidenheit entsprießt!

Dieselben Trivialitäten wiederholen sich in dem dritten Kapitel über die Schulgelehrsamkeit. Hier werden von allen Dingen und Verhältnissen immer nur die Aeußerlichkeiten und gleichgültigen Manieren abgeschöpft. Hier soll von der Gelehrsamkeit gesprochen werden, und Menzel spricht von der Schulmeisterei. Hier sollten die Uebergänge aus dem ehemaligen Zunftzwange der Scholastik und der akademischen Disciplinen in die freiere Bewegung des Gedankens, die Uebergänge aus der traditionellen Form in die individuelle, aus der Richtigkeit in die Schönheit nachgewiesen werden; aber statt Dessen erblicken

wir nur einen übermüthigen Burschen, der seinem Lehrer den Zopf fest bindet und denjenigen am tödtlichsten haßt, der ihn lesen lehrte. Das ist das Ganze des Menzelschen Witzes: der Zopf, die Perüke und das Bett des Prokrustes! Es ist eine Schande, dies eingelernte somnambüle Räsonniren zwischen Schlaf und Wachen! Wie lange wird Menzel die Macht behalten, seine hundertmal wiederholten Gemeinplätze vor der Nation auf's Neue aufzutischen? Scheint er noch etwas anders auszufüllen, als die Rolle eines Nationalräsonneurs?

In einem neuen Ansatz will Menzel den Einfluß schildern, welchen die fremden Literaturen auf die Deutsche hatten. Vielleicht trägt er hier nach, was er in seinem zweiten Capitel übergangen. Allein nirgends wird das Werthvolle und Bedeutsame anerkannt, das in der Adoption fremder Eigenthümlichkeiten liegen kann. Nirgends erhebt sich die Darstellung über das Affenprinzip der Nachahmung. Menzel spricht mit einer Nation von Kindern, die er unauf-

hörlich schulmeistern muß. Sein Standpunkt ist immer das niedrige, äußerliche Fabrikanteninteresse. Es ist leicht bewiesen, daß die künstlichen Rosengärten nicht so üppig duften, wie die Rosenhaine des Orients, und daß ein östlicher Stieglitz niemals eine westliche Nachtigall wird; aber hat die Manierennachahmung nicht ihren eigenthümlichen Werth? Steht sie nicht unter Bedingungen, die doch von der bloßen Schwäche der Selbsterfindung ein wenig verschieden sind? Wenn Menzel den Einfluß des Herderschen Cosmopolitismus auf die deutschen Sangesweisen anzuerkennen weiß; warum scheut er sich, eh' er das Falsche der Nachahmung aufdeckt, auch ihren guten Einfluß auf die oft stagnirende heimische Poesie nachzuweisen? Allein solcher Anforderungen müssen wir uns bei der Lektüre dieses oberflächlichen Buches zu entwöhnen suchen. So oft wir sie machen, werden wir uns durch das zusammengestoppelte Machwerk getäuscht finden.

Man muß Menzeln die Gerechtigkeit lassen,

daß wenn er in der Literatur auch nicht den Waizen zu sichten versteht, ihm doch die Beurtheilung der Spreu recht gut gelingt. Allein in dem nächsten Kapitel über den Verkehr verläßt ihn auch diese Fähigkeit. Man sollte denken, über das ordinäre Bücherwesen vom merkantilischen Standpunkte würde ihm ein tüchtiges Wort entfallen; aber selbst den hier einschlagenden Thatsachen ist seine Combination nicht gewachsen. Er spricht unaufhörlich von dem Zudrange zum Studiren. Ist das seit sechs Jahren nicht eine Phrase geworden? Bemerkt man nicht auf allen Universitäten eine empfindliche Abnahme der Frequenz, die mit den politischen und neuerweckten merkantilischen Tendenzen unserer Zeit zusammenhängt? Menzel schrieb ein Buch für eine Zeit, die sich ihm unter der Hand geändert hat. Er ergeht sich in burschikosen Demonstrationen gegen die Trägheit und Philisterei unsrer Zeit; aber unsre Zeit trägt eine andere Physiognomie, als die Restaurationsperiode. Verstünde es Menzel, ohne Vorurtheile,

mit der Bescheidenheit des Empirikers, jeden Gegenstand in seine wahren Theile zu zerlegen, so würde er entdeckt haben, daß man weder auf Trägheit noch Philisterei bei unsern Zeitgenossen stößt, wenn es sich um einen Durchschnittscharakter handelt, sondern überall auf den Egoismus. Der Eigennutz ist dasjenige Princip, mit welchem die Literatur sich abzufinden hat. Der Eigennutz ist kein Feind der Literatur; im Gegentheil, er begünstigt die Ideen. Denn die Ideen sind der Ausdruck der modernen Bildung, und jeder Capitalist strebt danach, sich allmälig in einen Rapport mit den Dingen zu bringen, welche dem Reichthume noch einen höheren Schmelz geben, als den des Goldes. Das ist es: unsre Geldaristokratie strebt nach dem falschen Scheine, als wäre sie Dessen würdig, was sie besitzt, und will durch eine spätere Consequenz der Klugheit Dasjenige rechtfertigen, was der Act des Eigennutzes doch immer schon antizipirt hat. Hier ließen sich die interessantesten Fragen entwickeln. Hier konnte das zukünftige Horoscop

der Literatur gestellt werden; aber die feine Speculation ist nicht die Sache Menzels. Er ersezt die Thatsachen durch seine luftigen Combinationen, und muß dabei freilich auf Zumuthungen herauskommen, vor deren Albernheit man in der That — erschrickt.

Endlich aber sind wir über die Propyläen des labyrinthischen Buches hinaus. Wir treten zum ersten Male zu einem festen Gegenstande heran. Dies ist die Religion. Aber armseliger ist das Evangelium nie gepredigt worden. Herr Menzel will uns das Wesen der Religion erklären. Er bedarf daher eines Regulativs, um die verschiedenen Aeußerungen des religiösen Bedürfnisses zu charakterisiren, und wählt dazu, — sollte man's glauben! — die vier Temperamente. Das ist Menzels großer patentirter Kunsthandgriff, mit dem er über Alles etwas zu sagen weiß. Er wird bei keinem philosophischen Begriffe in Verlegenheit kommen, wenn er ihn nur nach den vier Temperamenten von vier verschiedenen Seiten darstellen kann. In diesem Buche spukt dieser Spiritus

familiaris noch an verschiedenen Orten, unter Andern theilt er auch die Lyrik nach den vier Temperamenten ein. Ist dies in der That Armuth? Oder entspricht dieses Theilungsprinzip recht eigentlich dem Genius Menzels, der auf Nichts, als überall auf eine in der Luft fechtende Leidenschaft herauskommt?

Doch kann man sich hierüber bald verständigen: wenn nur die Thatsachen richtig wären; wenn nur dieser Abschnitt über die Religion nicht von Fehlern wimmelte, die ihm Gott, aber nie ein deutscher Kritiker vergeben wird! Wir wollen darüber hinwegsehen, daß (I. 145) Juvenal mit Lucian verwechselt wird, daß einige Zeilen höher jene gesunde Aufklärung, die sich nicht mit Illusionsguirlanden umwindet, für platte Holländerei gilt. Menzel ist einmal ein Mann, der sich gewöhnt hat, über seine Nation in ewigen Turnersprüngen hinwegzusetzen, ein Nickel, der sich untersteht, wenn von der gesammten geistigen Thätigkeit eines Volkes die Rede ist, immer im schmutzigen Hemde seiner unanständigen Redensarten

zu erscheinen. Aber was sagt die Geduld zu einem Satze, der sich mit hochwichtiger Miene (I. 129) dahin auszudrücken beliebt: „Daß sich in einer sittlichen Religion keine Sinnlichkeit, in einer sinnlichen keine Sittlichkeit, in einer Gefühlsreligion kein Verstand, und in einer Verstandesreligion kein Gefühl findet!“ Himmel, welch eine tiefe Entdeckung! Welch ein heiliger Prophet lehrt uns hier, daß sich im Wasser kein Feuer, im Feuer kein Wasser, in der Luft keine Erde und in der Erde keine Luft befindet! Menzel wüthet gegen das Orakeln der deutschen Katheder; aber ist je eine Trivialität orakelhafter verkündigt worden!

Wenn Menzel keinen Verstand hat, das ginge noch; aber er entstellt auch die Geschichte. Seine historische Darstellung der deutschen Theologie wimmelt von Unrichtigkeiten. Er beginnt die Aufführung einiger modern-katholischen Tendenzen mit einer Parallele, die sogleich falsch ist. Er sagt, der Ursprung dieser Tendenzen sei gewesen (I. 161): „Wie auch

in der Malerei Overbeck und Cornelius eine Rückkehr aus dem verdorbenen französischen Geschmack zum altdeutschen und altitalienischen bewirkten.“ Dies ist eine frappante Behauptung! Wie? Cornelius vertrieb den französischen Geschmack? Zwischen dem französischen und neudeutschen Geschmack liegen nicht Namen, die etwa Mengs, Carsten und Tischbein heißen, liegt nicht die neue Zeichnerschule des vorigen Jahrhunderts? Doch, ein Glück für Menzel! Es ist hier zunächst nur von der Religion die Rede.

Bei den katholischen Tendenzen ist aber nur das Bekannteste aufgezählt. Es fehlt nicht nur die originelle Dogmatik von Hermes, die eine eigene Schule bildete, und so ausgezeichnet war, daß sie Rom verbieten mußte, sondern auch die Fraktion Papst, Sengler, Günther ist ganz übersehen, nicht weniger die Möhler'schen symbolischen Streitigkeiten, welche in neuerer Zeit so viel Aufsehen gemacht haben. Wir würden diese Verstöße nicht erwähnen, wenn Menzel sich nicht mit einer speciellen

Eingeweihtheit in seine Gegenstände brüstete, wenn er nicht eine durch und durch authentische Bekanntschaft mit der deutschen Theologie affectirte. Menzel ist zu arrogant, als daß er für einige Fächer seiner Unkenntniß sich bescheiden sollte, muß aber dann so komisch in die Irrthümer hineinstürzen, wie sie sich auf jeder Seite seines Berichts über deutsche Theologie finden. I. 213 wird der alte Professor Schwarz in Heidelberg, der sein Lebtag als Pietist der Philosophie aus dem Wege gegangen ist, ein — Schellingianer genannt! Den Pietismus selbst nennt Menzel (I. 220) „unscheinbar und geräuschlos" und kennt also die bedenkliche Aufregung nicht, in welche ganze Distrikte des deutschen Vaterlandes durch den Pietismus versetzt sind. Das Drolligste ist ihm wohl I. 196 passirt. Hier will er diejenigen deutschen Theologen aufführen, welche sich in neuerer Zeit um den Bibeltext verdient gemacht hätten, und stellt neben Rosenmüller und Gesenius — Wetstein! Wetstein war ein Holländer und lebte in

Amsterdam um den Anfang des vorigen Jahrhunderts!

Ich schrieb im Jahre 1832 für das Literaturblatt Menzels einen langwierigen Artikel, der die neuen Erscheinungen der deutschen Theologie zu ordnen suchte. Hier hatt' ich recht Gelegenheit, die Ignoranz des Herrn Redakteurs kennen zu lernen. Nach fünf Namen, die ich meinem Artikel einverleibt hatte, ließ er, obgleich Corrector seines Blattes, immer den sechsten in der Verpfuschung des Setzers stehen. Professor Kuinoel in Gießen figurirte als Kumrel; Professor Nitzsch in Bonn, erst als Prof. Pitzsch, später sogar als Prof. Witzsch! Ja, ich finde, daß Menzel jenen Aufsatz benuzt hat, aber so, daß es eine Schande ist. Im Literaturblatt 1832 Nr. 54. S. 213 steht: „Da im Schleiermacherschen System die Kritik eine entscheidende Stimme haben mußte, so ist aus ihm die historische Kritik des Neuen Testamentes hervorgegangen, in welchem Fache deutscher Scharfsinn Erstaunenswerthes geleistet hat. Die

äusserst zahlreiche Klasse seiner Anhänger und Schüler sonderte sich wieder nach gewissen Modificationen. De Wette auf der einen Seite, in der Mitte die scharfsinnigen Kenner des Bibeltextes und der Kirchengeschichte, wie Lücke, Gieseler, Olshausen u. s. w.“ Daran schloß ich eine Anzeige der theologischen Studien und Kritiken. — Wie pflügte nun Menzel mit fremdem Kalbe? Er sagt frischweg S. 240: „Die vorzüglichsten Anhänger der Schleiermacherschen Schule sind De Wette, Sack, Lücke, Gieseler, Umbreit, Ullmann.“ Ist eine solche Behauptung erhört? Ich sprach von der historischen Kritik, Menzel spricht von der Dogmatik. Hat De Wette nicht sein eignes System, das mit Fries so verwandt ist, wie das Schleiermachersche mit Jakobi? Wie kann man Lücke, Gieseler und Umbreit Schüler eines Mannes nennen, den sie in Dem, worin sie selbst Meister sind, bei Weitem übertreffen? Endlich weiß jeder Kenner der deutschen Theologie, daß

Ullmann der Schatten von Neander ist. Wenn die Schüler Schleiermachers genannt werden sollten, so kam es auf Namen, wie Twesten, Hase, Braniß u. s. f. an.

Man kann aus den hier von Menzel bewiesenen Schülerhaftigkeiten leicht abnehmen, was er über den Meister selbst sagen wird. Auf die unverschämteste Art erlaubt sich der Literarhistoriker über Schleiermacher zu sprechen. Menzel kennt ihn nicht. Um ihn aber herabzusetzen (ich weiß, daß dies aus Rache geschieht) ergeht er sich in ganz heterogenen Diatriben, die mit Schleiermacher durchaus nichts zu schaffen haben. Es werden Invektiven und Lehren an ihn angeknüpft, die auf Alles passen, nur nicht auf Schleiermacher. Menzel will um jeden Preis, daß dieser große Denker eine Religion für Gebildete gelehrt habe. Nach einer ihm bereits von mir öffentlich gegebenen Zurechtweisung wagt er nicht mehr, dies auszusprechen, deutet es aber durch boshafte Schlangenwindungen an, die darauf heraus-

zukommen scheinen. Man kann denken, wie bei einem so frivolen Verfahren die literarischen Verdienste Schleiermachers gewürdigt werden! Die Uebersetzung des Plato erscheint Menzeln abgeschmackt. Nirgends verräth sich ein Sinn für die wundervolle dialectische Virtuosität Schleiermachers, für seinen von dem ringenden Gedanken göttlich angeglühten Styl, der sich eben so architektonisch aufbaut, wie die Görres'sche Sprache, nur mit weit weniger Geräusch und mit weit mehr innerer logischer und gemüthlicher Wahrheit. Ich bringe Menzel gern mit Schleiermacher in Verbindung, weil er vor Niemanden so geringfügig erscheint, wie vor diesem immer in die Tiefe arbeitenden Denker. Menzel und Schleiermacher ist ein Contrast, wie wenn man sich hier einen Geist wie Ariel denkt, und dort einen farcirten Wildenschweinskopf, in dessen Rüßel ein komischer Fleischer eine Hand voll welker Blumen gesteckt hat.

Hoffen konnte man, daß Dasjenige, was in dem

Kapitel über die Theologie verdorben war, vielleicht in dem zweiten, welches nun über die Philosophie folgt, werde gut gemacht werden. Aber wir irren uns. Wir stoßen auch hier nur auf eine Behandlung, wo sich Oberflächlichkeit und einseitiges Urtheil abwechseln. Die Charakteristik der deutschen Philosophen ist fast wörtlich aus Tennemann genommen. Was bei Kant gesagt wird, ist wieder Dasjenige, was bei Schelling fehlt, und was bei Schelling zu viel geboten wird, daran ist wieder Mangel, wenn von Kant die Rede ist. Denn bei Kant finden wir die Auszüge aus Tennemann recht faßlich wieder gegeben; allein da ihn Menzel selbst nicht gelesen hat, so fehlt eine Beurtheilung Kants vom literarischen Standpunkte. Kein Wort findet sich über Kants Methode, die für die Behandlung aller Wissenschaften in Deutschland so eingreifend wurde, kein Wort über die Physiognomie seiner Schriften, kurz über Fragen, über welche sogar Heine, dem man es am wenigsten zutrauen sollte, Antwort

gegeben hat. Dagegen konnte sich Menzel bei der Darstellung Schellings weniger unbedingt dem Tennemann'schen Buche hingeben. Mit Recht; denn Tennemann war gar einseitig gegen Schelling. Menzel beschränkt sich deßhalb auch nur auf Dasjenige, was an Schelling äußerlich ist. Weit entfernt, eine authentische Darstellung des transcendentalen Idealismus zu geben, begnügt sich Menzel für diesmal, nur von der äußerlichen Physiognomie dieses Systems zu sprechen, wie es aussieht, wonach es riecht, worauf es angewandt werden kann. Menzel sagt uns Nichts über die Schelling'sche Philosophie; noch einmal mit Recht; denn Tennemann ist sehr einseitig; aber er zieht ihre Consequenzen, er spricht sehr weitläufig über das historische und das vernünftige Recht, und hat gegen Herrn von Rotteck Dutzfreundschaft genug, ihn gegen Herrn von Schelling in die Wagschale zu legen. Auch die Fichte'sche Philosophie wird nur wenig in ihrer Theorie berücksichtigt, weil natürlich Tenne-

mann, als Kantianer, auch gegen Fichte einseitig ist. Endlich aber soll I. S. 287, Jakobi einen Schüler besessen haben, der Christian Weiße hieß und mit Köppen zusammengenannt wird. Christian Weiße? Wenn das nur keine Verwechslung ist, und zulezt auf den Professor Chr. H. Weiße in Leipzig herauskommt, der ein untreu gewordener Schüler Hegels, aber niemals ein Adept Jakobis war!

I. 305 stellt Menzel eine Behauptung auf, die erst dann richtig ist, wenn man sie in ihr Gegentheil übersezt. Steffens war es nicht, der die Aristokratie der Geistreichen erfand, sondern Derjenige, der sie bekämpfte. Ja, Menzel hat aus eignen sparsamen Mitteln das Möglichste dazu beigetragen, die Charakteristik der Autoren als geistreich in Umlauf zu bringen. Was ihm schwer wird, prägnant zu anatomiren, da hat er sich noch immer geholfen, es geistreich zu nennen. Seine Freunde, Nachbarn und Gevattern, z. B. Bührlen, sodann

Leute, vor denen er sich fürchtet, z. B. Seybold nennt er kurzweg, um nur aus der Falle zu kommen, geistreich. Er hat in seinen Lorbeerrezensionen mich so lange geistreich genannt, bis ich ihm mit dem Lorbeerkranze über den Kopf gewachsen war, und er mit meiner literarischen Stellung noch einmal von vorn anfangen mußte. Uebrigens schließt das Kapitel über die Philosophie mit Trivialitäten, deren Wirkung gerade dadurch um so komischer wird, je prophetischer der Ton ist, in welchem sie vorgetragen werden.

Erst mit dem siebenten Kapitel, welches aber schon den zweiten Band beginnt, scheint Menzel endlich seines Stoffes Herr zu werden. Es ist nämlich der Pädagogik gewidmet. Man weiß, daß der Elementarunterricht Menzels eigentliches Fach war, daß er darauf seinen akademischen Grad bekommen hat, und überhaupt von der Kleinkinderschule aus sich mit einem polemischen Flitzbogen eine Bresche in die Mauern der Literatur schoß, die er dann später

im Sturm nahm, um in Ermanglung der Fahne eine Windel aus der Aarauer Cantonsschule darauf zu pflanzen. Die Birkengerte, naß gemacht mit patriotischen Phrasen, hat er zum Prinzip der Literatur erhoben. Alle seine Maßstäbe waren von den kahlen Schulwänden genommen. Er hat Göthe, Schiller wie Abecedarier beurtheilt und es versucht, das Schriftwesen aller Nationen auf die Einfachheit einer Fibel zu reduziren.

Auch das hat sein Gutes. Wir können nicht eher den Klopstock lesen, ehe wir nicht buchstabiren gelernt haben. Allein Menzel hat sich nicht blos die Tugenden, sondern auch die Laster eines Schulmeisters angeeignet. Die Grobheit, der Collegenneid, die Lust an der Angeberei, der Haß der höhern Gelehrsamkeit, dies Alles bildet einen schönen Verein von Bosheitsstoffen, der zulezt das moralische Leben eines ganzen Menschen innerlich aufgerieben hat. Ja ich muß wohl sagen, daß das ewige Räsonniren Menzels auf die deutschen Lehrer, in denen er nur

Pedanten sieht, sich wie eine baare Verrücktheit anhören läßt. Gehören denn diese Brodneidigkeiten in die deutsche Literatur? Ist der Pedantismus, wenn er vorhanden ist, nicht Etwas, das aus der allgemein menschlichen Natur entspringt, und was in Frankreich, Italien und England noch weit toller zum Ausbruch kommt? Gewiß, das gehört in die Seelenlehre, aber nicht in die Literatur.

Menzel tobt, recht wie ein Real- und Elementarschullehrer, über den Humanismus. Er weiß ihm die abscheulichsten Dinge nachzusagen, recht wie ein Winkelschulmeister, der sich ärgert, daß man die Kinder in's Gymnasium schickt. Menzel hat keine Idee von dem Werth der humanistischen Studien. Lessing hatte davon eine Idee. Lessing sagte, daß die Dinge in der Jugend nur gelernt würden, damit man sie im Alter wieder vergäße. Lessing behauptete, daß Dasjenige, was aber nicht vergessen würde, die formelle Bildung des jungen Kopfes wäre. Wenn es einmal darauf ankommen soll, daß

man ordentlich reden und schreiben lernt, so gibt es keine Sprache, die zum Studium besser geeignet wäre, als die lateinische, keine, die dies Studium besser ergänzte, als die griechische.

Und doch ist der Ankläger nicht einmal consequent. Er entwirft ein übertriebenes Gemälde des einseitigen Humanismus, er entwirft es historisch, und will eben zu Rousseau übergehen. Aber unfähig, Gerechtigkeit zu üben und noch am verfehlten Schluß den ehrlichen Anfang zuzugestehen, wirft er sich auf Rousseau, mit einer Bosheit, die jezt noch versteckt ist, sich aber in Kurzem auf andrem Terrain noch giftiger ausspritzen wird, wenn Rousseaus Name in den neuesten Streitigkeiten wegen einer „jungen Literatur" noch öfter sollte genannt werden. Warum trittst du nicht offen heraus? Warum sagst du nicht jezt, eben jezt schon, daß du Rousseaus Leben als die Summe aller weibischen Laster darzustellen gedenkst, mit derselben Rohheit, die dir auch gegen Bürger (IV. 104) kein Verbrechen mehr dünkt? Bürger hatte das

Unglück, seine Frau falsch zu wählen, und die Schwester derselben zu lieben. Dies ist Grund genug für unsern plötzlichen Sittenreformator, ihn mit versteckter Malice zu behandeln. Es ist ein Wildpret, das er sich einstweilen aufgejagt hat, und das er erst in der dritten Auflage seines Buches, von dem er träumen muß, da fünf Jahrhunderte lang sind, vollends zu erlegen gedenkt. Menzel wird uns schon zeigen, wie man in der Literatur die Mosheim'sche Moral wieder zu Ehren bringt!

Und ist es nicht, um Rousseau und Bürger als arme Sünder zu schildern, so ist es jedenfalls eine charakteristische Eigenheit des Verfassers, daß er Maß und Ziel nicht kennt, daß ihm die literarische Oekonomie eine fremde Tugend ist. Daß Rousseau und Basedow den Gegensatz zum alten Humanismus bilden, ist unläugbar; eben so daß sie ihr komisches Extrem hatten. Nun sind kaum die alten Irrthümer gezeichnet; Rousseau und Basedow suchten sie zu verbessern: Warum in einem Athem gleich

wieder Spott gegen ihre Tendenzen? Man lasse ihnen doch erst ihr Gutes! Man nenne erst ihr Verdienst und dann ihre Schwäche! Das ist eine unerhörte Rohheit, an allen Dingen blos das wunderliche Extrem zu sehen und sie so zusammenstellen, als wäre der Erzähler nur jener einzige Große, der sich zu allen Zeiten seinen kleinen Verstand erhalten hat!

Schließlich sind die Ausfälle gegen Herrn von Fellenberg frech. Dieser Mann figurirt hier unter dem Namen eines servilen Berner Patriziers, so daß es Menzeln unbekannt zu sein scheint, wie dieser sich noch immer den liberalen Abstimmungen angeschlossen hat. Das Institut Fellenbergs hatte einen andern Zweck, wie das Pestalozzische: wie kann man die andere Einrichtung tadeln! Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß von der Straße aufgeraffte, zum Handwerksstande bestimmte Knaben nicht in derselben Art unterrichtet werden konnten, wie andere, welche die Universität beziehen sollten? Dies läugnet Menzel und schreit in

Deutschland einen Lärm über das Hofwylsche Institut hinein, daß man wieder versucht wird, an einen Schulmeister zu denken, der seinem Collegen nicht das Leben gönnt, viel weniger das liebe Brod.

Im achten Kapitel sollte man nicht weniger glauben, daß Menzel hier zu Haus wäre. Er spricht über Geschichtschreibung, über ein Feld, das er seit seiner mißlungenen Geschichte der Deutschen seine Heimát nennt. Allein in den Fächern, wo nicht die offenbare Ignoranz der Registrator ist, da ist es der boshafte Neid. Johannes von Müller hat seine Fehler, und sogar einige von denen, die Menzel zu rügen pflegt, aber es verlezt doch alle Schranken der erlaubten Polemik, wenn Müller deßhalb (II. 98) ein Vaterlandsverräther gewesen sein soll, weil Zschokke in seiner Manier eine deutsche Spezialgeschichte schrieb! Man soll keine Spezialgeschichte schreiben? J. Möser mußte erst den patriotischen Ablaß kaufen, ehe er Osnabrückische Geschichten schrieb? In der That, das

heißt viel Wahnsinn aufbieten, um Deutschlands Einheit zu erhalten!

Menzel glaubt, in diesem Abschnitt viel von Herder reden zu müssen; aber Herder's Ideen waren nicht der Geschichtsschreibung, sondern der Geschichtsphilosophie gewidmet. Eben so wenig bereitete Herder das historische Recht Schelling's vor, wie Menzel angibt. Eben so wenig rettete er aus der Geschichte die Nationalität. Herder's Prinzip ist die Nachweisung des Menschlichen in der Geschichte, so daß er mehr daran dachte, Cosmopoliten als Patrioten zu bilden. Es steht Menzeln recht gut, wenn er Achtung vor großen Geistern zeigt, nur soll er nicht glauben, daß sie in die Welt gesandt wären, um auf seine Abgeschmacktheiten schon im Voraus hinzuweisen.

Die Ansicht, welche hier ferner über Friedrich von Raumer ausgesprochen wird, ist, milde gesagt, nichtswürdig. Er sagt (II. S. 120): „Man muß Herrn von Raumer und vielen Andern seiner

Gattung ihre Parteilichkeit verzeihen. Im Staats=dienst, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Censur, sondern selber Censor — wie kann man da anders schreiben, als Herr v. Raumer schreibt?“ Dies ist karthaginensische Perfidie! So stinkend ist lange nicht in der Literatur gelogen worden! Ich will mich nicht zum Champion des Herrn v. Raumer aufwerfen; aber ganz Deutschland kennt die Unerschrockenheit, mit der er gegen die Censur in die Schranken trat: ganz Deutschland liest in seinem neuesten Werk über England die unzähligen, für ihn so mißlichen Invektiven gegen die Censur, und hier wagt ein Neidhart, denselben Mann gerade Das zu nennen, wogegen er mit persönlicher Gefahr kämpft! Das ist ein herzlich schlechter Streich!

Den Beschluß des Kapitels macht ein Notizen=wust, dessen Unrichtigkeiten wir nicht aufstöbern wollen. Ein Literator, der vom noch lebenden Bischof Pyrker behauptet hat, er wäre einst Sklave in Algier gewesen, der in Hessen=Kassel von einem

Zweikammer-System spricht und einen Deputirten dieses Landes zum Professor in Gießen macht, darf auf ein öffentliches Zutrauen in seine Angaben keine Ansprüche mehr machen.

Eben so unzuverlässig, wenn auch in anderer Rücksicht, ist das nächste Kapitel über die Politik. Jemand, der selbst ohne Meinung ist, hat gut über die Meinungen Anderer urtheilen! Menzel theilt hier und dort seine Kolbenschläge aus, er balgt sich mit jeder Partei auf dem Boden herum, er hat von Herrn v. Rotteck eben so viel Gutes, wie Böses zu sagen. Der Behendeste kann diesem lazertenartigen Davonschlüpfen nicht nachkommen: Menzel zeigt uns hundert Farben zu gleicher Zeit, wie ein Chamäleon. Doch wiederhol' ich meine frühere Behauptung über ihn: Menzel hat nicht nur keine Meinung, sondern auch Furcht. Ja man kann sagen, er hat nichts als Furcht. Im Status quo wird er immer auf der linken Seite stehen, obschon er schmerzlich fühlt, daß die Romantik auf der rechten Seite

steht. Und dennoch verwirft er jede Veränderung des Status quo: er hält sich nicht mehr für sicher, wenn die linke Seite siegen sollte. Das ist es: er fürchtet Niemanden mehr, als seine eigenen Freunde. Ich werde ein politisches Lustspiel schreiben, worin ich den Charakter des Herrn Menzel consequent durchzuführen gedenke.

Wollte sich der Verfasser zum Jüste-Milieu bekennen, so hätt' er's lieber bei der Jurisprudenz thun sollen, als bei der Politik. Hier würd' es ihm gut gestanden haben, wenn er die beiden Extreme der römischen und der germanischen Schule getadelt hätte. So aber muß das römische Recht eben so grundschlecht, wie das Germanische unübertrefflich gut sein. Einem Blinden ist schwer von der Farbe sagen. Ich unternehm' es nicht, Menzel auf die innere Consequenz des römischen Rechtes, die höchstens nur von der Philosophie der römischen Sprache übertroffen wird, aufmerksam zu machen. Nur das Publikum erinnr' ich daran, was es in diesem Buche an

Einseitigkeiten und Parteigezänk finden kann. Wenn ich sage, daß sich an wenigstens sieben Stellen die Notiz über den Professor Hugo findet, der die Sklaverei soll empfohlen haben, und daß dies an allen sieben Stellen nur dem römischen Rechte zugeschrieben wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von diesem leidenschaftlichen Getriebe, das sich für Urtheil ausgibt.

Nachdem endlich über Nationalökonomie nur Unrichtiges mitgetheilt ist, und z. B. II. 278 von einer Statistik der Bevölkerung gesprochen wird, die Biunde geschrieben haben soll, die aber, wie Jedermann weiß, von Bickes ist, und nicht von Biunde, der eine Seelenlehre schrieb! so nimmt die Darstellung einen Ton an, der sich (bei dem Anfang über Politik) von dem Wispern eines Heimchens bis zum Bramarbasdonner eines Wachtmeisters gesteigert hat. In der That, Menzel zieht den Säbel und ficht einige mörderische Flachhiebe über Militärwissenschaft durch die Luft. Nichts bleibt ihm unbekannt. Er spricht über Montecuculi, wie über die

weiblichen Romanschriftsteller. Eine Zaghaftigkeit, die kein Pistol abzuschießen wagt, will hier die Welt erobern. Ganze Kanonaden werden im Kreuzfeuer losgelassen, die Infanterie rückt mit gefälltem Bajonette an, die Cavallerie drängt schaarweise der vorauspoussirten Artillerie nach, die Erde bebt und der Vorhang des zweiten Theils fällt mit dem Bewußtsein, daß, wenn Napoleon nicht gekommen wäre, gewiß Herr Menzel würde gekommen sein.

Doch der Pulverdampf verzieht sich. Es wird wieder lichter Tag. Die Sonne steht am Himmel, und die weiten Felder Natur und schöne Kunst breiten sich vor unsern Augen aus. Die Naturwissenschaft treibt Menzel vorzugsweise als Dilettant, doch betrachtet er sie durch die Schelling-Oken'sche Lupe. Eine genetische Entwicklung der deutschen Naturwissenschaft vermissen wir, der Streit des Vulkanismus und Neptunismus ist mit keinem Worte berührt, die optischen und geologischen Untersuchungen stehen eben so wenig, wie Göthe, der

an ihnen so wesentlichen Antheil nahm, im Vordergrunde. Statt dessen erhalten wir wieder einen ganzen Weichselzopf von Notizen über hundertlei Dinge, die in die deutsche Literatur passen, wie die Faust auf's Auge. Was hat die deutsche Literatur von der Leidner Flasche? Eben so jagt Menzel da nach Notizen, wo er sogar in die Medizin pfuscht und die Homöopathie empfiehlt, deren Grundsatz: Gleiches mit Gleichem! wenigstens moralisch tief aus seiner Seele gekommen ist. Auffallend für einen Ketzerrichter ist dabei, daß er III. S. 72 in einer langweiligen Rezension des Schubert'schen Buches über die Seele sagt: daß ihm die muhametanische Vorstellung vom ewigen Leben „weniger abgeschmackt“ scheine, als die christliche. Ich habe gegen die Sache wenig, sondern rüge nur die Inconsequenz des Großinquisitors.

Seine berüchtigte Darstellung der deutschen schönen Literatur beginnt Menzel, indem er über die deutsche Sinnigkeit spricht, mit einer sehr großen

Unsinnigkeit. Er sagt (III. 114), daß die Eigenthümlichkeit der Deutschen das Romantische wäre. Wäre Verstand in dieser Behauptung, so müßten wir doch schließen können, daß die Eigenthümlichkeit der Alten das Classische war. Wer kann das Leztere sagen, ohne eine abgeschmackte Tautologie auszusprechen? Beweis genug, daß das Erstere nicht weniger klug ist. Ja, Menzel weiß sogar nicht einmal, was er sagen will. Das Romantische ist, im poetischen Sinne, eine Anleihe, die die Deutschen bei den romanischen Völkern aufnahmen. Diese Völker nennt Menzel die „Kinder der Sinnlichkeit", während die Deutschen als „Kinder der Treue" gelten. Dies klingt recht schön; aber die Romantik haben die Kinder der Treue ohne Zweifel den Kindern der Sinnlichkeit zu verdanken.

Menzel fühlt auch, daß man diesen Phrasennebel leicht durchschaut. Er fühlt, daß über das Romantische und Classische die Frage nach der Schönheit weit erhaben ist. Das Räthsel der Schönheit suchten

die Philosophen aller Zeiten auf entgegengesezte Weise zu lösen. Es ist bei Allen derselbe Zauber, und Jeder übersezt ihn in andere Worte. Es gibt so viel Definitionen der Schönheit, als es Systeme der philosophischen Wahrheit gibt. Jeder kann sich von ihnen die wählen, die ihm zusagt; ja man kann sie alle verwerfen, und es fragt sich nur, was man Neues dafür zu geben hat?

Ich würde nicht im Entferntesten darauf kommen, an Menzel diese schwierige Zumuthung zu stellen, wenn er sich nicht selbst anheischig machte, das Räthsel der Schönheit auf eigene Art lösen zu wollen. Menzel nimmt die Miene eines Polytechnikers an, der ein Geheimniß der Maischbereitung entdeckt hat, es aber nur versiegelt und für einen Louisd'or in baarer Zahlung verkauft. Es scheint, Menzel will auf seine Erfindung sich ein Patent geben lassen. Deßhalb wollen wir sehen, ob man ihm den Kunstgriff nicht ablernt, ohne Patent, ohne Siegel, ohne fünf Thaler Gold.

Ich fürchte sogar, hinter dieser Erfindnng steckt ein Schelmenstreich. Ich glaube, daß sie auf Etwas hinauskommt, was mit einer Prellerei viel Aehnlichkeit hat. Ganz sicher; denn Menzel sagt, das Schöne ist schön, das Schöne ist eine unerklärliche Thatsache, das Schöne würde ja aufhören schön zu sein, wenn man anfange, es erklären zu können. Das Schöne sei eine Thatsache, die in den Objekten liegt, die sich von den Objekten weder durch einen philosophischen, noch einen chemischen Prozeß abtrennen läßt.

Das haben wir nun von unserm Geheimniß der Maischbereitung! Wir kauften den Göttertrank von Neapel (Nettare di Napoli) und werden doch sterben müssen. Das Schöne ist das Unerklärliche. Ei, sieh'! Wenn ich doch meine fünf Thaler Gold wieder hätte!

Wenn das Schöne eine Thatsache ist, die sich von selbst versteht, so wird es auch wohl eine Philosophie dieser Thatsache geben. Die Philosophie einer

Thatsache ist die Zerlegung derselben in ihre Fakto=ren, die Dialektik ihrer verschiedenen Metamorphosen, ihrer auf= und absteigenden, vor= und rückwärts ge=richteten Verhältnisse. Kann man das Schöne unter diesen Gesichtspunkten betrachten? Gewiß. Dann muß es aber auch eine Aesthetik geben können.

Die Definition des Schönen ist ein feines Nadel=öhr. Menzel steht wie ein Kameel davor und will hindurchgehen; das dicke Schiffstau seiner Combina=tionen rennt die ganze Nadel um. Menzel sagt: „Die Idee liegt nicht im Geist des Künstlers, son=dern in den äußeren Gegenständen, oder im Geist des Künstlers nur in so fern, als sie im äußeren Gegen=stande liegt.“ (III. S. 149.) Wie? frägt man unwillkürlich, denkt Menzel, daß wir glauben, man könne das Schöne machen, das Schöne müsse nicht eine objektive Wahrheit in den Dingen selbst haben? Menzel deutet auf Göthe und Solger. Er sagt, Göthe trug dazu bei, die Kunst zu vergöttern. (III. 145.) Diese Behauptung ist abgeschmackt.

Göthe sezte die Kunst im Gegentheil durch die Definition herab, die Menzel so sehr an ihm zu tadeln hat. Wenn das Schöne „das Resultat einer glücklichen Behandlung“ ist: wahrlich, so ist damit nicht gesagt, daß man das Schöne auf eigene Hand machen könne!

Menzel sagt: Man müsse das Schöne vergleichen. Gut; dann kann man das Schöne auch wählen. In der That, die Wahl des Schönen macht den Künstler, und in so fern macht die Wahl des Künstlers auch das Schöne. Wer darf den Akt des Genies ausschließen? Wer kann von einer Schönheit reden, die nicht empfunden, bemerkt, gewählt und in ihrer günstigsten Beleuchtung wiedergegeben wird? Menzel scheint über diese Begriffe fortzuspringen, bei ihm dichtet, malt, meißelt sich die Schönheit selbst: sie ist das Non plus ultra der Objektivität.

Um den Unterschied der guten alten Aesthetik und der neuen des Herrn Menzel zu bezeichnen, werden

Beispiele am deutlichsten sprechen. Die alte Aesthetik definirt das Erhabene, Reizende, Komische, Rührende u. s. w. Die neue: die Idee des Mannes, Weibes, Frühlings, Todes u. s. w. Nun soll der Aesthetiker nicht mehr das Urtheil analytisch bilden, sondern synthetisch. Er soll die Ideen des Mannes, Weibes u. s. w. in ihre schönen Faktoren auflösen und zeigen, worin das Erhabene, das Reizende — Das ist wunderlich? Das Erhabene? Das Reizende? Es scheint also doch, daß wir bei der neuen Aesthetik Etwas vergessen haben? Ich glaube selbst; wir haben die alte vergessen, und werden von der neuen wohl sagen müssen, daß sie ohne die alte nicht existiren könnte.

Wenn Menzel sagt, Phidias hätte seinen olympischen Jupiter nicht nach der Idee der Erhabenheit geschaffen, sondern nach der Idee der Göttlichkeit, so ist das einmal unwahr; aber selbst wenn Juno nur das Weib sein soll, das Weib par excellence, ist dann nicht deutlich genug, daß Menzel

eine Kategorie der alten Aesthetik übersehen hat, die Richtigkeit. Das gemahlte Weib als entsprechend dem wirklichen Weib ist unter diesem Gesichtspunkte wahrlich noch nicht schön! Die Schönheit beginnt erst mit der Vollkommenheit und der Totalität. Ich glaube, auch dies sind Begriffe der alten Aesthetik.

Die Widersprüche werden zulezt kleinlaut und schülerhaft. Menzel ahnte, daß seine Schönheit nur die Wahrheit ist, und spricht plötzlich von der Idealität. Z. B. ein schönes Bild des Mannes. Worin liegt hier die Schönheit? Menzel sagt: „in etwas Abstraktem, Allgemeinen.“ Woher abstrahir' ich denn das Allgemeine? Wodurch? Sind nicht psychologische, dichterische, subjektive Thätigkeiten nöthig, um zu wissen, was zum Ideal der Männlichkeit Alles gehört? Das ist es: Das Wahre und Vollkommene ist schön, der Zauber liegt in der Einheit, und die Einheit des Kunstwerkes ist nichts Neues. Ich glaube, man kann der Aesthetik viel Neues geben; aber die Neuigkeiten Menzels sind

veraltet. Sein großer Anlauf lös't sich in athemlose Erschöpfung auf. Er greift nach dem höchsten Olymp und seine Finger umklammern Nichts, als Luft.

III. S. 172—4 gesteht unser Universalwisser ein, daß er über Musik kein Urtheil habe. Das ist sonderbar. Er urtheilt über Montecuculi und das Kreuzfeuern der neuen Ideentaktik und sagt von Mozart, daß er in der Musik, nebst Weber, den schlechten Geschmack eingeführt hat. Daß die neuere Musikschule Alles kann und Alles will und die Geschmäcke vermengt, ist wahr; daß sie es aber in Robert dem Teufel thut, liegt doch wahrlich nur im Sujet. Deßgleichen, wenn Menzel die Bescheidenheit hat, zu gestehen, daß er von Musik Nichts versteht, dann sollt' er auch die unverschämte Patronage lassen, mit welcher er die Leistungen eines gewissen Kocher hervorhebt, wo er nur kann. Herr Kocher lehrt in Stuttgart die Elemente der Musik, ist gewiß ein trefflicher Mann und darum von selbst über die

große Stellung verlegen, die ihm Menzel in diesem Buch und überall, wo nur von Musik die Rede ist, in der musikalischen Literatur einräumt. Mein Gott, in jeder großen Stadt Deutschlands gibt es einen tüchtigen Cantor, der um den Choralgesang daselbst sich Verdienste erwirbt, und im Namen dieser stillen und bescheidenen Verdienste protestir' ich gegen den Lärm, den Menzel, wo er nur kann, von seinem Vetter Kocher zu machen pflegt.

Warum ist Menzel gegen die Schauspielkunst nicht eben so gerecht, wie gegen die Musik, und gesteht, daß er von ihr Nichts versteht? Dann würde man ihm nachsehen, daß er III. S. 176 irrigerweise behauptet, Fleck hätte auf das deutsche Theater Einflüsse gehabt, die in etwas Andrem gelegen haben müßten, als in seinem klassischen persönlichen Spiel. Mit dieser Miene, als wäre Fleck ein Direktor der deutschen Bühne gewesen, schließen die Einleitungen zu Dem, was uns ferner über die schöne deutsche Literatur soll geschulmeistert werden.

Um einige patriotische Tugenden, deren Werth in Zeiten der Gefahr Niemand bezweifeln wird, zu empfehlen, hat bekanntlich Menzel das ganze Gebäude der deutschen Literaturgeschichte eingerissen und in den ästhetischen Urtheilen das Oberste zu unterst gekehrt. Bietet aus diesen zahllosen Verstößen gegen die Pietät und die Gerechtigkeit sich irgend Etwas dar, das man als Ersatz für das Verlorne aufwiegen könnte? Ist die Nation dadurch einiger geworden, daß sie Göthe, Voß, J. v. Müller, Hebel u. A. verloren hat? Oder ist in der Literatur selbst eine Revolution vorgefallen, die eine künftige Herrschaft siegreicher Geister verspräche? Das Leztere allerdings; aber die Revolution ist gegen Den gerichtet, der vielleicht ihre nächste Veranlassung war.

Schon seit zehn Jahren versucht Menzel das Interesse der Nation von ihren theuersten Besitzthümern loszutrennen. Aber wenn ihm in der That gelungen wäre, das ästhetische Urtheil der Masse gleichgültiger, kälter und altkluger zu machen; was

haben wir gewonnen? Eine Verwirrung aller literarischen Begriffe, einen Ton der Kritik, der nur polizeilichen Inquisitoren gebührt, eine Productionsunfähigkeit, die uns zulezt um den organischen Nachwuchs der Literatur bringen wird. Wenn Menzel nur in diesem Buche das Urtheil der Jugend infizirt hätte! Aber er wiederholte jede Woche seine Verwünschungen, er bemächtigte sich eines Organes, welches in seiner Sphäre die weiteste Verbreitung hat, er konnte den Schall aller seiner Anklagen verstärken, und den Terrorismus zu einer Tagsordnung machen, an die man allmälig sich zu gewöhnen lernte.

Soll man sagen, daß die Irrthümer Menzels ihn verführt haben, eine eigne Methode zu schaffen; oder trägt die Methode die Schuld der Irrthümer; kam sie seinen Absichten zu Hilfe? Ich glaube das Leztre. Niemand kann gerecht sein, der die Gesichtspunkte, welche Menzel sich aufsteckt, für gut gewählt hält. Das poetische Leben einer Nation in

nichts, als in Tendenzen aufzulösen, bald in englische, bald in griechische, bald in französische; wo bleibt da das Recht der Individualität? Die großen Geister schufen noch öfter die Tendenzen, als sie von den Tendenzen geschaffen wurden. Weil Menzel nicht im Stande ist, einen Charakter aus seiner innerlichen Nothwendigkeit zu entwickeln, so vermag er niemals den innersten Kern desselben anzugeben; sondern er trennt Dies und Jenes von seiner Erscheinung los und plazirt es an den verschiedensten Stellen seines willkürlich zugeschnittenen Literaturleistens, so daß man sich die disjecta membra der Dichter aus allen vier Welttheilen seines Buchs zusammenlesen muß.

Menzeln schwebte das Ideal einer objectiven Literaturgeschichte vor; aber er hat die Geschichte seiner Classificationssucht aufgeopfert. Das Entgegengesezteste trifft hier auf orthopädischen Streckbetten zusammen und wird gezerrt, gedehnt und schimpfirt, bis eine gewisse Aehnlichkeit herausgequetscht ist. Wir sprechen hier noch von Hölty und sogleich von

Matthison, wir würfeln den Maler Müller mit Ulrich Hegner zusammen, und müssen, wenn wir eben von Tieck sprechen, im nächsten Kapitel erst auf Lessing kommen. Hier rinnen denn freilich alle Thatsachen in einen Brei zusammen, den Menzel in eine beliebige Form kneten kann. Ein kleines Lineal reicht hin, hier zu messen und zu strafen.

Allein nicht alle Irrthümer dieser berüchtigten Darstellung kommen ausschließlich auf Rechnung der verfehlten Methode. Es ist hie und da Etwas versehen, was auf ganz andre Schuldbreter gehört; ja man kann wohl sagen, daß es überall an Etwas gebricht und sich keine Stelle in diesen Diatriben findet, gegen welche sich nicht die gravirtesten Einwendungen machen ließen. Ein schülerhafter Schnitzer beginnt sogar ihren Reigen. III. S. 199, wird nämlich die Rückkehr aus der Dramatik zur Lyrik dadurch bewiesen, daß Anakreon es gewesen sein soll, der aus den lyrischen Tragödien des Euripides die empfindsamen Stellen fortnahm und sie wieder in

dik Lyrik zurückleitete: Hier liegt die Annahme zu Grunde, daß Anakreon ein Nachkomme des Euripides war. Alle Welt weiß aber, daß Anakreon zu einer Zeit starb, wo Euripides noch gar nicht geboren war. Eine Ignoranz dieser Art will sich für die Geschichte der Literatur verantwortlich machen! Man wird mir jezt wohl glauben, daß ich diesmal nicht die Tendenz, sondern nur die Oberflächlichkeit Menzels angreife.

Sehen wir darüber hinweg, daß III. S. 204 sich schon wieder die armselige Eintheilung nach den vier Temperamenten findet, daß S. 277 Heinse neben Thümmel gestellt wird, wie Lais neben den Priap, so wird man nach der Lectüre einiger Nachrichten über die ältre deutsche Literatur nach der Reformation unwillkürlich zu dem Urtheil gezogen, daß der gute Franz Horn jenen Pedantismus schon weit ergötzlicher, weit witziger und gründlicher dargestellt hat. Menzel tappt hier überall im Finstern; denn wie würde er sonst S. 245 von Günthers

sittlichen Gedichten sprechen können? Wäre der Verfasser auch nur in den Schriften Göthe's etwas bewanderter, so würde er sich hier über den Geist der Günther'schen Muse haben unterrichten können; so würde er gefunden haben, daß Günther ein seltnes Talent besaß, was aber den Inhalt seiner Verse anbelangt, eher ein unsittlicher, als sittlicher Dichter genannt werden muß.

Der eigentliche Fehler dieser Geschichtsklitterung wird bald sichtbar. Auf die Gallomanie folgte die Anglomanie in der deutschen Literatur: aber allmälig, nicht so abrupt, wie Menzel zu glauben scheint. Er ist zweifelhaft, wohin er die schweizerische Schule unterbringen soll, und einverleibt sie der Gallomanie, da sie doch der Anglomanie angehört. Die Haller-Bodmerische Schule war es, die der Englischen Verstandespoesie den Weg bahnte, dem Ton der Theodiceen, dem beschreibenden Epos und der naturbeschreibenden Didaktik. Der bigotte Haller ist doch in der That mit Pope verwandter, als mit Voltaire.

Mit Voß beginnt Menzels heillose Zeitenmengerei. Kaum ist die Darstellung Geßners und Klopstocks geschlossen, so reiht sich ihnen Voß an, und nicht der Voß des Göttinger Hainbundes, sondern der Uebersetzer Voß von 1802 und der Protestant Voß vom Jahre 1820. Voßens Ursprünge, seine erste gewiß herrliche Tendenz, sein Kampf gegen die Adelsherrschaft, seine Beschreibung einer wirklichen, nicht traditionellen Natur, diese großen Verdienste, welche sich an Voßens Namen knüpfen, werden auf das schnödeste von einem Heidelberger Privatdocenten ignorirt, der sich mit seiner Naseweisheit in die symbolischen Händel mengte und unter dem Schutz der Creuzer'schen rothen Perüke eine Professur erobern wollte. Die Verunglimpfung Voßens schreibt sich aus den miserabelsten Privatrankünen her. Wenn Voß glaubte, daß der Staat von der Romantik gefährdet sei, so hat ihn Menzel darin weit übertroffen. Voß warnte nur vor seinen Gegnern; aber Menzel überantwortete sie den Gefängnissen.

Ja ich kann nicht umhin, einige der unzähligen Fehler dieses Buches offenbare Dummheiten zu nennen. Wie oben Anakreon zu einem Nachkommen des Euripides gemacht war, so soll S. 267 auch Wieland erst nach Voß gekommen sein. Menzel sagt, Wieland trat auf „und erkannte zugleich den Abweg Klopstocks und Voßens“ und lenkte auf die Bahn der griechischen Grazie ein. Dies wäre die Folge eines Calcüls gewesen? Wieland, der das Griechenthum von den Franzosen lernte, fast gleichzeitig mit Klopstock zu dichten begann, soll die Abwege Klopstocks erkannt haben? Sind das die Behauptungen eines Literarhistorikers oder eines Schulknaben, der seine Lektion nicht repetirt hat? Ueberdies ist das Lob Wielands recht gut gemeint, aber herzlich schlecht begründet. Seine Grazie ist nicht die Grazie Wielands, sondern die Grazie der Manier, die er adoptirte. Auf den Inhalt hätte der Literator verweisen sollen; dieser war für Deutschland neu, die Form war Mode, und wurde damals von

Allen nachgeahmt; aber Philosophie im Gewande der Poesie, die Moral Epicurs, die Satyre auf die Gebrechen der Welt und ihre Institutionen; hierin muß man den Zauber suchen, welchen Wieland so lange Zeit hindurch auf Deutschland ausübte. Wäre es die Form allein gewesen, so würden wir gewiß noch davon angezogen werden, was ich aber bestreite. Schließlich liegt in Aufzählung der Nachahmer Wielands eine neue Ungerechtigkeit. „Gerstenberg's matte Tändeleien" werden hieher gezogen. Wenn man Gerstenberg in der Literatur erwähnt, so spricht man von seinem Ugolino, der wahrhaftig keine matte Tändelei ist.

Wer so oberflächlich die heimische Literatur kennt, wie kann man Dem ein Urtheil über fremde Literatur zutrauen? Menzel will die englische Literatur des vorigen Jahrhunderts charakterisiren, und karrikirt sie. Er behauptet, der französische Geschmack habe in England nicht durchdringen können, weil Shakespeare zu allen Zeiten in der größten Achtung stand.

Dies ist grundfalsch. Shakespeares Gedächtniß war im siebzehnten Jahrhundert verloren gegangen und wurde durch Garricks Spiel erst wieder neu entdeckt. Um den Anfang des vorigen Jahrhunderts classicisirte die ganze englische Literatur und Johnson wurde in der That für größer gehalten, als Shakespeare.

Lessings Lob ist wohlverdient; aber es ist allgemein, es trifft nirgends den rechten literarhistorischen Fleck. Nirgends wird man auch hier, wie überall in dem Buche, etwas von feinen individuellen Zügen finden, die dem Ganzen das Gepräge einer autoptischen Authenticität aufdrückten. Lessings Kampf gegen die Orthodoxie wird im Allgemeinen erwähnt; aber es thut schon weh, wenn es heißt, er hätte erst nach Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente begonnen (III. S. 289). Im Gegentheil, Lessings Kampf gegen die Orthodoxie war vor den Fragmenten hitziger, als nach ihnen. Auch ist Lessings Kritik durch nichts Hervorstechendes

charakterisirt. Menzel kennt von der ganzen kritischen Thätigkeit eines Mannes, an dem er ein Beispiel in redlichem Eifer und Bescheidenheit nehmen möge, Nichts, als jenen pedantischen Gräcismus, mit dem Lessing sich über Göthes Werther aussprach. Lessing hat viel geschrieben, was, gegen diese etwas triviale Polemik gehalten, sie selbst vergessen macht; aber vergeblich sehen wir uns nach einigen Winken über die Dramaturgie, über Laokoon um. Lessing ist in den Allgemeinheiten, die Menzel über ihn zu sagen weiß, nicht wieder zu erkennen.

Eben so allgemein ist die Apotheose Herders, an dem gänzlich übersehen wird, daß er in der ersten Zeit seines literarischen Auftretens mit Göthe zugleich höchst patriotische Blätter von deutscher Art und Kunst herausgab. Doch werden wir für diese Allgemeinheit durch die Specialitäten entschädigt werden, mit welchen Menzel gegen Göthe sprechen wird. In der That, er spricht schon. Er hat

kaum begonnen, und ist schon beim zweiten Theil des Faust, er fängt Göthes Laufbahn von hinten an, und wird im dreiundachtzigjährigen Greise zeigen, was der fünfundzwanzigjährige Jüngling war. Da ist die Menzel'sche Polemik gegen Göthe! Man kennt sie. Soll man Worte darüber verlieren?

Die Verkehrtheit des Menzel'schen Standpunktes ist nirgends sichtbarer, als wo er gegen Wilhelm Meister sich ausspricht. Ich werde nie dagegen einreden, wenn man sich durch die vornehme Physiognomie der Götheschen Poesie beleidigt fühlt; denn was ich am stärksten hasse, ist die Aristokratie; aber Menzel weiß nicht, was Göthe mit seinem Meister wollte. Meister ist untergeordnet, Meister soll eine Copie des alltäglichen Lebens sein, aber Göthe war dessen so eingedenk, wie wir, und spielte mit dem Geschöpfe seiner vornehmen, medisanten Laune als ein muthwilliger Hofmann Versteckens. Es ist keine Tendenz, die sich in W. Meister ausspricht, sondern eine Philosophie, ein Charakter.

Das ist es. Menzel sieht in Göthe ein abgerundetes Leben, wo sich ein Jahr für das andere soll verantwortlich machen lassen. Er analysirt den zweiten Theil des Faust, um den Dichter des Götz und Clavigo zu verstehen. Er schildert ihn immer als eine Activität, die sich fortwährend im Bewußtsein ihrer Vergangenheit und Zukunft gefühlt habe, und aus sich schöpfte nach Belieben. Er sagt: „Göthe widmete sich der modernen Poesie!“ Was soll das heißen? Was war denn die moderne Poesie, als er anfing, sich ihr zu widmen? Hat Göthe, als er den ersten Vers schrieb, ein Calcül über die moderne Poesie gemacht? Das ist ja fast so, als hätte sich Wieland vor den Abwegen Voßens gehütet, und die Chronologie bereitwillig gefunden, einen Fehler des frühern Euripides zu einer Tugend des spätern Anakreon zu erheben!

Leben ist Leben. Leben ist Leichtsinn. Leben ist Zufall. Aber die Zuchtruthe ist es nicht, die immer dicht beim Leben, Leichtsinne und Zufalle hängt

Menzel macht jeden Athemzug Göthe's für sein Herz verantwortlich. Er sieht ihn immer in seiner Vollendung, aus der er nach Gefallen emanirt. Göthe mag viel verbrochen und der Literatur viel geschadet haben. Aber Menzel sagt: Er wollte Etwas verbrechen, er wollte der Literatur schaden. Göthe steht da, wie die beiden Fässer des Hesiod, hier die Tugend, dort das Laster. Und Göthe soll immer nur in den lasterhaften Kübel gegriffen, und aus ihm jede Niederträchtigkeit nur so aus Muthwillen über die Nation ausgesprengt haben! Endlich soll Göthe ohne alle Originalität gewesen sein, er soll bald Rousseau, bald Lessing, bald Voß haben nachahmen wollen, wie es denn für Menzel entschieden ist (III. S. 381), daß „ohne Schiller's Concurrenz keine Iphigenie und kein Tasso entstanden wäre.“ Menzel schießt diesen schönen Bock in Betreff des Jambus. Er behauptet, Göthe habe Schiller's Jambentragödien nachahmen wollen. Wann schrieb Schiller seine erste Tragödie in Jamben?

Ich glaube, zu einer Zeit, wo Iphigenie und Tasso schon alle Herzen der Nation mit dem heiligen, göttlichen Feuer der stillen, entsagenden Leidenschaft beseeligt hatten.

Der vierte Band beginnt mit einem neuen Irrthume, den Menzel in die deutsche Literatur eingeführt hat. Er hat zum ersten Male den deutschen Süden vom deutschen Norden getrennt, und dem ersteren auf Kosten des lezteren geschmeichelt. Wie unpatriotisch das ist, eben so falsch sind die Kennzeichen, die bei ihm Norden und Süden tragen. Alles, was er vom deutschen Süden Preisendes sagt, gebührt im eigentlichsten Sinne den Norddeutschen. Norddeutschland ist der Sitz der einfachen, sinnigen Familie, des alten patriarchalischen Herkommens, die Heimat des poetischen Mährchenglaubens, die Heimat der Gastfreundschaft und der innigen, idealischen Herzensbeschauung. Aus Norddeutschland stammt der Tiefsinn und die Bescheidenheit. Wo sind dir die Menschen freundlicher begegnet, wenn

du wandertest? Wo waren ihre Sitten die einfach-
sten und rührendsten, wo wurdest du unter Herzlich-
keiten erdrückt, wo waren die Menschen aufrichtiger?
In Norddeutschland. Der deutsche Süden ist stockig,
egoistisch, reflektiv, ironisch, politischer Kannengießer,
aufgeklärter als der Norden, und doch nicht freisin-
niger, wenn es auf das ewige Recht der Vernunft
und des Glaubens ankommt. Im Norden besitzt man
und ist reich, im Süden erwirbt man und will es
werden. Im Norden ist der Bauer ein freiherrlicher
Grundeigenthümer, im Süden ein Ackerknecht, der
aus der Hand in den Mund arbeitet. Der Süden
ist kalt, mürrisch, altklug: der Norden ist naiv und
nicht so gescheut, wie der Süden, weil der Süddeut-
sche mehr Geschichte erfahren hat und ihn seine Viel-
staaterei immer lebendig und oppositiv erhält. Kann
es eine herzlosere Plumpheit geben, als mit der in
Baden, Würtemberg und Baiern die Leute gegenein-
ander umgehen? Scheint Einer des Andern zu be-
dürfen und blicken sie sich als Freunde und Verwandte

an? Kommt in den Norden! Die Natur ist ärmer, aber die Herzen sind reich, die Gastfreundschaft hat aller Orten ihre Thore offen, Gruß und Handschlag gelten noch von Westphalens Gauen an, in Holstein, in dem patriarchalischen Hamburg, in Hannover, am Harz, bis zu den biedern Pommern hin! Wo sind die Beamten fühlloser, roher und serviler? Nur im Süden. Wo läßt man sich allein die Grobheiten des Schreibervolks gefallen? Im Süden. Mit einem Worte, Menzel hat die Höflichkeit gegen den Süden so weit getrieben, bis er den Norden verrathen hat. Daß der Norden es war, der die Familie in die Poesie einführte, gebührte dem Norden. Hätte Herr Menzel den Norden anderswo kennen lernen, als bei seinen Wanderungen durch die sandige Lausitz, so würde er einsehen, daß sein Räsonnement im Anfang des vierten Bandes auf lauter unbegründeten Voraussetzungen beruht.

Ich würde als Literator die Auswüchse der Sentimentalität niemals in Abrede stellen, den

Stamm selbst aber nicht gleich an seiner Wurzel angreifen. Menzel versteht nur eines, plump zu sein. Denn seine Anklagen der Sentimentalität beruhen am wenigsten auf einer Kenntniß des menschlichen Herzens. Wenn die Sentimentalität zulezt Bosheit werden kann, wie Menzel, der wenigstens die leztre genau kennt, behauptet, so ist doch unpsychologisch, daß je ein Laster absichtlich als Laster geübt wurde. Alle Verbrechen wurden mit einem Scheine begangen, der den Verbrecher gegen die Einrede seines Gewissens schützen konnte. Wenn die Sentimentalität schlecht wird, so wird sie es nicht aus Gemeinheit, wie die Lehre Menzels ist, sondern aus Schwäche. Unser Literarhistoriker besizt einen Rigorismus, der ihn zu einem würdigen Executor der Halsgerichtsordnung im alten Styl gemacht haben würde. Er will sich zu einem Vertheidiger der Humanität gegen Jarcke und Feuerbach aufwerfen, und begeht in seinem Fache Grausamkeiten, für welche er nicht einmal ein Prinzip hat, falls man nicht die

Unkenntniß des menschlichen Herzens ein Prinzip nennen will.

Die Haltlosigkeit der Menzelschen Methode offenbart sich überall. Er tadelt an Lafontaine die Spießbürgerlichkeit. Gut; aber warum lobst du sie an Jean Paul? Es ist leicht sagen: Jean Paul hatte mehr Geist, als jener; aber darum dreht sich der Streit. Wenn die größere oder geringere Geistesgabe entscheidet, wozu dienen dann alle deine Divisionen? Dann gibt es nur drei Capitel: das Genie, das Talent, der Plunder! und nun mögen sie Objecte haben, welche sie wollen. Uebrigens hat sich Menzel auch diesmal wieder rühmlich gegen die Frauen bewährt. Massenweise hat er sie niedergeworfen. Hier wird seine Feder immer siegreich sein, und blutige Triumphe feiern. Wie sie zittern die armen schriftstellernden Damen! Wie er gräßlich sich an ihrem weißen Blute lechzt! Das muß man sagen: Hier weiß Menzel seine Tapferkeit zu bewähren.

Jezt ergreift den Verfasser die Berserkerwuth. Sein nächstes Kapitel ist den Stürmern und Drängern gewidmet. Wir wissen alle, daß die siebziger und achtziger Jahre unsrer Literatur mit dem Namen der Sturm- und Drangperiode bezeichnet werde. Menzel dehnte aber diesen Raum willkürlich bis auf die neuere Zeit aus und faßt unter dem Namen der Stürmer und Dränger alle die Autoren zusammen, die so wie er an der Tobsucht gelitten haben. Hier ist es auch, wo Tieck ein nationaler Dichter genannt wird! Tieck, der mit allen Nationen gebuhlt hat, ein nationaler Dichter! Welch' ein Sporn der Nacheiferung, der einem so ausgetretenen Schuhe angesezt wird, wie Tieck!

So schließt die Anzahl von Lieferungen, die mir bis jezt von dem Buche Menzels in einer allen literarischen Anstand verletzenden lüderlichen Ausstattung vorlagen. Schon wegen ihrer typographischen Fehler eignet sich diese Literargeschichte für die Ju-

gend nicht; denn sie würde mit den widersinnigsten Namenangaben confus gemacht werden. Fabrikarbeit! Aeusserlich und innerlich!

Fasse man nun einmal das Resultat dieser durchaus thatsächlichen Kritik zusammen und bedenke einen Kopf, der von diesen mit so viel leidenschaftlicher Grimasse, mit so viel Vergeudung besserer Seelenstoffe, mit einer solchen machiavellistischen auf die Jugend berechneten Schlauheit vorgetragenen Lehre ganz überhizt ist; so wird man einsehen, welch einen Contrast die Schlußdarstellung des Buches gegen das Vorangegangene abgeben muß. Aus Menzels wahnsinniger Mißhandlung der Geschichte und seiner pietätslosen Verfolgung der großen Geister unserer Nation hätte eine Schule entstehen müssen, die das geistige Leben eines ganzen Volkes zertrümmerte und gemordet hätte, statt daß diese Schule sich eines Bessern besann und wenn auch auf gefahrvollem und noch labyrinthischem Wege, dennoch nach höheren Idealen

strebte. Was an dieser Schule krankhaft ist, ist es durch das böse Beispiel Menzels, was gesund, das verdankt sie sich selbst. Ihr Ringen und Kämpfen ist Emanzipation von einer Tendenz, die das Nationalleben an den Abgrund des Verderbens geführt hat, der Sieg dieser Männer wird sein, daß sie sich selbst gefunden haben.

Wollt' ich mich in die Meinung Jemandes versetzen, der, unabhängig von der Partei, auch nicht einmal durch die Seichtigkeit Menzels abgeschreckt wäre, daß er Alles, was Jener sagen kann, für unwahr hält; so wird die constatirte Thatsache der neuern Kämpfe immer auf folgende zwei Gedankenreihen hinauskommen: Menzel hat die Tugend in Schutz genommen, Menzel hat das Vaterland vertheidigt, Menzel hat nicht nur das Christenthum, sondern überhaupt die Religion gerettet. Wodurch erreicht' er Dies? Durch die zweite unmittelbare Gedankenreihe: Menzel hat die bürgerliche Existenz seiner Gegner unter-

graben, Menzel hat im Augenblick ihrer Noth sie noch mit Füßen getreten. Menzel hat die Verirrungen der poetischen harmlosen Produktion auf persönliche Ursprünge zurückgeführt. Menzel hat eine Stille im Lande bewirkt, die etwas Grauenhaftes hat. Wer könnte ihm unbedingt beistimmen, selbst wenn er die Gegner verwerfen müßte?

Dies Gefühl ist thatsächlich, ist die Quelle des künftigen richtigeren Urtheils. Jemand, der die Tugend, das Vaterland und die Religion vertheidigt, muß es nicht mit einer Wirkung thun, die bitter ist für Alle. Er muß irgend worin gefehlt haben. Und Alle werden sagen: Er übertrieb, er war gemein, er brauchte schlechte Mittel. Man wird die Tugend lieben, aber Niemand wird noch glauben, daß sie gefährdet war. Man wird sich an das Vaterland halten, ohne zu finden, daß man es verrathen wollte. Man wird die Religion in sein Herz einführen und wird sich gestehen müssen, daß Niemand die Macht

hatte, sie zu tödten. Das ist es: Tugend, Vaterland und Religion sind organische Begriffe, die niemals ausgehen, die zu vertheidigen immer nur ein halbes Verdienst ist, weil sie Niemand erfunden hat. Aber etwas Ganzes, Vollkommnes, Nichtüberliefertes, sondern Ureignes ist das Talent, ist die Schönheit, ist das Streben nach der Wahrheit, ist das Kämpfen und Ringen nach einem hohen, die Nation und die Welt befördernden Ziele, ist Alles Dasjenige, was Menzel mit Füßen getreten hat, ohne es tödten zu können. Man kann eine Vergangenheit tödten, aber das Unvergängliche und immer Siegreiche ist die Zukunft.

Ich verlange von Niemanden eine Beistimmung zu meinen bisherigen Entgegnungen gegen Menzel. Aber wenn er auf die Thatsachen, die ich ihm hier vorgehalten habe, aufs Neue mit allgemeinen Verketzerungen und speziellen Gemeinheiten antworten sollte, dann urtheilt! Ich habe hier meinen besten Willen gezeigt, diesen Streit auf etwas Erkleckliches

und Gediegenes zurückzuführen; weicht er aus, will er mit Koth gegen ein Schwert kämpfen, dann überlass' ich ihn Euch, die Ihr ihm nicht eher beispringen werdet, bis ihm nicht, wie lärmenden Kanarienvögeln, von zu lautem Toben vielleicht eine Ader am Halse springt!

Frankfurt am Main im Mai 1836.

K. Gutzkow.

Literarische Industrie.

Der alte Buchhandel besaß, ich will nicht sagen mehr Geld, aber ein wenig mehr Stolz als der jetzige. Mit verschränkten Armen stand er an der Thüre seines Ladens, noch lockten keine Plakate und große Kupferwerke an den Aushängefenstern das vorübergehende Publikum, der alte Buchhandel griff die Leute nicht gewaltsam an: La vie et la bourse! Das alte Buchhändler-Geschäft hatte auf den gebahnten Straßen des Bedürfnisses seinen sehr gemessenen

Gang: das Bedürfniß war das bittende, ein freies, kein erzwungenes. Es gab Firmen, welche sechsspännig fuhren; doch schon im vorigen Jahrhundert geriethen die Gelehrten darüber in Verzweiflung, und Lessing wollte seine Schriften auf eigene Rechnung verlegen. Allein Nicolai sagte, er würde schon sehen, wie weit man damit käme.

Die Journalistik hat den alten Buchhandel zu Grund gerichtet; denn die Journale veranlaßten die Lesezirkel und die Lesezirkel absorbirten die Kauflust der Privatleute. So wurden denn zwei Dinge nothwendig: neue Käufer zu gewinnen und die Waare selbst von Außen in eine andere Gestalt zu bringen.

Der neue Buchhandel gründete sich auf Nichts; aber will man Muth haben und Genie, so muß man mit Schulden anfangen. Seht, dort wird ein neuer Laden ausgebrochen! was soll dort verkauft werden? Bücher. Du lieber

Gott! ich brauche keine Bücher, meine Frau braucht keine Bücher, mein Vater braucht keine Bücher, meine Kinder brauchen den Ferbitz, den Splittegarb, den Kinderfreund, aber sie brauchen keine Bücher.

Es scheint nun, daß man das närrische Volk betrügen muß. Es sieht in den Büchern nur den Luxus, das Angenehme; man muß es zwingen, das Werthvolle darin zu finden. Aber noch immer steht der junge Anfänger hinter seinen geschmückten Glasfenstern, auf welche die Sonne brennt. Treten Sie herein, meine Herren, der Leipziger Ballen ist angekommen, Brüsseler Nachdruck, Romane von Fürst und Kollmann, **Tutti frutti!** Ja die Leute hören nicht. Auf der Börse, im Amte, draußen auf der Zollwage haben sie zu thun. Was Literatur! Narrenspossen!

Aber mein junger Buchhändler verzweifelt nicht, er greift nach dem Wohnungsanzeiger der Stadt und streicht

sich mit Rothstift die Adressen aller der Menschen an, welche im Orte auf Bildung Anspruch machen sollten, oder doch wenigstens Vermögen besitzen; es ist nicht Philosophie, Bedürfnisse zu befriedigen, sondern Bedürfnisse zu schaffen. Anzeigen, Subscriptionslisten, bibliographische Berichte werden um Bücher geschlagen, die à condition anvertraut sind. Jezt schreibt der schlaue Spekulant: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zu gefälliger Einsicht — und dann folgt Titel und Werth eines der werthlosen Bücher, mit welchen sich die Kritik unserer Tage beschäftigen muß; das Ganze gibt ein hübsches Paket und geht nun dreist an eine Adresse ab, welche nie mit dem Reich der Ideen, mit der Kunst, mit **Schiller** und **Göthe**, am wenigsten aber mit dem jungen Anfänger je in einer Verbindung stand.

Das Paket kommt an. Was ist Das? Was soll Das? Wozu Das? Wer wollte Das?

Bitte! öffnen Sie nur!

Man öffnet, die Familie steht herum, neugierig, man liest: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen Einsicht —

Von Wem? Von Wem habe ich Etwas zu erhalten? Wer braucht mir unaufgefordert Gefälligkeiten zu erweisen?

Der Sortiments-, Kunst- und Musikalienhändler Mauser —

Mauser? Ich kenne keinen Mauser!

Ach, der junge Mann da — sagt die Frau. Ach, der junge Mann auf dem Ball da — sagt die Tochter. Ja so, der da mit seinem neuen Laden — der Vater. Man liest, man rechnet, man fühlt sich geehrt, man zahlt. Der junge Anfänger lacht: er hat Kundschaft. Die Literatur hat einen neuen Absatzweg. Wir verdanken dem jungen Mann brave Menschen, welche sich bilden wollen, die

Wahrheit zu befördern suchen, und eine Ehre darein setzen, ihren Kindern eine Bibliothek zu hinterlassen.

Dies Bild klärt uns das Glück auf, welches in unsern Tagen die Heftweise- und die Pfennigs-Literatur gemacht hat. Denn es ist, wenn auch nicht immer wohlfeile Literatur, die hier vertrieben wurde, doch bequem zahlbare, da sie sich nur in kleinen Raten merklich macht. Auch erfordert die Art, wie die Heftliteratur verbreitet werden muß, eine besondere Betriebsamkeit des Buchhändlers, welcher Tugend sich nur der Fleiß junger Leute zu unterziehen gewohnt ist. Die alten Firmen verbitten sich Zusendungen dieser Art; sie wollen vor Niemanden den Hut abnehmen und sich nicht so rühren, daß sie ihr Embonpoint verlieren könnten. Es leben die alten Firmen!

Die löblichen Herren Buchhändler erlebten in neuester Zeit mancherlei Aufregung. Es erschienen nämlich vor zwei Jahren plötzlich einige Artikel über die neue deutsche Buchhandlungs-Verfassung, von denen man eben so wenig wußte, von wo sie kamen, wie man von der andern weiß, von wo sie kommen wird. Der Widerspruch dagegen war mannigfach. Zunächst wollten die Autoren das Urrecht ihrer Bücher nicht aufgeben und erklärten, der Buchhandel wäre für sie kein zünftiges Muß, sondern eine erleichternde Gefälligkeit. Das größte Hinderniß des Entwurfes lag in seiner wunderlichen Verknüpfung der Zensur mit dem Nachdruck. Zensur ist eine temporäre Maßregel, Nachdruck ein ewiges Unrecht. Wie konnte das Eine für das Andere verpflichtend gemacht werden? Wie konnte man sagen: ich schütze dich vor dem Diebstahl, wenn du mich vor deinem Leichtsinne schützest? Eine aprioristische, erschöpfende Gesetz-

gebung mußte selbst diejenigen Bücher vor dem Nachdruck sicher stellen, welche nicht, wie man zu verlangen schien, mit einem besonderen Stempel der Behörde versehen waren. Ich gebe zu, daß ein unzensirtes Buch unter diesen Umständen unrecht Gut gewesen wäre, aber das Gesetz kann beim Diebstahl nie fragen, unter welchem Titel das Eigenthum von dem Beraubten besessen wurde. Man sah diesen Widerspruch ein und seither verlautete Nichts wieder von dem Entwurfe.

Tiefer wurde der Buchhandel von der Errichtung der Leipziger Börse und der Herausgabe eines Wochenblattes ergriffen. Denn für den Geschäftsverkehr erfolgte daraus eine lobenswerthe Oeffentlichkeit. Der Buchhandel ist eine große Kette von gegenseitigen Verbindlichkeiten, wo eine die andere in ihren Reciprozitäten munter erhält. Man fühlte auch, wie wichtig die neuen Institutionen waren, und ließ Salbung

und Weihe über sich kommen. Wie bieder sprach sich nicht zuweilen der alte Perthes aus! Der Grundstein der Börse wurde mit einer erhebenden Feierlichkeit gelegt; ja der Enthusiasmus, daß nun Alles prompt bezahlen wolle, war so groß, daß die Buchhändler sogar beschlossen, sich lithographiren zu lassen, auf daß sie an einander einen ewigen Augenspiegel nehmen könnten. Schon sind mehrere Hefte der Galerie deutscher Buchhändler erschienen und lassen sich als ein würdiges Seitenstück zu Lavater's Physiognomik betrachten.

Als ich zu Anfang des Jahres 1834 in Leipzig war, versammelte eine neue Erscheinung, die sich täglich in der Grimmaischen Gasse des Nachmittags wiederholte, eine Menge neugieriger Zuschauer. Man befindet sich vor dem eleganten Gewölbe des Buchhändlers Bossange père aus Paris.

Vor den steinernen Stiegen des Ladens hält ein kleines geschmackvolles Cabriolet, das mit einem großen geflochtenen Korbe, der an der hinteren Seite verschlossen werden kann, bedeckt ist. Ein Graukopf in Schuhen, mit blauem Frack und feiner Wäsche, in seiner aufrechten und gewandten Haltung den Franzosen verrathend, hält den eingeschirrten stampfenden Fuchs kurz am Zügel und beobachtet eine Menge junger Leute, die sich große Ballen gedruckten Papieres zureichen, um sie sorgfältig von hinten in den gelben Korb zu verpacken.

Das sind die neuen Numern des Pfennigmagazins! Ja das Pfennigmagazin hat sich Wagen und Pferde angeschafft, es fährt bei den Leipziger Commissionären vor, es erwartet, daß man herbeispringt, um es bequem heraus zu heben. Wagenlenker, Buchhalter, Handknechte, Lehrlinge umgeben das Cabriolet; Alles blickt freundlich, die

Hände werden mit Seligkeit gerieben, denn es handelt sich um Tausende von Exemplaren und um eben so viel Thaler.

Bossange père ist stolz auf seine Erfindung, man sagte mir, daß er sich oft mit Napoleon vergliche, weil er eine unzertrennliche Alliance zwischen Deutschland und Frankreich hervorgebracht hätte. La librairie en Allemagne — pflegt er zu sagen — n'était jusqu'alors qu'une chimaire; moi j'étais le premier à montrer ce que c'est que d'avoir une idée. Mon magazin etait une idée, mais une idée-vérité.

Der stolze Mann sagte nicht zu viel, denn es handelte sich um eine Wahrheit von 50,000 Exemplaren, einen aufgehaltenen Banquerot, um eine glänzende Zukunft, um eine Wahrheit, welche sich Pferde und Wagen hatte anschaffen können.

Nachahmungen ertrug Herr Bossange mit Gleichmuth;

er wollte aus Papiermangel nach Karlsruhe ziehen, woselbst die Lumpen aus der Schweiz, aus Frankreich und aus ganz Süddeutschland zusammen kommen. In Sachsen, Böhmen und der Lausitz braucht man die Lumpen, um sich darein zu kleiden.

In England hat sich bereits gegen die Pfennigindustrie ein Widerspruch erhoben, und wenn er bei uns ausbleiben sollte, so liegt es in der Verschiedenheit der deutschen Verhältnisse von den englischen. Denn ist die Wohlfeilheit bei uns eine Neuerung? Unsere Literatur wurde niemals zu hohen Preisen angeschlagen, wir übersezten zu viel und drückten den Werth der Originale herab. Der Buchhandel hatte keine Gesetze, Anarchie und Verwirrung waren in diesem republikanischen Industriezweig immer hergebracht. Wo haben wir ein sichtbares Publikum, wo jene Autoren, deren Werke um jeden Preis gelesen würden?

Die ungeheuere in Deutschland aufgestapelte Papiermasse gibt von selbst schon den Eindruck einer gewissen Werthlosigkeit. Es ist hergebracht bei uns, daß der beste Fortgang eines Buches darin liegt, es so wohlfeil als möglich zu machen, Schulbücher z. B. schon halb wie Maculatur zu rechnen. Also konnte man nicht sagen, daß die Preise der Literatur bedroht wären.

Etwas Anderes ist es um die Gefahr, in welche die Autoren durch die Pfennigliteratur zu kommen glauben. Sie sagen ungefähr Folgendes: Der Inhalt dieser neuen Literatur besteht zum kleinsten Theile aus Originalartikeln, zum größten Theile aus Uebersetzungen. Das ist eine Literatur, welche durch die gedankenlose Hand eines Uebersetzers schnell hergestellt ist und für deutsche Kunst oder Gelehrsamkeit keine Reaction zurückläßt. Und wird die Kauflust des Publikums in demselben Augenblicke, wo sie erregt ist,

nicht schon wieder verschleudert? Ja, das Publikum wird auf die Länge einsehen, daß eine Menge kleiner Selbststeuern zulezt gleichfalls eine große Summe bilden, und daß es sein Vermögen an eine gehaltlose, durch ihre Unbeholfenheit lästige Literatur verschwendet hat. Wenn es sich um die Beförderung wahrhaft nützlicher patriotischer Zwecke handelt, wird es nicht dafür kälter werden? Auch sind wir Dichter; wir bedürfen eine im Publikum leicht erregte Phantasie; aber bei diesen regellos zusammen geworfenen realistischen Curiositäten erkaltet die Phantasie, und Leistungen, die sowohl die Einbildungskraft angenehm beschäftigen, wie das moralische Gefühl veredeln, werden keine Theilnahme mehr finden.

Wir gestehen diesen Klagen nur eine halbe Wahrheit zu; denn sie halten sich auf einer oberflächlichen Ansicht der Verhältnisse und greifen der Zukunft vor, die vielleicht

andere Folgen des scheinbar einreißenden Verderbens aufweisen dürfte. Die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ist zwar beschämend, wenn man bedenkt, daß plötzlich die Sucht, sich unterrichten zu wollen, über Völker gekommen ist, welche sich für die gebildetsten der Erde halten; aber die Kenntnisse fehlen und Thatsachen der Geschichte, des Völkerlebens und der Natur können nun auf eine wohlfeile Weise schnell erworben werden. Das Prinzip unserer Zeit ist der Egoismus der Industrie, die Völker bedürfen einer populären Aufklärung über ihre Vortheile, und Niemand mehr als die Deutschen, für welche durch den jüngst abgeschlossenen Zollverband der Wetteifer mit der englischen Gewerbsthätigkeit eine Lebensfrage geworden ist. Ueber die Vereinfachung der Gewerbe, über die Benutzung physikalischer, chemischer und namentlich mechanischer Kräfte und Gesetze zu seinen industriellen Arbeiten ist Deutschland viel

zu wenig unterrichtet, ja es fehlt selbst an vielen Orten die Bekanntschaft damit, wie man Localbegünstigungen, z. B. Steinkohlen- und Torflager in das Interesse seines Gewerbes ziehen kann. Es ist zu beklagen, daß das einzige unter den deutschen Pfennigblättern, welches eine Bestimmung dieser Art in seinen Plan aufgenommen hatte, das Nationalmagazin, zu erscheinen aufhörte; aber die Uebrigen hätten einsehen sollen, daß man, um die Theilnahme des Publikums fortdauernd zu behalten, sich diesem Beispiele anschließen mußte. Es hätten deutsche Gewerbsverständige, Kenner des heimischen Bodens, Fabrikanten, welche weniger Theoretiker als Routiniers in ihrem Fache sind, in das Interesse gezogen werden müssen. Doch scheint es, als wolle man sich durch eine solche Behandlung dieser populären Literatur die Anerkennung der Nation nicht verdienen. Man zieht vor, kleine Holzschnitte zu geben, wie der Casuar seine

Eier legt und die Nordpolbewohner mit Hunden Schlitten fahren; man rechnet auf die Kinder und kauft die Blätter nur im Interesse der Erziehung.

Nichts desto weniger ist es unwahr, daß durch die Pfennigliteratur die Kauflust verschleudert wird; denn man sehe sich nur um! Wer sind denn die Kaufenden? Leute, die den Buchhändler sonst nur um Rochow's Schulfreund oder den kleinen Katechismus ansprachen, Leute, die sich noch Nichts gekauft hatten, als kurz nach ihrer Verheirathung ein Gesangbuch. Wenn diese guten Leute, durch die großen Plakatbogen gelockt, in den Laden treten und es nach langer Verlegenheit endlich herausbringen, daß sie 144 Pfennige an das erste Quartal des Pfennigmagazins setzen wollen, wo ist da eine Verschleuderung? Liegt nicht in dieser simplen Pränumeration eine hübsche Anerkennung des Druck- und Bücherwesens? Das ist es; durch die

verschrieene Neuerung wurde dem Buchhandel eine ganz neue Klasse von Käufern und Interessenten gewonnen, zuverlässige, ehrliche Leute, die pünktlich mit ihren Sparpfennigen erscheinen, tüchtige und gesunde, die der Buchhändler leicht für ein gemeinnütziges Unternehmen gewinnen kann. Und wenn diese neue Handelsverbindung auch jährlich höchstens nur mit sechs bis acht Thalern erscheint, so erscheint sie doch in Masse und muß sich täglich vermehren; denn Kauflust steckt an und beschämt, und wenn ein Rekrut des Bücherkaufs wohl gar bemittelt ist, so wird er bald in die Reihen der alten Interessenten eintreten.

Soll man es sagen, so handelt es sich nur darum, daß der Buchhandel eine neue Physiognomie angenommen hat. Die Art des Verkaufes ist neu geworden. In Frankreich werden **Thiers, Mignet, Guizot, Cuvier** heftweise

aufgelegt; denn in dieser Form sind sie schnell gelesen und, wie man sich überredet, wohlfeil, sie sind bequem verbreitet durch Colporteurs, welche sich in größeren Städten bald als ambulante Buchläden organisiren. Auch in Deutschland besitzen wir schon einige ausgezeichnete Schriften, die ihre Verbreitung auf genanntem Wege gefunden haben, und um aller Theile, der Kaufenden, Schreibenden und Verlegenden willen ist es zu wünschen, daß wir noch mehrere Werke dieser Art entstehen sehen. Pfennigliteratur ist ein Auswuchs, eine luxurirende Consequenz dieser Art des Buchhandels, und kann als eine Garantie betrachtet werden, welche uns den Bestand der lezteren sichert. Namentlich zeigt sie, daß auch die Zeitschriften einen ähnlichen Weg nehmen müssen, denn aus welchem Umstand anders erklärte sich die auffallend geringe Zahl von Abnehmern deutscher Journale, als daß unsere Journale jezt nur noch für Zirkel und

Gesellschaften und nicht mehr für den Privatmann existiren? Wenn man das Zerblättern in zahllose Numern aufhöbe, den Inhalt in Hefte bände, diese zwei-, drei-, viermal im Monat versendete und es den Abnehmern überließe, ob sie für das Ganze oder für jede einzelne Lieferung bezahlen wollten, so würde man einen ganz neuen Aufschwung des Journalbetriebs wahrnehmen.

Die Abstumpfung für Belletristik durch die Pfennigliteratur ist keine ungegründete Besorgniß; doch müssen wir sie in einem anderen Lichte sehen. Das Genie kann hier nur Vortheile, keine Nachtheile haben; denn schon seit Jahren kämpft die Kritik vergebens gegen die belletristische Ueberflutung. Es muß endlich so weit kommen, daß sich die Literatur selbst zu helfen sucht, und sie hilft sich, fast möchte man sagen, homöopathisch: gegen Schriften, welche keinen Pfennig werth sind, durch solche, welche in der That

nur einen Pfennig kosten. Was muß geschehen, wenn die Pfennigliteratur kein Papier mehr finden kann. Die alten Bücherlager müssen ausgeräumt und die 1000 schlechten Fabrikate der früheren Ueberschwemmung über Bord in die Papiermühle geworfen werden. Mit ruhigem Auge wollen wir dieser Procedur zusehen; unsere Literatur will sich consolidiren und kann es nicht anders, als daß sie in der Gährung den Bodensatz der schlechten Masse von sich stößt und sich nur mit einigen trefflichen Namen und Schriften auf der Höhe zu erhalten sucht. Früher mußte der geniale Autor mit den Produkten seichter Phantasterei concurriren, und wenn er es jezt mit Bildern und Pfennigmagazinen muß, so kann man wohl sagen, daß man sich eher eines Gegners, als eines zweifelhaften Freundes erwehrt. Bei einer Nation, die von je her für Das, was neu, originell und Epoche machend ist,

wenn auch keine bereitwillige Vorliebe, aber doch immer eine kluge Ahnung gehabt hat, kann das Genie mitten unter den Papierfluten der literarischen Fabrikation um eine Anerkennung unbekümmert bleiben.

Kritik.

In einer gesunden Literatur hat die Kritik kein Uebergewicht, denn richtig angewandt ist die Kritik Heilkunst, und selbst das größte Experiment der Medizin wiegt keine Nacht auf, die man auf einem harten Lager ohne Träume gesund verschläft.

Gute Kritik ist Ausdruck der Mittelmäßigkeit, Durchschnittsmeinung der Denkenden unter einer Nation, sie muß das Niveau bilden über und unter den einseitigen Urtheilen.

Ein ächter Kritiker muß zuviel Geist haben, um das Ordinäre zu lieben, aber auch zu sehr Skeptiker sein, um dem Genie in allen seinen Himmel- und Höllenfahrten zu folgen. Seine Frau seufzt über einige kleine geniale Anflüge, welche ihn zuweilen ergreifen, die aber den Kindern zu gute kommen, da sie auf deren Phantasie wirken. Er ist gewissenhaft, streng, doch hat er zuweilen den Muth, selbst über seinen Pedantismus zu lachen. Studien hat er gemacht, das läßt sich nicht läugnen, voll Gründlichkeit, und niemals würde er in Fächer, welche nicht die seinen sind, hineinpfuschen; aber selbst in Dem, was ihm zu Gebote steht, unterläßt er, sich mit eigener Schöpferkraft zu versuchen. Er wird euch immer sagen, daß er die Menschen den Büchern vorziehe, und doch häufen sich diese bei ihm zu Bibliotheken an. Jede neue Erscheinung ergreift er hastig, und ist sie unter seinen Händen, so macht sie ihn kalt. Er

liebt das freie Feld, den Wald, Alles was Dichter lieben; doch producirt er selber nicht, sondern denkt nur, wie es der Dichter jezt in seiner Lage machen würde. Er hat ein Magazin von Ideen angelegt, verarbeitet auch Einiges, was brav gelingt, ihm aber kein Vergnügen macht. Ein guter Kritiker ist phlegmatisch, nicht ohne Wiz, jedenfalls ein vortrefflicher Mann, mit dem man eine Stunde redet, und für ein halbes Jahr genug hat, darüber nachzudenken.

Das Vaterland der ächten Kritik ist England, hier wird sie wie eine Zunft getrieben, hat ihre Symbole, ihre Gebräuche, ihre Handgriffe; und muß erlernt werden. Die Vorschule der englischen Kritik ist die Schule selbst, und um urtheilen zu können, muß man von unten auf, von der Pike an gedient haben. Der Kritiker würde praktiziren, wenn er nicht träge, originell wäre und schriftstellerische Anlage besäße. Er würde Bücher schreiben, wenn seine Kenntnisse

ein wenig systematischer wären. So werden die englischen Kritiker, wenn auch die Plage des Genies, doch nicht selten auch die Nemesis der Arroganz und die Furie der Dummheit. Extravagantes belächeln sie, weil sie es an sich selbst schon kennen gelernt haben, sie widersprechen der Poesie, weil die Prosa von der Natur eine Macht bekommen hat, die nicht umgangen werden kann. Ein englischer Kritiker ist ohne Eitelkeit, er tritt sein Leben lang nicht aus der Anonymität hervor, und macht aus seinem Geschäft eine Profession.

In Deutschland hat die Kritik eine ganz andere Mission übernommen; unsere literarische Revolution wurde durch sie eingeleitet. Kritische Würgengel und Valkyren stürmten über die Literatur der Restaurationsperiode her und befreiten uns von einer Vergangenheit, die uns um allen Fortschritt betrügen zu wollen schien. Wir sahen, wie sich unsere

Literatur einer wollüstigen Tendenz der Vernichtung hingab, wie ein unwiderstehlicher Trieb des Verfallens, ein blasser Instinkt des Todes sich unserer vornehmsten Geister bemächtigt und sich Denen mitgetheilt hatte, welche ohnedies nur Ephemere waren. Nach dem Sturz der romantischen Schule wurde die klassische Periode unserer Literatur, statt fortgesezt, angebetet. — Ein Andenken, welches lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken sollte, verwandelte man in Marmor; mit den Büsten **Schiller** und **Göthe** begann eine Herrschaft, welche nicht weniger demüthigend ist, die Herrschaft des Ruhmes. Der Unterricht machte aus der nächstvergangenen deutschen Literatur eine abgeschlossene Thatsache für das Gedächtniß, unsere eigenen Väter fielen wie alte Helden schon dem **Plutarch** anheim und rückten in eine so nebelhafte, mythische Ferne, daß der vom Augenblick privilegirten Jugend Nichts zurück-

blieb als vor Unerreichbarem eine zitternde Andacht. Die Restaurationsperiode überlieferte uns einen Despotismus des Ruhmes, eine Religion **Schiller** und **Göthe.** Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder. Der Ruhm brachte die Bescheidenheit, die Bescheidenheit die Arroganz und die Arroganz hat Alles in Verwirrung gebracht. —

Wer in diesen zu Grabe getragenen Zeiten Geist hatte, flüchtete sich in die Kritik. Sie übernahm einen ununterbrochenen Feldzug gegen die Herrschaft des Ruhmes und die Prahlerei des Elends. Sie stürzte das Götzenthum und zerrieb den Marmor, welcher auf das Genie so störend wirkte. Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf, und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich. Unbedingte Verneinung, nagte sie an Allem. Die Situation machte, daß sie um Ausdrücke nicht verlegen war, für

Gedankenfülle brauchte sie nur Keckheit zu geben und hatte sie keinen Geist, so machte sie schon der Kontrast witzig. Kreuzzüge werden am besten von Bettlern gepredigt, und in diesem Sinne war **Wolfgang Menzel** ein vortrefflicher Peter von Amiens. —

Das falsche System dieses Mannes begann, als die erhizte Kritik nicht Ruhe haben wollte und, behangen von den Schädelguirlanden der Erschlagenen, das verödete Feld der Literatur selbst in Besitz nehmen wollte. Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, bekleidete sich mit dem Scheine der Thatsache und wollte durch sich selber Das ersetzen, was sie weggeräumt hatte; Urtheil und Meinung traten an die Stelle der Kunst und für die positive Dichtung wurde eine zerbröckelnde und die Dinge auseinander schälende Reflexion empfohlen; das Publikum verdarb dabei, es hatte diesem kritischen Verfahren für jedes Ding ein

Stichwort, eine Kategorie, einen Witz zu verdanken. Das öffentliche Urtheil wurde altklug, voller Eitelkeit, indifferent, und ein Zweifler ohne Grund. Man hatte so viel appellirt an die Natur, an die Familie, an die Nation, kurz an Dinge, welche Jedem ohne viel Nachdenken gleich bei der Hand sind, daß man überall auf Vorwitz und Bequemlichkeit stieß. Eine Strahlenbrechung von Patriotismus, Uebermuth und Oberflächlichkeit wurde ein kritisches Schiboleth, das anzutasten Existenz und Freiheit kostete. Wir sind hier an einer Stelle, wo die neuesten Thatsachen für sich selber sprechen. —

Ehe die weiter hier einschlagenden Tendenzen von uns erwähnt werden, möchten wir noch an die kürzlich erschienenen gesammelten Schriften von **Wilhelm Neumann** erinnern, denn sie führen uns noch weiter zurück als in die kritische Periode. Sie geben uns ein recht

lebhaftes Bild von Maximen und Manieren, die sich schon seit einer längeren Reihe von Jahren in unserer Literatur nicht mehr geltend zu machen im Stande sind. Es ging lange Zeit eine dunkle Sage von jenen zum größten Theil anonym erschienenen Verdammungsurtheilen moderner Entwickelungen; vielfach angefeindet, treten sie jezt endlich mit offenem Visiere hervor.

Man blickt in ein einsames Zimmer, wo ein hypochondrischer reizbarer Gelehrter, äußerlich in Anspruch genommen als Beamter des Staats, verpflichtet gegen seine Familie im Nebenzimmer, die zeitgenossische Literatur des Erwerbes und des Hasses wegen verfolgt, jede Erscheinung auf diesem Felde seinen Privatleidenschaften unterordnet und überall die Spuren eines einreißenden Barbarismus zu erblicken glaubt. Es ist wahr, die Restaurationsperiode brachte nichts Außerordentliches hervor, ihr Journalismus war eine Misere;

aber ein großer, nur vom Gedanken ergriffener Charakter hätte diese düsteren Eindrücke, welche wie der Alp so schwer auf **Wilhelm Neumann's** kritischen Arbeiten liegen, leicht verwischt. Wenn er auch nicht im Stande gewesen wäre, aus chaotischen Anfängen ein helleres und reicheres Ende zu ahnen, so würde er doch den Kampf gegen seine Zeit nicht mit der Krittelei, mit dem Lamento und Herzzerbrechen geführt haben, wie dieser Kritiker. Da ist in Allem, was er schrieb, Spionage, Verdächtigung, eine polizeiliche Grimasse, welche seine Worte barsch und frostig begleitet. Es liegt immer etwas Exclusives in Dem, was er sagt, und matt und verwelkt liegen diese Kritiken auf dem Sarge ihres verstorbenen Verfassers.

Wilhelm Neumann hatte schon deshalb für die Kritik keinen Beruf, weil er Autodidact war. Männer, welche sich mit Anstrengung auf einen Höhepunkt der

Wissenschaft geschwungen haben, welche auf Schulen und Universitäten nicht in den Strom mannichfacher verschiedenartig ringender Talente gezogen wurden, haben keinen Blick für vielseitige Entwicklung. Der Götzendienst, welchen sie mit den Ursachen ihres mühsam errungenen Wissens treiben, macht sie fanatisch, einseitig, zähe und intolerant. Autodidacten werden immer gute Leser, aber schlechte Kritiker sein. —.

Die romantische Schule hatte in Berlin Debatten veranlaßt, in welche **Wilhelm Neumann** hineingezogen wurde; Parteinehmend für **Tieck** und **Schlegel**, sonettirte er, triolettisirte, gerieth jedoch unter jenen Ballast ihrer Partei, zu welchem zum Beispiel **Wilhelm v. Schütz** gehörte. An einem Romane, **Karl's Versuche und Hindernisse**, kann man das Witzige und Hübsche, welches er enthält, Niemanden zurechnen, weil zwei seiner Freunde

an dessen Abfassung Theil genommen haben. Der Krieg, bürgerliche und Berufsverwickelungen trennten W. Neumann von den Musen, zu denen er später wieder zurückkehrte. Man weiß dabei wahrlich nicht, soll man es rühmen oder beklagen, daß er es nicht als Autor, sondern als Kritiker that.

Geschmack und Sinn für Produktion, ohne die Fähigkeit derselben, können immer einen guten Kritiker machen; Neumann würde Etwas in der Kritik geleistet haben, wenn er nicht die Halsstarrigkeit des Autodidacten mit der Galle des Parteigängers vermischt hätte; seine Maßstäbe sind kleinlich, ja selbst sein Lob verräth den Autor, den die mißglückte Produktion reizt; er zergliedert nicht die Werke, welche ihm zur Beurtheilung vorliegen, sondern die Autoren, er forscht der Frage nach, die Göthe einmal besungen hat: woher hat's der Dichter? woher haben Wilhelm Müller,

Heine, K. E. Ebert ihre Verse? Es sind oft gründliche Blicke, aber Coulissenblicke, deren Motiv Niemanden gefallen kann.

Die modernen Charakteristiken von Heinrich Laube sind Erweiterungen und Ausglättungen von Aufsätzen, welche anderthalb Jahre hindurch einer deutschen Zeitschrift viel Zulauf verschafften. Das reizende Negligee jener Kritik und Darstellung, die Laube zu einem sofort gesuchten Autor machten, jene liebenswürdige Vernachlässigung, welche so viele Triumphe davon trug, hat sich hier in einer sehr berechneten und sorgfältigen Toilette gesammelt und herausgegeben. Sonst stiftete der Blick des dunkeln Auges Unheil an, ohne es zu wollen, jezt ist er mit feiner Absicht auf seinen Gegenstand gerichtet. Der Styl, ehemals aufgeschürzt, nackt und in niedergetretenen Schuhen,

etwas schlotterhaft, tritt jezt ohne jene Launen auf, welche man vermeidet, wenn man das Bewußtsein seines Benehmens hat oder sich in der Lage weiß, beobachtet zu werden. Der Zufall ist jezt Plan, die Caprice Zusammenhang geworden. Man sieht den jungen Autor auf einer Stufe, die er früher selbst nicht ahnte, die er aber ersteigen mußte, um seinem Rufe gerecht zu werden. Es ist immer gut, wenn man sich zusammennimmt und der Achtung, die das Genie verdient, auch eine solide Grundlage zu geben sucht.

Es wäre jedoch ein Verlust, wenn **Laube** glauben sollte, es wäre mit ihm zunächst mehr gewonnen als eine Person, er sollte über das Feuilleton nicht hinausgehen. Das Feuilleton ist noch immer weit genug, **Lauben** für seine Grazien und Antithesen Raum zu geben. — Die pedantische Miene, als wäre es ihr um die Wahrheit zu thun, steht nicht der flüchtigen Schönheit. Ordnende,

systematische, speculative Momente tauchen in einem Gemüthe, dessen gewöhnliche Stimmung die Heiterkeit ist, selten auf, und diese Stimmung ist es nicht, welche man haben muß, um **Hegel**, **Herbart** und so manche Frage der Wissenschaft und der Hypochondrie zu beurtheilen. Ob **Herbart** gegen **Hegel** Etwas vermag, darüber fragt man schwerlich einen Schmetterling; ich rathe **Lauben**, sich aus einem Gebiete zu entfernen, wo ihn die gelehrten Herren doch nur dulden werden, wenn er ihnen seine empfindsame Sprache, sein bescheidenes Herz und das ganze Feuer seiner Liebe und seines Hasses leiht, um — sie zu loben.

Um einen Beweis zu geben, wie lieb mir die Beschäftigung mit diesem Schriftsteller ist, will ich einige Details dieser Charakteristiken erwähnen.

Es ist eine derjenigen Antipathieen, welche übel auf meine Nerven wirkt, wenn ich von Tendenzen höre, welche

in der Zeit liegen sollen, und von denen ich fühle, daß sie doch nur in uns ihren Grund haben. In der Moral ist es hier so wie in der Aesthetik. Wir sind leicht geneigt, unsere eigenen Fehler dem Charakter der Zeit zuzuschreiben, der wir angehören, und das Individuum durch das Jahrhundert zu entschuldigen; dieselbe Verwirrung herrscht in unseren Literaturgeschichten. Stellt man die Individuen unter das Gesetz irgend einer schematisirenden und rubrizirenden Nothwendigkeit, so muß die ästhetische Imputation verloren gehen. Ich will hier nur das Theater erwähnen; man kennt die Schwierigkeiten, welche aller Orten die Blüte des Schauspiels verhindern. Oper, Intendanzen, die Schauspieler selbst stehen im Wege, denn auch diese werden, wenn sie außerordentlich sind, immer denken, in einem besseren Ensemble und mancherlei Nebendingen würde der Reform genug gethan. Ich denke, die Hindernisse scheinen unüber-

windlich, allein Andere sagen, sie seien nothwendig. Worin sieht Laube diese Nothwendigkeit? In Madame Schröder Devrient, in der Oper. Doch ein einziger Poet stürzt diese Galanterie um, und die Erscheinung des Genie's war noch niemals an die Bedingungen der Zeit geknüpft.

Viel Richtiges sagt Laube über Tieck. Man kann diese Polemik gegen den lezten Rest der classisch-romantischen Periode nicht eifrig genug unterstützen, denn dies blinde Musenpferd im alten Styl ist nicht nur besonders störrisch und schlägt mit den Füßen aus, sondern wird auch noch immer von einer Tendenz gesattelt, die wir bekämpfen, und die ihn als eine poetische Incarnation und Gottheit verehrt. Nun sollte es aber einen Punkt geben, wo man bei dieser Polemik inne hält. Man sollte das Prinzip des Verstandes, welches ja Laube selbst als das Cerebrum dieser quasi-poetischen Erscheinung erkennt, festhalten und

davon die Consequenzen ziehen. Eine Consequenz des Verstandes aber ist der Witz. Tieck's Poesie ist eine Pseudo-Organisation; aber Wer ihm den Witz abstreitet, versteht nicht zu lachen. Tieck ist ein verzogener Schlummerkopf, der sich drollig über die Menschen moquirt. Er hat eine objective Komik, welche die menschlichen Natürlichkeiten copirt, ein eigenthümliches holländisches Genre, wo die Leute ohne Zwang auftreten in ihrer flanellenen Jacke, in ihren herunterhängenden Strümpfen und den niedergetretenen Hauspantoffeln, die uns immer lachen machen. Wie man auf dem Resonanzboden eines Klaviers kleine Figuren durch Anschlagen der Tasten springen lassen kann, so hüpfen auf unserm Zwergfelle Clemens, Hornvilla, Semmelziege. Das ganze Interesse, welches der zersetzenden und verneinenden Poesie nicht genommen werden kann, haben die Novellen der späteren Zeit, sie wirken drastisch, wenn

sie komische Situationen schildern. Dies Alles bestreitet Laube mit einer Keckheit, die einzig ist. Hat er eine Sache, für welche er spricht, so sind Irrthümer dieser Art Fehler, welche sich nicht verbessern lassen.

Die Diction Heine's ist der Culminationspunkt der modernen Schreibart, sie hat alle Vorzüge und alle Fehler derselben. Ihr größter Fehler ist wohl einer für den sie selbst nicht kann, nämlich der, daß sie sich nachahmen läßt. Diese feine musivische Composition, diese drei-, viermal überbürstete Einkleidung lächelnder Gedanken, diese, sogar im Erhabenen noch immer beobachtete Beobachtung ihrer selbst, könnte Methode werden, da sie ordentlich ihre Regeln hat. Alles heinisirt, Alles mischt den Scherz in den Ernst, sezt die confreten Bilder für abstrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Säze, die in einem gewissen

Fortspinnen des Perioden durch träumerisch-gedankenlose Verbindungspartikel besteht. Jeder, der heute schön schreiben will, muß einen Theil von **Heine** borgen, doch gibt es mancherlei Erlösungen von dem Extreme dieser Diction; sie sollte bei **Laube** in der Naivität liegen. Ich fürchte, daß seine Versuche im Göthe'schen Style kein rechtes Gegenmittel sind.

Theodor Mundt behauptet in den Schriften bunter Reihe, daß der Charakter unserer gegenwärtigen Literaturperiode in einer so glänzenden Prosa liege, wie man sie bisher in Deutschland nicht gekannt hat. Dies ist eine so gewisse Thatsache, daß wir nur gewünscht hätten, **Mundt** hätte für seinen Satz glücklichere Exempel in jenem Buche angeführt. **Heine**, dessen Meisterschaft er in dieser Rücksicht bestreiten will, bleibt der unübertroffene Matador

dieser neuen Stylschöpfungen, während die von Mundt genannten Namen, bei aller Achtung, welche sie verdienen, doch noch jener verschollenen Manier langer, schmachtender Perioden und jenem Style angehören, welchen man vorzugsweise den Hochwohlgebornen nennen könnte. Ich meine einen vorzüglichen Mann, Herrn **Varnhagen von Ense**. Selbst die Kunst der Antithese ist nicht der Vorzug dieser neuen Prosa. Die Antithese ist so oft der Tyrann des Gedankens.

Die alte Prosa war nur Ausdruck; sie nahm die Sprache als das nächste Hilfsmittel, in der rohen überlieferten Form, wie sie die gebildete Wendun des Gesprächs oder der stereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie stand noch nicht auf der Stufe der poetischen Intuition, welches die erste der neuen Prosa ist. Die Intuition hält die Sprache etwas von sich zurück, weil

deren hergebrachte ordinäre Ausdrücke die Keuschheit des Gedankens verletzen, weil sie gewöhnlich um neue Anschauungen nur alte abgetragene Kleider, diesen Sprachplunder werfen kann, der leider nur zu oft von der Poesie gestohlen hat. Von der Herrschaft der Perioden, von den gothischen Verschlingungen, von den Regeln der alten Rhetorik, vom Numerus, Wortfall, und allen diesen vereinzelten Vorschriften, welche ihre richtige Seite haben, aber niemals absolut hätten vorgeschrieben werden sollen, wird sich die poetische Intuition zuerst völlig emanzipiren. Die Sprache geht auf den Naturzustand zurück, und sie folgt in größter Decenz und Bescheidenheit nur der Anschauung und dem Gedanken, welcher sich in dem Bereich der Finsterniß, des Lichtes, und der zwischen beiden tastenden Dummheit, Schritt für Schritt vorwärts seinen Weg bahnt. Leise schleicht der Ton der Rede dem sich fortwühlenden Maulwurf

des Gedankens nach; nirgends üppig, nirgends vorschnell, sondern wie ein Kind geleitet am Gängelbande der Intuition. Dies ist der unbeschreibliche Zauber unserer neuen Prosa. Denn Natur ist hier, was die größte Kunst scheint, Natur in ihrer Feierstunde, wo sie im ewigen Fluß der Selbsterzeugung in der Wonne des Schaffens dahinströmt.

Die zweite Stufe erhebt sich unmittelbar über die erste. Jezt ist die Intuition nicht mehr todt, sondern sie wird Energie und produzirt. Poetische Produktion waltet durch jene arabeskenartigen Gewinde unserer modernen Prosa, die so wunderlich und so verlockend sind, Produktion, welche dem Genius der Sprache zu Gute kommt. Ein Franzose wird erstaunen, wenn man ihm sagt, daß der Charakter der Deutschen etwas einsilbig sei. Wir sind an den Ausdruck gewöhnt, aber dem Franzosen ist die Einsilbigkeit nur im alphabetischen Sinne geläufig. Er wird in der

Uebertragung des Figürlichen auf das Geistige schwelgen, und nicht die Zeit erwarten können, wo er öffentlich in Paris im Angesicht der Akademie, der Autorität des Dictionnairs, und des Ministeriums zum Trotz einmal zu sagen wagt: Monsieur **Guizot** est un ministre monosyllabe! Zwar sind in Deutschland diese Figürlichkeiten schon zum großen Theile verwischt, aber doch kann man sie wieder zu einer neuen stylistischen Schöpfung gleichsam aufschraffiren. Von einer Bereicherung des Sprachschatzes kann in dieser Hinsicht wohl nicht gesprochen werden, wohl aber von dreisten und glücklichen Griffen aus seiner unversiegbaren Quelle.

Die Herrschaft des Gedankens wird hier Alles entscheiden, jenes Gedankens, den unsere Vorgänger von gestern so ziemlich aus der Literatur hinausgeschrieben haben. Man wollte, daß Alles Poesie wäre, und gab

Verwaschung, Wasserfarbe, Pastell, Schmetterlingsstaub dafür aus. Die Operationen des neu entfesselten Nachdenkens jedoch werden uns auch eine neue Sprache schaffen.

Charaktere und Tendenzen.

Tieck.

Aus den Wirren unserer Zeit will sich Tieck wie einst die Göttin der Gerechtigkeit erheben, als das eiserne Zeit= alter kam. Apoll, Parnaß, Hippokrene — mit solchen ge= puderten Ausdrücken sucht er das Interesse für die Poesie zu erhalten, und selber glaubt er, auf dem Musenberge als romantischer Apollo mit der Violine zu thronen. Er

gibt sich die Miene, als wolle er aus der ledernen Zeit, deren Fragen um Wahrheit und Freiheit ihn ennuyren, Etwas retten, das wie Poesie klingt, nämlich die Romantik, und Etwas, was in der That Poesie ist, nämlich **Göthe.**

Tieck besaß vortreffliche Anlagen für das Lustspiel. Das Gemeine, die nackte Natürlichkeit der niedern Stände gab er mit drolliger Treue wieder; doch ein positiver, schaffender und zusammenfügender Dichter war er niemals. In all seinem Dichten objectivirte er sich selbst, und läßt das Poetische gleichsam immer selber wünschen, und darüber nachdenken, wie und ob es poetisch wäre. Seine in wässerigen Reimen ausklingenden lyrischen Gedichte sind für die wahre Poesie nur die Themata. Seine Mährchen sind künstliche Beispiele zur Theorie und Kritik des Wunderbaren. Ihre Gestalten sind verkörperte Elemente Dessen, was im Mährchen der Kunstrichter verlangt und gerne sehen

mag; Tieck's Leistungen gehen mit einem Worte nur vom Enthusiasmus des dilettantischen Interesses aus. —

Tieck vermißt in unserer Zeit Etwas; vielleicht die blaue Blume der Romantik? den Nihilismus des Genusses? Tieck behauptet, daß man sich Göthe'n abwende; aber Göthe war ein Mann durch und durch; reell, sicher, taktfest, ein Feind der blauen Blume. Göthe läßt schon seinen Werther im Abendrothe auch von Blumen und Blüten reden, aber so daß er wie ein halber Linné die verschiedenen Gattungen der Gräser mit bewundernden Auge prüft; Tieck falschmünzt Göthe'n zu einem Romantiker.

Der erste Beruf, über die Gegenwart und Zukunft der Literatur und des Lebens zu sprechen, müßte wohl darin liegen, daß man von den Gährungen auf diesem Gebiete einen richtigen Begriff hätte. Tieck steht eine

Menge vereinzelter Elemente, die er aber nicht zu binden weiß. So sehr er die Alten kennt, und bis zum Ekel die Namen **Calderon's, Shakspeare's, Ariost's,** deren Heiligkeit Niemand antastet, wiederholt, so sind ihm die Zeitgenossen doch unverständlich. Er ist so sehr in seinem alten Anschauungskreis gebannt, daß er glaubt, wenn der Liberalismus an die Kunst dächte, so könnte er nur **Gottscheden** Altäre bauen. Seine neueste Novelle in der Urânia mischt in die Unkenntniß der Dinge sogar einen bösen Willen, denn er bringt den Liberalismus, wenn früher in ästhetischen, so jezt in moralischen Mißcredit, und schließt sich damit der Verfahrungsweise **Menzels** an, wo Phalluspriester jezt plözlich von Moral zu sprechen beginnen und von mancherlei Dingen krummgezogene Rücken die Andacht zum Kreuze vorstellen wollen.

Fürst Pückler-Muskau.

In den Briefen eines Verstorbenen lernten wir einen barocken Charakter kennen, in welchem sich der Dandy mit dem Fuchsjäger vermählte. — Immer mehr aber tritt das Alter und die gute niederschlesische Natur in dem Fürsten hervor; die Tumulte seiner Seele sind beschwichtigt, und noch mehr, es ist nicht nur aus jener gesellschaftlichen Anomalie, jenem originellen Anakoluth, das sich Fürst **Pückler** nannte, ein besonnener Mann, sondern sogar ein bloßer Schriftsteller geworden. —

Ich kann nicht läugnen, daß mich weit mehr, als die Anekdoten und der Esprit des Fürsten, sein hübscher Anstand, seine Achtung vor dem Publikum, seine Empfänglichkeit für Tages- und Jahrhundertsfragen interessiren. Welches ist die höchste Auszeichnung der Großen? Wenn sie eine Bildung verrathen, deren Mangel doch Niemanden

bestimmen dürfte, ihnen anders zu begegnen, als sie es gewohnt sind. Ja die Nation war überrascht, als sie bei einem nicht einmal mediatisirten Fürsten für das Schöne und Wahre so viel Empfänglichkeit fand. Das spricht von der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, von der innern Verwaltung, Forst- und Jagdwissenschaft, vom Somnambulismus, von der Literatur und den schönen Künsten, und wir freuen uns, daß das Solide und Bürgerliche, das Alles, was wir nur mit unserm tabakräucherichen Munde und ahnenlosen Zähnen besprochen haben, doch bei so vornehmen Herren und Grundherren sich recht gediegen und grobkörnig hat aussprechen dürfen, daß die Kammerdiener angewiesen waren, nicht zu lachen, wenn sich das Edle und Schöne in's Feuer hineinredete und mit seinen linkischen Manieren eine Tasse vom Tische herunterwarf. Sollte man es glauben, die hohen Zirkel haben Alles

beachtet, die obscursten Journale, die kleinsten Brochüren, kurz so viele unbedeutende kleine Dinge, die wir jezt zum erstenmale aus den Schriften des Fürsten Pückler kennen lernen.

In Wahrheit hat sich der Verstorbene um die deutsche Literatur ein Verdienst erworben. Er vermittelt, wenn auch nicht die Stände, doch die Interessen derselben. Als ein geschickter Parlamentär bringt er zwei Feldlager zur gegenseitigen Verständigung. Bekränzt mit Seltsamkeiten, ein Füllhorn von Wundern, welche der Aristokratie neu sind, von bürgerlichen Silenen und Chironten erzogen, tritt er wie der jugendliche Gott Phantasus in die Salons. Er ist wie ein aufgefundener Königssohn, den eine Wölfin säugte, und Hirten zu ihren eigenen Kindern gesellten; der in so wildfremden Anschauungen auflebte, daß ihm, zurückgekehrt zu seinen Eltern, die Liebkosenden alles Unge-

hörige und der Etikette nicht Zusagende vergeben müssen. Ein Ambassadeur passirt bekanntlich an der Gränze zollfrei; aber es ist wohl schon geschehen, daß er in dem fremden Lande einen heimlichen Detailhandel verbotener heimischer Waaren etablirt, dessen polizeiliches Risico der Kammerdiener tragen muß. So treibt dieser Fürst einen Ideen-Schleichhandel zwischen den verschiedenen Ständen; er nimmt in die Audienzsäle die Heimchen und Grillen der Dachstube, oder läßt auch zuweilen eine recht revolutionäre Ratte unter die Beine der vornehmen Herren und Damen springen. Er komme nur! die Demokratie wird ihm Alles zeigen, was sich Heimliches in ihren Arsenälen vorfindet; denn das ist wahr, der Fürst besitzt eine unverwüstliche Ehrlichkeit.

Er reitet noch immer den Adel als sein Steckenpferd; und recht traurig muß es doch mit der Aristokratie aussehen,

daß ein Standesherr, ein Pair über seine Leute so unglückliche Ausdrücke fallen läßt. Spricht er vom Landadel doch so, als säete dieser nicht, und erntete nicht, und als reuete es unsern himmlischen Vater endlich, ihn dennoch zu ernähren. Doch schwebt leider das Alles, was der Fürst über die Reform des grundherrlichen und dabei durch und durch verhypothecirten Adels sagt, in der Luft. Selten schreitet die Geschichte auf dem Wege der Staatsweisheit fort, und läßt sich machen wie ein Fabrikat, durch einen coup de main oder durch Aktienvereine. Der Fürst scheint das Leztere zu beabsichtigen, einen neuen Ritterorden des jährlichen Einkommens. Er will eine allgemeine Destruktion des Adels, durch welche die Herren **von Müller, von Schultz, von Bauer, von Fischer, von Bürger**, um ihre Vorschlagssylbe, ihren socialen An- und Auftakt verkürzt werden, und diese Sylbe von nur dem Majorate zu Gute

kommen solle. Ein Feind des Adels wird sagen: Gut, hier werden wir zwar noch Einige behalten, aber doch die Meisten los werden. Ich aber möchte hinzufügen, daß man den Adel am besten reformirte, wenn man die Sylbe von aller Welt zugestände, so daß wir Nichts als Herren von Michel, Herren von Schaaf, Herren von Kopf und so weiter hätten; dann könnte sich der Adel durch Dasjenige am Schlagendsten auszeichnen, wodurch er gerade seine besondere Bevorzugung darthun will.

Göthe, Uhland und Prometheus.

Der lezte Theil des Göthe-Zelter'schen Briefwechsels ist nicht reich an Personalitäten, nach welchen man in den vertrauten Aeußerungen interessanter Männer so begierig ist. Doch überrascht es, die Unsterblichkeit von Weimar an

vielen Stellen gegen die ihr systematisch dargebrachten Huldigungen kalt und zurückhaltend zu finden, weil es Göthe'n schwer ankam, für seine Enthusiasten, oder wie man zu sagen pflegt, für seine Juden überall gut zu sagen. Merlin bleibt ein Zauberer, der sich nicht gefangen gibt. Selbst bei Hegel's und seiner Schüler Anbetung bescheidet er sich still und kalt, daß er den Meister nicht verstehen könne.

Noch merkwürdiger als diese Geständnisse bleibt eine Stelle, welche Göthe am 4. Oktober 1831 schrieb. Er macht darin gegen den jezt verrauchten würtembergischen Göthoklasmus einen Gestus, den man in Stuttgart und Tübingen nicht erwartet hatte, in Städten, wo man darüber weinte, daß der 83jährige Göthe viel zu früh für die Literatur gestorben sei. Wir meinen folgende Aeußerung: „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir

Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir dieser Tage zugeschickt; ich las hie und da in dem halb aufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth, und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dedizirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.

Ich leg' es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe."

Es konnte darum für die schwäbische Lyrik nichts Betrübenderes gesagt werden; denn diese kleine bescheidene, vom Tagesgewühl umrauschte Schule, diese Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt sind, wenn sie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und sich besungen haben, hatten Alle im Stillen einen lautlosen Cultus für **Göthe**, der ihnen im Grunde ihres Herzens mehr war, als die Politik, **Schiller** und sein Album. Dieser fromme Enthusiasmus ist durch jene denkwürdige Aeußerung recht schnöde paralysirt, um so mehr, da ihre Unverständlichkeit so Vieles darin finden läßt. Die Veranlassung jener Worte betreffend, so kann Niemand die Wahrheit des **Göthe**'schen Urtheils über eines jungen Anfängers erste Versuche in Zweifel stellen. Etwas für die ganze schwäbische

Lyrik Bezeichnendes drückt **Göthe** schon dadurch aus, daß er den sich empfehlenden Dichter einen guten Menschen nennt. **Gustav Pfizer** besitzt ein durch Reflexion sehr weitläufiges Talent. **Schiller's** gebildete Sprache ist es, die für ihn dichtet und denkt; seine Poesie ist nicht schöpferisch, sondern darstellend, er gibt uns spröde und faserige Gegenstände nett und im Goldschnitt zurück; sein Dichten und Denken ist eine Mischung von Griechenthum und Protestantismus; selten ist Etwas, das er gibt, aus dem tiefsten Borne der Unmittelbarkeit geschöpft, sondern Ideen, Interessen, Bilder beherrschen ihn und beschäftigen seine dichterische Reflexion, welche erträglich wäre, wenn sie, wie oft bei **Rückert** und **Uhland**, sich wenigstens als Witz und Epigramm äußern könnte.

Wenn **Göthe Uhland** da tadelt, wo er ihm am verwandtesten ist, so hat er über ihn gewiß eine Ungerechtigkeit

gesagt. Für die Gattung, für das Lied und die Ballade, hat **Uhland** Unvergängliches geleistet. Ist es wahr, daß das lyrische Gedicht einen begränzenden Rahmen haben soll, der den Gedanken so zusammentreibt, daß er ihn auf einen Moment verkörpert, so ist **Uhland's** Lyrik noch gestaltender als **Göthe's**. Jedes Gedicht muß aus zwei Theilen bestehen, aus einem sichtbaren Gerüste und aus einem Nachklange, der so mächtig ist, daß er den Hörer zwingt, ein zweites Gedicht, die Erklärung eines Gesehenen oder Gehörten, in sich nachzuschaffen. Oft liegt das wahre Gedicht gänzlich außerhalb des Wortes, und man muß es gleichsam erst machen, wenn man die anregenden Worte vernommen hat. Bei der Einfachheit der **Uhland**'schen Muse verpuffen seine Verse selten, besonders niemals in der Ballade, deren lyrische Auffassung, deren einfache Frage- und Antwortsform die Hörer zwingt, das eigentliche Gedicht

erst selbst zu machen, so daß man einen Augenblick das Buch zuschlägt und nicht genießt, sondern ergänzt und thätig ist.

Göthe, die politischen Lieder bepfuyend, konnte Uhland's patriotische Verdienste nicht würdigen. Dem alten Herrn, der in seiner Jugend wahrlich keine Aufforderung gefunden hatte, sich um die Misere seiner Geschichte zu bekümmern, und der auch später nicht die Ereignisse im Zusammenhange sah, mag dies hingehen. Die Ungerechtigkeit, seiner Poesie Etwas nachtragen zu wollen, was auf Rechnung seines Charakters kommt, vergrößert sich in Bezug auf Uhland um so mehr, da dessen Thätigkeit in politischer Rücksicht nur für Würtemberg von Werth sein kann, und auch dort von einsichtsvollen Leuten, welche erstaunen, wie man einer veralteten ständischen Verfassung vor einer neuen repräsentativen den Vorzug geben konnte, bestritten wird.

Uhland's Verdienste sind generelle, in Beziehung auf das Lied und die Ballade.

Allein es wäre ein Unglück, sollte die schwäbische Lyrik zur Mode werden. Diese Dichtkunst ist so beschränkt auf ihre Thäler; so einheimisch, ruhig und glückselig ersteigt sie ihre kleinen Berge. Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz. Wenn sie von Nachtigallen und Maikäfern singen, so wollen wir freilich keine Vandalen und unempfindlich sein, im Uebrigen aber sind sie mit den äußeren Dingen versöhnt, und **Göthe** hat wohl recht, zu sagen, daß in diesen kleinen Combinationen und Bilderchen weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menschengeschick Bezwingendes liegt. Er hat Recht, es ist ein sittig-religiös-poetischer Bettlermantel, der die Blößen dieser Menschen bedeckt, ein gewisses Sichhaben und Thun, welches der Mittelmäßigkeit und dem Phlegma als Rückhalt

dient; man sieht genug Gelbveigelein und Sternblümchen, aber nirgends Palmen oder Lotos, genug Haberrohre und Holderblätter, auf denen gepfiffen wird, nirgends Weiden und an ihnen aufgehängte Harfen. Wo ist Prometheus? Wo der Gott, der euch zu Boden wirft, daß ihr Thränen der Verzweiflung weint? **Göthe** hatte die Welt überwunden; er hatte, mit Aeschylus gesprochen, Menschengeschick bezwungen, hatte die Ewigkeit, konnte Vieles geben, und besaß doch immer noch Alles. Er, der sich selbst gefunden, Welt und Geschichte in sich unterdrückt und einem Volke, welches täglich Titanen-Tragödien erlebte, dennoch aus seinen eigenen Mitteln noch Großes und Neues geben konnte, **Göthe** läugnet es. Er sagt, dem Bettler habt ihr seine Lumpen gestohlen, euren Glauben dem Taufscheine, der Gewohnheit eure Sitte, dem Herkommen eure Grundsätze, fremder Poesie eure eigene. Was habt ihr? Abend-

sonnenspaziergänge, gemüthliche Stimmungen, ihr spinnet poetische Sommerfäden, lehnt euch an Das, was eure Partei anerkennt, wo ist Prometheus?

Ich werde **Uhlands** unendliche Verdienste um die Gattung anzuerkennen niemals zögern, doch hielt ich **Göthe's** Wort für zu wichtig, um nicht einen deutlicheren Commentar dazu zu geben.

Gans und die Doktrinäre.

Die Freiheit gleicht einer mannbaren Schönheit, um deren Gunst die verschiedensten Titel und Ansprüche buhlen. Die, welche sie für eine reiche Erbin halten, sind vielleicht die Genügsamsten; denn sie glauben wenigstens keine primitiven Rechte auf ihre Hand zu haben. Anders Diejenigen, welche ihre Bewerbungen in der idealen Sphäre halten.

Hier soll das Verschiedenartigste zu demselben Ziele führen. Der Eine entwickelt seine Vergangenheit, seine Wiegenträume, und ein gewisses ungewisses Sehnen, das ihn nothwendig zu den Füßen dieser Göttin gezogen. Der Andere hat Plane für die Zukunft, Abstraktionen und Hoffnungen, welche ohnehin sich nur halb erfüllen würden. Der Eine beruft sich auf die Seelenverwandtschaft, auf **Schiller**, auf den Mond; der Andere auf dieselbe Verwandschaft, aber auf **Göthe** und auf die Sonne. Hier unterstüzt sich eine Werbung durch die Sentimentalität, durch eine Kirchhofsscene, und das Auskramen seines guten Herzens: dort die andere durch Genialität, durch einen Abend in der Oper und durch die Prahlerei des Witzes. Und Jedem soll sie Gehör schenken, Jeder hat sie schon im Traume gesehen, Jedem fehlt blos sie nur noch, und Jeder nimmt sie in Anspruch, um das Entgegengesezteste auszufüllen.

Es gibt aber auch eine ächt historische Schule, welche die Freiheit aus Instinkt liebt. Sie calculirt nicht, ob die Resultate ihrer Studien auf sie hinauskommen, sondern sie folgt einem uranfänglichen Zuge, einem lockenden Tone aus dem Walde. Freiheit ist bei ihr kein Resultat, sondern ein Prinzip, man kann die Liebe zu ihr nicht erlernen, sondern sie muß angeboren sein. Diese historische Schule betet die Freiheit an ohne Raffinerie, jugendlich vertraulich, und weiht sie ein in die Anomalien unserer Laune, die sie des Nachts mit uns zu theilen pflegt. Kurz, wir besitzen sie, wie Schauspieler bei einer Coulissenschönheit, wenn sie auch draußen noch so viel Anbeter zählt, doch immer das Recht der ersten Hand behalten und Das in einem Winkel der Requisitenkammer umsonst bekommen, was die Andern theuer erkaufen müssen.

Da ist die Doktrine! Ein Mann, ein gesezter Mann,

der sich vornimmt, im ersten Jahre seiner Anstellung sich ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, und im dritten zu heirathen. Er hat schon vor mehreren Thüren angeklopft, Pallastthüren, Kirchthüren, und wurde abgewiesen, weil er einige Eigenschaften besitzt, welche ihn beim Despotismus und der Orthodoxie allerdings nicht empfehlen können. Die Doktrine ist stolz; es ist ihr weder um den Thron, noch um den Altar, noch, ob sie bei ihr gleich auf Freiersfüßen erscheint, um die Freiheit zu thun. Wie ein gemachter Mann steht sie vor der Göttin und wirbt für sich gleichsam wie für einen Andern. Ihren ächten Jüngern erläßt die Freiheit wohl, daß sie in die Kniee sinken und anbeten, aber von Jedem, der als Renegat, Philosoph, Historiker, kurz als Doktrinär zu ihr kommt, fodert sie diese Huldigung. Doch läßt sich der Mann nicht irre machen, er beginnt von seinem jüngsten Compendium,

citirt den siebenten Paragraph im achtzehnten Kapitel seines ersten Hauptstücks über die kryptogamischen Pflanzen und gesteht, daß man ihn ohne die Freiheit nicht beweisen könne; auch für die Bildung der Flözgebirge müsse man von ihr Einiges entlehnen; die Münzkunde, der Punkt auf dem i und die Theorie des Vorstellungsvermögens verlange, daß man ihr huldige. Und so steht denn die Doktrine da, triefend von Weisheit, verschimmelt von Citaten, ein Fossil der Gelehrsamkeit, und bietet der armen nackten und hilflosen Freiheit ihre Terminologien, ihre Heischesätze, ihre Subsubdivisionen, kurz den ganzen doktrinären Plunder an, um ihre Blöße zu bedecken. Ach, die holde Göttin lacht dann ambrosisch; die uneigennützigen Diener ruft sie heran, um den Freiern abschlägige Körbe zu flechten. Die Fenster ihres Tempels werden aufgemacht, um die akademische Luft heraus zu lassen; einige Raketen fliegen noch den traurigen

Rittern von La Mancha nach, die Musik spielt auf und es beginnen die phrygischen Walzer, beginnt die poetische Carmagnole.

Eduard Gans kam oft in Versuchung, in jenen doktrinären Heereszug einzutreten, weil er von Kategorien und Systematik nicht frei ist. Aber in einem witzigen Kampfe mit dieser Versuchung liegt seine angeborne Natur, eine eifrige und glühende Individualität. Mit origineller Lebhaftigkeit hatte **Gans** seine Erziehung in sich aufgenommen; er warf sich auf das Studium der Rechte, ohne sich auf die philologischen Galeeren des eingerissenen historischen und unfruchtbaren Textstudiums schmieden zu lassen. Ich will nicht sagen, daß er es Andern überließ, die historischen Thatsachen des Rechts aus den Quellen zu beweisen, und daß er nur als bequemes Resultat fremder Nachtwachen übernommen hätte, was er später hegelisch

mischte und digerirte; doch hat er sich durch das leztere Verfahren am sprechendsten ausgezeichnet. Die Hegel'sche Philosophie machte ihm die Improvisation seines Systems leicht; sein System ist in der That nichts als ein neues Theilungs- und Anordnungs-Prinzip. Er schuf es sich ohne viel Mühe, in der Oper, in musikalischen Soireen, auf Reisen. Wenn man bedenkt, daß in der Hegel'schen Philosophie Form und Inhalt fortwährend Versteckensspielen, daß das Aeußerliche morgen in ihr schon das Innerliche ist, und im Prozeß des Gedankens die Schale immer gleich wieder zum Kerne wird, so kann man sich erklären wie Gans ein gründlicher Pandektist ist, und zu gleicher Zeit über **China, Shakspeare, Göthe, Tieck, Sophie Müller** und die **Sonntag** recht artige und methodische Studien veröffentlichen kann.

Die Hegel'sche Philosophie bringt es mit sich, daß

Gans gegen eine dreifache falsche Ansicht der Geschichte opponirt. Man kann diese drei Weisen Rationalismus, Supernaturalismus und Mysticismus der Geschichtschreibung nennen.

Der Rationalismus ist hier jene naive Zusammensetzung der Geschichte aus einzelnen Fakten, welche, wenn sie nur auf eine Jahreszahl stimmen, planlos unter einander liegen, und die sich höchstens wie bei **Schlosser** zu einem sogenannten pragmatischen Raisonnement, oder wie bei **Johannes von Müller** zu einer Affektation historischer Kunst erhebt. Der Supernaturalismus macht die Geschichte zum Beweise einiger vorgefaßter Lieblingsideen, die bei Manchem mit Fanatismus, bei Anderen mit einem Anstrich von Salbung und Andacht vorgetragen werden; Herr **von Raumer** liebt es, seinen Geschichtsdarstellungen Folien dieser Art unterzulegen.

Der historische Mysticismus endlich wird durch die Restauration der Staatswissenschaften, durch **Schlegel** und **Görres** bezeichnet, und mit Recht beklagt es **Gans**, daß sich **Leo**, ein Parteigänger der **Hegel'schen** Schule, zum Schildträger eines **Haller** habe machen können.

Angel und Prüfstein dieser Opposition ist bei **Gans** der Staat, in dessen Begründung von ihm die äußerste Linke des Möglichsten geleistet ist. Mit Freuden sieht man sich ihn an großen Ereignissen erwärmen, an Sympathien, welche umfassender sind, als seine Situation. **Raumer** ist durch die laufende Geschichte weit leichter ennuyrt. Sie muß sich bei ihm gleich immer so stellen, daß man über sie ein Raisonnement beginnen oder aus einem zänkischen Prinzip der Rechthaberei sie auch von der andern Seite ansehen kann. **Gans** ist nicht so sehr historischer Gourmand wie **Raumer**; er giebt sich dem Ereig-

nisse hin, und kann dafür eine dauernde Wärme empfinden. Weil Raumer ein politischer Mann ist, der da weiß, daß der Lebende Recht hat, und die Zukunft in die Hände der Zukunft gegeben ist, so unterhandelt er zuweilen mit der Generation und dem Neuen. Gans würde beiden mit mehr als drei viertel Seelen angehören, wenn ihn nicht die Formeln und Paragraphen seines privat- und staatsrechtlichen Systemes an der freien, vom Instinkt geleiteten Bewegung hinderten. —

Die glänzendste Seite des Hegel'schen Systems, welche die etymologische Dialektik und das Stehaufmännchen der Negation vergessen macht, ist die Philosophie der Geschichte. Man kann sagen, wenn auch Hegel noch im Grabe darüber erschrickt, seine Geschichtsansicht war göttlich, frei, freudig, und evolutionär. — Und doch ist, wenn das Leben spricht, der Augenblick, die That, wenn unsere Zeit

wimmert, wie sie daliegt in den Wehen ihrer Geburt, ist sie die Klippe ihrer selbst; denn da sie Alles objectivirt, tödtet sie den Entschluß und erzeugt eine Apathie, welche in schwachen Gemüthern Feigheit werden kann. Die Hegel'sche Construktionssucht erzeugt ein moralisches, oder meinetwegen, ein politisches Laster, nämlich den Geschichtsstupor. Bewundert den Schematismus der Begebenheiten, die Symmetrie in Dem, was war und ist; aber in Dem, was sein wird, reckt eure eigene Hand und werdet, statt Kritiker, Schöpfer! Noch keine Philosophie hat gewagt, solche Entnervung zu lehren, daß wir objectiv auch leben sollen. Kurz, es wäre besser, weniger von der Zeit zu wissen, und mehr für sie zu thun.

So ist auch durch dies System des vorzeitigen Fixirens und Abschließens Gans bestimmt worden, sich einen unveränderlichen Maßstab seiner Gedanken zu

halten, nämlich den Staat. Daß die Dinge erst am Staate ihre Wahrheit haben, ist einer von Hegel's Ausdrücken, die für jede Rechtsverletzung als Entschuldigung dienen können. Es kömmt aus Gans Ansichten immer hervor, daß er, ich will dies nicht im physiologischen oder mechanischen Sinne sagen, den Staat für ein Produkt hält, daß er ihm etwas Ganzes, Rundes, Abgeschlossenes, kurz ein Resultat ist. Aber Staat als Resultat ist immer Tyrannei, sei es nun mit drei Roßschweifen oder mit Volkstribünen. Staat als Resultat macht eine Form der Existenz absolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß sie nur vorübergehend ist und sich in irgend ein Niveau auflösen muß. Ja, auch gänzlich davon abgesehen, was die Zukunft bringen wird, ob Staat in der That die lezte Manifestation des socialen Bedürfnisses ist: so ist selbst der Staat von heute kein Produkt, sondern etwas sich Producirendes, Etwas,

das sich erzeugt, ohne je sichtbar, ja auch unsichtbar fertig zu werden. Man würde das Prinzip der drei getheilten Gewalten nicht angreifen, wenn man nicht den illusorischen poetischen Stupor hätte, immer nur die runde Ostensibilität eines gefertigten Staates zu sehen. Um das Recht der Persönlichkeit zu beschränken, benuzten alle staatsrechtlichen Restaurateurs und Feudalisten dies Zugeständniß, und machten uns zu organischen Staatsgliedern, willenlosen Vegetabilien und servilen Pflanzen. War der Mensch nicht früher als der Bürger? Sind die drei Gewalten nicht die Garantie, daß man die Entwicklung und den Fortschritt der Menschheit höher stellt, als einen Organismus, der den Einzelnen immer zum Sclaven macht? Doch verlieren wir nicht den Muth, verlieren wir nicht die Hoffnung, Gans wird sich der illusorischen Poesien entwöhnen, und durch die zahllosen Unregelmäßigkeiten, welche sich täglich im

Leben der Völker finden, immer mehr aus dialektischen Schlingen erlöst werden.

Heinrich Heine.

Schon seit langer Zeit vernahm man, daß sich unsere nach Paris verflogene Nachtigall damit beschäftige, deutsche Mehlwürmer aus dem Gebiete der Theologie und Weltweisheit zu verspeisen. Wie er es thut, sieht man aus dem zweiten Theile seines Salons, welcher für Deutschland viel Erinnerung, für Frankreich viel Belehrung enthält. Die darin mitgetheilten Urtheile über deutsche wissenschaftliche Zustände standen zum großen Theil schon in französischen Blättern abgedruckt. Aus der widerspenstigen Sprache des Auslandes, aus den Umgebungen der brillanten Revue-Literatur Frankreichs und schönstem satinirten Palmenvelin.

übersezte er sie jezt in unser ehrliches gutes deutsches Druck=papier. Wenn auch Heine fühlt, daß in Paris Alles glänzender und parfümirter erschien, so weht ihm doch süß die Heimat zu und der Sang des deutschen Vogels. Er mag sich in französische Anschauungen filtriren, so viel er will, es ist doch sein liebes packleinenes Deutschland, das Heine nicht entbehren kann. Denn eine ganz deutsche Figur ist er, ein Herz voll Schweizer=Sehnsucht, das sich oft abseiten stellen muß, um eine Thräne aus dem Auge zu drücken. Er spielt in Paris eine schiffbrüchige Rolle, um so mehr, als ihm sein Versuch, französischer Schriftsteller zu werden, mißglückt ist.

In der That hat **Heinrich Heine** daran gedacht, sich neben **Voltaire**, **Racine** und **Rabelais** stellen zu wollen. Er speculirte auf französische Lorbeeren, auf einen Ruhm der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder

angetastet wird, wie in Deutschland; **Heine** speculirte auf die Akademie und das Pantheon. Aber diese durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn **Heine** besaß den schönen Stolz, sich Frankreich gegenüber nicht zu verläugnen, sondern in seiner ganzen Deutschheit, seiner Blässe, seiner Melancholie, und den kleinen Gehässigkeiten, welche die deutschen Schriftsteller dieser Zeit charakterisiren, als Dichter des Mondes und der Tanne in die Salons der jungen französischen Literatur zu treten. Aber die ganze französische Kritik, **St. Beuve, Chasles, Gustave Planche, Loeve Weimars**, mit ihren Feuilletons mögen kommen; nie werden sie begreifen können, was es heißt, wenn **Heine** lächelt. Dieses deutsche **Heine**'sche Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, harziger Waldluft, von versteckter Satyre auf ganz versteckte Menschen, diese Mischung von Scandal, Sentimentalität und

Weltgeschichte,. Wer verstünde das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hotel de Brühbach, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philosophie, die deutsche Kritik, und die Judengässen, Alles was man wissen muß, um Heine zu verstehen. Auch haben ihn die Franzosen gänzlich mißverstanden, und Niemand mehr, als der ihm vor Allen noch am verwandtesten war, **Jules Janin.**

Dieses journalistische Genie beurtheilte Heine's Reisebilder, und es kam jezt darauf an, was er über ihn sagen würde. Es handelte sich um Heine's französisches Bürgerrecht, um eine Meisterschaft, die der deutschen Muttersprache entrissen werden sollte. Aber der heimatliche Genius verwirrte Frankreichs classischen Pastetenbäcker **J. Janin.** Heine wurde von ihm total mißverstanden. Denn nachdem

er Alles gelobt hatte, die Phantasien von Neuberghausen, Gumpelino, und die schönen Naturbeschreibungen, und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts gesprochen hatte, als von Sterne, und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich sein Lob im Munde stecken, wo er auf **Heine's** Satyre kommt. Wozu — fragt der fremde Feuilletonist — wozu aber unter allen diesen Rosen der satyrische Stachel, ja die Pechfackel der Revolution? Wozu bei so vieler Grazie so viel Gift? Wozu der Aerger über deutsche Perücken? Wozu unter all den sylphenhaften Scherzen die Misere der Politik, unter Veilchen und Liebe der Moniteur? — Dies ist der Tadel des Franzosen! Dies Alles wundert ihn! Man sieht, **Jules Janin** war nie auf der Göttinger Bibliothek, kennt weder **Heine'n**, noch die Reisebilder, und hat mehr gethan, als ein Russe; er hat einen Exilirten mißhandelt.

Wenn nun Heine noch zuweilen für die Franzosen schreibt, so thut er es, wie es Prediger gibt, welche vor Puppenköpfen ihre Reden einstudiren. Er fingirt sich ein fremdes Publikum, das ihn nicht versteht. Alles, was er in den französischen Wind spricht, ist immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Er weiß doch, daß hier in Deutschland die Ohren sich spitzen, und spricht deßhalb laut und vernehmlich, damit Alles jenseits des Rheines hübsch sein Echo finde. Und so kann man diese Urtheile Heine's über unsere Bekanntschaft mit Gott, Natur, Welt, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Es ist Alles für Diesseits berechnet. Die Franzosen haben genug mit den Doktrinären, genug mit einem Menschen, der sterben will, mit Talleyrand, und genug mit einem Menschen, der nicht leben kann, mit Sebastiani, zu thun. Sie haben für Heine keine Zeit übrig.

Nun so komme denn zu uns zurück! Heine ist uns wie ein Bruder, der auf die Wanderschaft gezogen ist, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngern Geschwister, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und Alle vergleichen scharfsinnig, wie er war und inzwischen geworden ist. Jedes freut sich, eine alte Aehnlichkeit zu entdecken, und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er doch noch immer!“ Und so finden Alle Etwas, woran sie sich halten, und was ihnen Muth gibt, ihn zu küssen, obschon er so Vieles angenommen hat, was blos ihr Erstaunen rege macht. Der junge Gewanderte schreitet stolz im Dorfe einher und spricht mit vornehmem Ausdruck, und läßt eine lange tombakne Uhrkette am Leibe baumeln, und grüßt sehr herablassend, und lächelt nur etwas fein, wenn er den Baum erblickt, von dem er einst Aepfel stahl. Und wenn ihm Mädchen begegnen, seine Gespielinnen, die er früher

küßte, so lacht er höchst unterrichtet, höchst eingeweiht. Und diese ganze Comödie dauert acht Tage, oder doch nicht länger, als man braucht, um 284 Seiten des splendidesten Drucks über deutsche Philosophie und Theologie zu schreiben. Späterhin übermannen ihn die Erinnerungen; er wirft das steife Fischbein vom Halse und umwindet sich mit einem rothen geblümten Tuche der Freude, läßt bunte Bänder an seinem Hute flattern, und ist froh, im Walde die alten Plätze wiederzufinden, wo er einst saß, lyrische Querl schnitt aus Lerchenholz, und den Gesang des Buchfinken nachahmte auf einem Hollunderblatt.

Heine spricht in diesem Buche viel über den Pabst, Nixenglauben, über **Leibnitz**, **Rothschild**, **Kant**, Sein und Nichtsein, kurz über Illusionen und Irrthümer, von welchen man eine gute Meinung behält, je weniger man davon weiß. **Heine** weiß in der That recht viel, hält

aber auch desto weniger davon. Seine Unbefangenheit nagt an den Kathedern. Es läßt sich nicht läugnen, daß er auf sogenannte heilige Gegenstände ein mainächtliches Hexenkreuz schreibt, und daß er alten bepuderten Autoritäten Esel bohrt. Der ganzen Historie deutscher Theologie und Philosophie wird von ihm so aufgespielt, daß sich die langen Schleppkleider zu drehen anfangen, die schweren Männer der Wissenschaften Menuette tanzen, das hintere Ende der Perücke nach vorne setzen, die dreieckigen Hüte auf ein Ohr, kurz es ist drollige, faschingsartige Phantasmagorie, welche hier aufgeführt wird. Es ist zu bedauern, daß sich **Heine** mit der äußern Geschichte dieser Dinge schon ermüden mußte, sonst hätten ihm die innern Thatsachen selbst mannigfache Gelegenheiten zum Scherz gegeben. **Leibnitz's** Monaden müßten sich sehr humoristisch entwickeln lassen, **Kant's** Dingansicht, **Fichte's** Consequenzen, und die

Hegel'schen Purzelbäume der Negation erlauben eine sehr lebhafte und muntere Darstellung.

Man wolle doch nicht sagen, daß sich **Heine** mit der Revision der Offenbarung beschäftige, und daß es ihm darum zu thun sei, für die sogenannten socialen Fragen des Jahrhunderts und die Ungereimtheiten des Vater **Enfantin** seine Wirksamkeit auf's Spiel zu setzen! Für einen systematischen Kampf im Großen hat **Heine**, ich will nicht sagen zu wenig Ernst, sondern zu viel Vorurtheile, denn oft thut ihm leid, was er thut; es gibt noch immer gewisse Dinge in Staat, Religion, Sitte und Meinung des Volkes, für welche **Heine**, wenn auch nicht sterben, doch einige Tage lang unpaß sein könnte. **Heine** hat Furcht vor Dem, was noch nicht ist. Könnte die Republik nicht für ihn ihr blutiges Beil schärfen? Könnte eine neue Religion nicht symbolische Bücher erfinden, die

im keinem so schönen Style geschrieben wären als die Bibel? — Bei unsern Zuständen, wie sie sind, befindet sich Heine's Muse wohl, wenn sie nur zuweilen die drohende Geberde annehmen darf, was sie sein könnte, wenn sie nur wollte. Ein ganz neues Colorit dieser Poesie wird, glaube ich, noch seine Sehnsucht nach Deutschland, und somit eine Consequenz dieses wunderbaren Menschen werden, welche ihn den deutschen Herzen nur noch immer näher bringen muß.

Börne hat Heine'n im Feuilleton des Reformateur bei mehr als der bloßen Partei angeklagt. Er appellirte an alle Diejenigen, welche sich ein Urtheil zutrauen, nicht an Die, welche zu seiner Meinung gehörten. Da konnte es nicht fehlen, daß er in der Verdammung Heine's einen auffallenden Anklang fand und damit ein zufälliges Resultat

erreichte. Nein, wir müssen Börne'n innerhalb seiner Partei zurückdrängen und das Gleichgewicht zwischen beiden wieder herstellen. Sollte dies Verfahren wie eine Recht- fertigung Heine's aussehen, so kann ich Nichts dafür.

Börne und Heine, beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Uebermüthiger. Börne rettet das Uebrige, während er Eines aufgeben muß; Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und gibt den Menschen auf. Heine klammert sich an die Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultiviren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. Heine will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Uebrige preis- geben. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen soll

man nur: Wer ist mäßiger? Auch das nicht. Wer ist muthiger? Noch weniger dies: Wer ist unglücklicher? Sie sind es beide in gleichem Grade; nur darin unterscheiden sie sich, daß der Eine seiner Sache nützlicher ist, als der Andere.

Börne, dem der deutsche Adler an der Leber frißt, ist kein Prometheus. **Heine** ist es; denn **Heine** flucht den Göttern, wie Prometheus. **Börne** glaubt früher zu seinem Ziele kommen zu können, wie **Heine**; denn **Börne** läßt der Welt, was sie hat, nur will er ihren politischen Zustand verändern. **Heine** will ihr noch den Glauben nehmen. Das ist der Unterschied: **Börne** hat nur Einen, **Heine** hat sie Alle gegen sich.

Börne leidet an einer Einseitigkeit; **Heine** an einer Ungerechtigkeit. **Börne** glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. **Heine** rächt sich gleichsam an den

Gärten, Besitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm seine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an seinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erst die andern socialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börne's Frivolität schreiben, vielleicht eingestehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüstet hätte, beinahe um zu sagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, so werde euch auch das Andere benommen!

Diesmal ist es Börne, welcher Heine'n der Frivolität anklagt, aber es ist ein großer Leichtsinn, das Jahrhundert nur auf die constitutionelle Frage zu reduziren. — Börne schneidet für unsere Zeit die Speculation ab, wenn er die theologische Debatte in die Vergangenheit verweis't, und von den Untersuchungen über das Christenthum wie

von einer antiquirten und verbrauchten Maxime spricht. Börne tödtet die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blüte vielleicht die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht ist, wenn er eben so von den Bestrebungen, über die Schönheit neue Bestimmungen festzusetzen, geringschätzig redet. Es ist ein großer Despotismus, sich selbst zum Maßstabe der Zeit zu machen. Börne's Autorschaft, welche so abgerundet und vollendet, so zusammenhängend und einig vor uns steht, braucht freilich nur Consequenz, braucht nichts von den Fragen der Gegenwart. Es ist grausam, junge Autoren, die gewiß in ihrer Liebe zum Vaterlande uneigennützig sind, nur auf jene isolirte politische Thätigkeit hinzuweisen, wo die Einseitigkeit der Grundsätze eben so sehr die Tendenz wie die Individualität ruinirt.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß Heine's unent-

wickelte Charakterbildung, vor allen Dingen aber die große Leere, welche selbst in genialen Köpfen entsteht, wenn sie in einer so vollen, conkreten und überhäuften Zeit nichts thun, als von ihrem ursprünglichen subjectiven Kapitale leben, diesen Autor zum Kampfe der Zeit im großen, tragischen Style ganz ungeschickt macht. Möge jedes Wort, was **Börne** in dieser Rücksicht gesagt hat, auf ein gutes Feld fallen und in **Heinen** nicht Groll, sondern Entschlüsse hervorrufen! Im Uebrigen aber muß man sich entschieden gegen **Börne's** Prinzipien, so weit sie in jenen Aufsätzen zum Vorschein kommen, erklären, wie gegen alle Insinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffassung der Ereignisse herkommen, oder mit einer Meinungsschattirung des Tiersparti, es sei, welche es wolle, irgend im Zusammenhange stehen.

Ludolf Wienbarg.

Wir sprechen von einer der vorzüglichsten unter jenen jungen Hoffnungen unserer Literatur, welche alle das Charakteristische haben, daß sie sich aus der Kritik entwickelten und erst aus den Lavaschichten vulkanischer Zerstörungen ihre Frühlinge keimen lassen. Wie Siegfried die Stimmen der Vögel verstund, als er sich im Blute des Drachen Fafner gebadet hatte, so ging auch bei den meisten meiner jüngern Zeitgenossen der Kampf der Schöpfung voraus. Die Schöpfung, die Stimmen der Vögel, das Verständniß der säuselnden Blätter im Walde, kurz die Poesie selbst kam erst nach dem Siege über die Ungethüme der Zeit. **Ludolf Wienbarg**, der in der Vorrede zu seinem Buche: Zur neuesten Literatur mit naiver Emphase vom Abschluß seiner ersten Periode spricht,

steht gegenwärtig auf der Halbscheid dieses Ueberganges vom Blute Fafner's zu den Stimmen der Vögel, wie seine hier gesammelten Kritiken selbst verrathen. Denn wie viel zerbröckelte Poesie ist in ihnen verschwendet! Wie viel Phantasie und Intuition muß hier dazu dienen, gegen gewisse ordinäre Vorurtheile und über einige mittelmäßige Erscheinungen unserer Literatur anzuknüpfen! Fensterglas wird hier von Diamanten zerschnitten.

Wienbarg gab einen großen Theil der in jenem Buch enthaltenen Aufsätze in einer Hamburger Zeitung. Wahrlich, man konnte ihm prophezeien, daß er diese Verzettelung seines Genies nicht lange aushalten würde; denn es gehört eine Resignation zur Kritik, welche man in dem Augenblicke nicht kennt, wo man von der Kritik eben zur Poesie übergehen will. Jene schönen Bilder, jene architektonisch edeln Sätze sollten werth sein, von dem

Strome der Journalistik fortgespült zu werden? Alle Tage neu zu sein, an das fliegende Blatt seine tiefen Urtheile zu übergeben, das Zubrod zum Frühstücke der Philister zu werden: verdienen wir es? Verdient es die Literatur, daß Alles, was in ihr neu ist, durch seine tägliche Präsentation zur morgen wieder abgelös'ten Tagesordnung wird? Nein, so erklärlich es ist, daß **Wienbarg** von seiner mit so viel Vorbereitung, Rüstung und Geist ausgefüllten Stellung an den literarischen Blättern der Börsenhalle abtrat, so dankbar muß ihm das Publikum sein, daß er hier die Einzelnheiten seiner kurzen journalistischen Laufbahn sammelte und mehrere Artikel hinzugefügt hat, welche an den Besorgnissen der Hamburger Behörden gescheitert waren.

Aber es ist nicht allein die Schönheit, das poetische Element, das Hineinragen jener neuen schöpferischen

Entwicklung Wienbarg's, welche sein Buch so anziehend macht; sondern in demselben Maße die Tiefe und Schärfe seiner Urtheile und der literarhistorische Werth, welcher objectiv in ihnen liegt. Man weiß nicht, soll man mehr die Wahrheit oder die Schönheit dieser klassischen Aufsätze bewundern. Fast möcht' ich diesmal der Schönheit den Preis geben; denn dafür, daß unsere Urtheile richtig sind, können wir kaum. Jeder Schütz sagt Euch, daß wenn Ihr Euern Arm öffnet und das herausquillende warme Blut Eures Lebens mit dem Pulver mischt, Euch keine Kugel fehlen wird. Jede trifft.

Wienbarg ist besonders reich an Ideen, welche perspektivisch sind, und zu einer Gedankenreihe anreizen, die belebend auf uns wirkt. Rupfen wir z. B. aus seinem ersten Aufsatze: Göthe und die Weltliteratur, die schöne Feder heraus: „Die jetzige deutsche Literatur soll

sich der Rückwirkung nicht schämen, welche sie von Seiten der französischen und englischen empfängt;" so gerathen wir in einen Flug von Abstraktionen, der unserm Scharfsinne die seligste Beschäftigung gibt. Eben so Anderes. Die beiden Artikel über den Fürsten **Pückler** sind Musterstücke über den Gebrauch des Witzes in der Kritik. Vielleicht wurde **Wienbarg** von seinen demokratischen Antipathien zuweit fortgerissen, vielleicht ist er sogar ungerecht gegen Etwas, was weniger in dem Fürsten selbst, als in seiner Stellung so bemerkenswerth ist; aber Wer könnte dieser edlen Entrüstung widerstehen, mit welcher **Wienbarg** eine laxe Aeußerung des Fürsten über Repressalien verfolgt, verfolgt bis auf's Blut des Mannes, und ihn zulezt durch eben diese Aeußerung in seinem ganzen Wesen zu charakterisiren sucht? Wer je ein anerkennendes Wort über den Fürsten gesprochen, wird durch die Wahrheit, welche

in Wienbarg's Kritik liegt, diesmal schamroth gemacht werden. Derselbe Adel und Stolz der Gesinnung herrscht in dem klassisch geschriebenen Artikel: Raupach und die deutsche Bühne, obschon wir nicht so eifrig, wie Wienbarg, das Nationale urgiren, und uns bereden, von der Vermählung des Vaterländischen mit der Kunst viel erwarten zu dürfen. Die Deutschen haben keinen historischen Sinn, und werden ihn am wenigsten durch ihre eigene Geschichte zu stählen lernen. Der Aufruf des Kunstrichters kann immer nur der sein: Gebt Leidenschaften! Die Leidenschaften reißen hin, und völlig indifferent ist es, ob sie in einer historischen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter sich selbst verdankt, zum Vorschein kommen. Das Historische machte Schiller's Wallenstein nicht zur Nationaltragödie, wie sie Wienbarg nennt, sondern Alles, was hier drum und dran ist an Ehrgeiz, Astrologie,

Sentimentalität, und militärischem Spektakel. Schon deß-halb soll eine Kritik, die die schöpferische Kraft wecken will (das ist das geheime Band, welches mich mit den ästhetischen Ansichten Wienbarg's verknüpft), soll jenen allgemeinen und vagen Rath über die Benutzung der Historie nicht geben, weil er am leichtesten mißverstanden ist. Der Aufsatz über **Karl Immermann** erläutert im Detail einige Behauptungen des vorangehenden Artikels und läßt viel Hübsches über rhetorische Darstellung lernen. Ueber **Heinrich Heine** spricht **Wienbarg**, wie billig, mit Entzücken, nur vergißt er eine Regel zu beobachten, welche für das Lob dieses wunderbaren Autors unerläßlich ist, nämlich die: sich die Hinterthür offen zu lassen. Man kann von **Heine** nie etwas Entschiedenes behaupten; denn seine poetische Natur wird sich und Andere immer Lügen strafen. **Heine** mag schreiben, was er will, so muß es schön sein.

Soll er nun die Kritik am Gängelbande leiten und achtbare Männer und Männer, die, wie **Wienbarg**, für sich selbst stehen, verführen, Inkonsequenzen zu begehen? Man soll **Heine** nie ohne Cautelen loben und seinen Eifer immer im Schach zu halten suchen. Anders ist es mit dem Autor, welchem **Wienbarg** in dem lezten Artikel so liebe und freundliche Worte sagt. Der wird nie üppig werden und aufhören, an sich zu feilen und zu raspeln. Der wird nie sein hohes Ziel aus den Augen verlieren: nämlich der Menschheit ein Schauspiel zu geben, das sie tröstet, erhebt und ihrem Auge eine grüne; lachende Weide ist. Ihm kann man schon etwas Ermunterndes sagen; denn er wird immer glauben, es geschähe nur, um ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Ich bin dies selbst. —

Dichter im Reime.

Wir erleben seit einiger Zeit wieder die Erscheinung sogenannter Naturdichter, welche aber mit **Maus**, **Hiller**, **Karl Müchler** und **Kudraß** wenig Aehnlichkeit haben. Die Gedichte von **Niklas Müller**, einem Schriftsetzer in Stuttgart, werden, gefeilt von Gustav Schwab, im Morgenblatte bekannt gemacht. Ein Däne, Professionist, Namens **Johann Grüne**, durchwanderte Italien und Deutschland, und ich habe meisterhafte Gedichte

von ihm gelesen, welche zum Theil in einem norddeutschen Blatte publicirt worden sind. In Hamburg dichtet ein nicht minder in der Gesellschaft tiefgestellter Mann unter dem Namen **Clemens** (er hat sich jezt in einen gefährlichen Kampf gegen den Mysticismus geworfen) ganz vortreffliche Sachen, welche er mit einer Tabakspresse mühsam druckte. So mag es noch Manchen geben, der im Musen-Almanache seine Stelle verdient.

Der Reiz dieser Dichtungen ist der frische Quell des Schaffens, die göttliche Unmittelbarkeit, und das Sichherauswinden und Läutern aus den Schlacken der Materie. — Was unsere gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns süß und heimatlich anwehen, und die aus dem Wuste unserer anerzogenen Bildung oft recht gewaltsam hervorbrechen, das ist jenen braven Sängern aus dem Handwerksstande das Nächste,

davon gehen sie aus, darin leben sie. Dieses Ringen nach Klarheit, diese Wissenssehnsucht äußert sich immer poetisch. Man hört das Hämmern der Seele, man kann die ganze Mystik der Gedankenerzeugung belauschen, wie Alles ringt und hinaufstrebt, und sich zu Gestalten formen will; die tiefste Poesie ist immer das Resultat einer solchen natürlichen Philosophie.

Woran leiden wir? An fertigen Gedanken, an strikter Logik, an einer objectiven Wissenschaftlichkeit, welche nur unser Gedächtniß und unsere Auffassungsgabe beschäftigt. Die fertigen Gedanken! die Reminiscenzen! Die Namen, die bei den Gebildeten gleich für Alles gefunden sind! Sie sind ihres Stoffes Alle so gewiß, die Dichter von heute, sie stehen so erhaben über ihm, sie lassen sich zur Poesie nur herab. Was ist ein Gedicht? Ein Gedanke, der sich klar werden will. Aber eure Gedanken sind alle so hell,

so durchsichtig, in der Geburt schon so fertig; man hört und sieht es nicht, wie die Erzblumen der Poesie in euch aufschießen. Wenn man selbst gestehen muß, daß Uhland's Gedichte lyrischen Inhalts doch alle mehr oder weniger nur epigrammatische Einfälle sind, so scheint es, als solle die Lyrik nur auf Das reduzirt sein, was man einen guten Gedanken haben nennt, als solle der Zufall der Genius sein, da doch die wahre Lyrik, wie bei Rückert, Dichterleben ist, und sie Alles in Gedichte umzaubert, was sie nur anhaucht. Will man ein guter Lyriker werden, so soll man sich nur recht klein und unzulänglich vorkommen, und soll sich stellen, als wüßte man von Gott und der Welt Nichts, weder von der Geschichte noch von der Wissenschaft, trage aber nach Allem ein recht sehnsüchtiges, dringendes Verlangen. Dann wird man zu neuen Bildern kommen, und weder an der Gedankenleere ihrer- und der Gedanken-

vorwegnahme andererseits schmerzhaft leiden, wie wir jezt Lyriker haben, welche bei einer neuen Idee auf die Knie fallen, und aus Desperation, daß sie ihrem Rufe nicht immer gerecht werden können, in die mittelmäßigen Saiten greifen.

Da es mir daran liegt, einige eingerissene poetische Mißbräuche, welchen sich selbst ausgezeichnete Talente nicht entziehen, zu rügen, so will ich hier auf den bekannten Romanzenkranz von Anastasius Grün, der lezte Ritter, der viel Aehnliches veranlaßte und den Sinn für Verse wieder belebte, zurückgehen.

Der lezte Ritter ist Maximilian, ein Kaiser, den seine Stellung einengte, dessen Thatendrang durch sie gelähmt war, der aber hoch steht als der Träger einer Zeitrichtung und hiedurch eine poetische Beleuchtung erhält. Es ist oft der

Fall, daß die Geschichte der historischen Charaktere zu viel zu haben scheint, und manche Phänomene aus den beengenden Jahreszahlen herausfallen läßt, welche dann die Poesie auffängt, und durch ihren Mund verewigt. Clio ist stumm von den Thaten orientalischer Völker, doch können die andern Musen desto mehr von ihrem Leben und Geist berichten.

Anastasius Grün stellt an Maximilians Wiege Leben und Tod. Das Leben disputirt den Tod hinweg. Das ist nicht fein erfunden, denn diese Allegorie würde für jeden dichterischen Helden passen. Soll aber Maximilian der lezte Ritter sein, so mußten zwei Genien an seine Wiege treten, die Vergangenheit und die Zukunft; sie mußten sich nicht einander zu vertreiben suchen, sondern sich über des Säuglings Haupte den Kuß der Versöhnung geben. Gab uns **Anastasius Grün** den ganzen Max? Nein, sein Gedicht läuft nur neben der Geschichte wie

Noten zum Texte einher, es ist eine Sammlung poetischer Exkurse über merkwürdige Momente aus Maxen's Leben, und die Einheit darin keine andere, als eine chronologische. Ich will diesen bescheidenen Tadel noch weiter verfolgen, und werde dabei Gelegenheit nehmen, Beispiele der vortrefflichen poetischen Diktion hervorzuheben. So zwingt eine sonderbare Genußsucht anmuthige Kinder zum Weinen, weil sie dann noch schöner aussehen, als wenn sie lachen.

Die Frage ist die: Durfte der Dichter mit seiner Leier durch einen Saal, in dem die Bilder von Maxens Thaten aufgestellt sind, wandern, und vor jedem ihm zusagenden Halt machen, um es zu besingen? Warum nicht? Aber dann mußte er keine Romanzen dichten, nicht mit der epischen Muse verkehren, nicht das gedehnte Niebelungenversmaß brauchen. Hören wir ihn selbst. Er ruht auf dem

Friedhofe der Weltgeschichte, träumt auf einem Königs-grabe, die Poesie kränzt das Grab und er ergreift die Leier.

Was soll das stille Lämpchen bei goldner Sonne Glut?
Was soll die scheue Taube im Horst der Adlerbrut?
Wer hört ein Lied, wenn ehern des Schicksals Würfel rollt?
Wer sieht durch den Wald von Sceptern der scheuen Leier Gold?

So spricht der Dichter; aber die Poesie erwiedert:

Nicht singe jenes Helden erhabene Herrscherthaten,
Wie er gelenkt die Völker, im Fürstensaal gerathen,
Den lezten vom Ritterkreise nennt ihn die Weltgeschichte,
Als lezten Ritter preise ihn liebend im Gedichte!

Allerdings nennt ihn so die Weltgeschichte, nicht das Gedicht allein. Darum mußten aber auch alle seine Herrscherthaten unter diesem Gesichtspunkte gefaßt werden. Der Dichter durfte nicht später Alles aufzählen, was nicht in seinen Plan gehört, und dann fortfahren:

Dies alles muß verschweigen wohl meines Liedes Ton,
Denn horch, es tönt gewaltig ein andres Lied davon!
Du singst dies Lied, dies hohe, dies Lied der Ewigkeit
Auf deiner Riesenharfe, Gigantenmutter Zeit. — —
Dir, königliche Ceder, nah' ich mit stillem Gruß,
Und lege meine Harfe an deines Stammes Fuß;
Da soll sie ruhn und schweigen, ein todter Liederschwan,
Von deinen grünen Zweigen umrauschet und umfahn.

Unmöglich! Clio muß sich beim Dichter bedanken, nicht er bei ihr. Er Allein kann ihn ja nur als lezten Ritter verstehen, und als Kind, als geliebtes Kind der Mutter Zeit wieder zuführen.

Ich komme immer wieder auf den lezten Ritter zurück, weil dieser Titel gar zu schön und prägnant ist. Max war Ritter, denn Frauenhuld, Ehre und persönliche Tapferkeit gehen ihm über Alles. Warum war er aber

nicht der zehnte, zwanzigste Ritter, sondern der lezte? Es ist einleuchtend, daß der Gegensatz seines Ritterthums hervorgehoben und scharf bezeichnet werden mußte. Nun wär' es aber durchaus unkünstlerisch, die Anfänge der neuen Aera, die in Maximilians Lebenszeit fielen, zu Gegenständen eigner poetischer Darstellung zu machen; z. B. der schon ganz weltlich gewordene Kampf des Pabstes mit den verbündeten Mächten, wo der Pabst nicht mehr als geistliches Oberhaupt, sondern schon als weltlicher Souverain gilt; ferner das Erwachen der wissenschaftlichen Opposition gegen die Bildung des Mittelalters und vor allem die kirchliche Reformation Luthers. Alle diese Verhältnisse mußten dem Lezten Ritterthum Maxens als Folie dienen, und die Geschichte bietet wirklich den herrlichsten Ausweg in dieser Hinsicht dar. Wir denken an Niemand anders, als an Herrn Kunzen von der Rosen,

Maxens lustigen Rath. Er ist zwar im Gedichte meist immer lustig und macht sich gern einmal einen Spaß, aber er ist zu sehr ein treuer Diener seines Herrn, dilettirt nicht genug auf eigene Hand, mit einem Wort, um Maxen als lezten Ritter darzustellen, mußt' er die weltgeschichtliche Ironie des Mittelalters werden. Der Narr ist kein Begriff, den das Mittelalter erzeugt hat, er lebt auch noch nicht in der Prosa und dem trocknen Verstande der kommenden Zeit, aber er fühlt diese Zeit voraus. Der Narr ist kein Kind der Gegenwart, aber auch die Vergangenheit ist für ihn nicht, er kennt nur sich selbst und seinen Humor. So hätte ihn der Dichter der gläubigen, liebenden, hoffnungerfüllten Natur Maxens gegenüberstellen müssen, er hätte dann nicht nur den Max des Gedichts, sondern auch den der Weltgeschichte geschildert. Wenn Kunz bei ihm lustig wird, so ist er es nur seines Herrn wegen. Wenn Max

mit trüben Ahnungen erfüllt ist, so ist der Grund nur der Gedanke an den Tod und die Flüchtigkeit des Lebens. Des Lebens? In einem Epos? Was soll an der Wiege des Knaben, den wir als Helden erst kennen lernen wollen, schon der Sarg? In ächt mittelaltrigem Sinne hätten dort allenfalls Frau Minne, Frau Milte, Frau Aventür u. s. w. erscheinen können, nur nicht der Tod und der Sarg. Ja, Maxens Leben soll umflort sein, aber Kunz mußte diesen Flor lachend weben.

Maximilian hat gegen die Schweizer gekämpft. Welche Verlegenheit für den freiheitsliebenden Dichter! Hat er sie überwunden? Wir hören ihn selbst.

Was treibt auch wohl ihr Fürsten stets in die Schweizergaun?
Wollt einmal doch im Leben ein freies Land ihr schaun?
Wollt ihr das Scepter tauschen um einen Hirtenstab?
Ha, oder wollt ihr finden in freier Erd' ein Grab?

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's gleich einem Buche, geschrieben von Gottes Hand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sanct Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.

Wißt ihr was drin geschrieben? O seht, es strahlt so licht!
Freiheit steht drin, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht?
Es schrieb sie ja kein Kanzler, es ist kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rothes Siegel brennt.

Mit einer so schönen braven Sprache und Gesinnung wird die Schilderung des freien Schweizerlandes weiter ausgeführt. Neben diese Freie wollen sich nun die Ritter stellen. Warum nicht? Es ist so Ritterart. Doch nein, einen Despoten sollte der Dichter zum Gegenstande seines Liedes machen? Unmöglich! Er gibt daher Maxen folgende Stellung:

— — Dort sieht man König Maxen knie'n,
Mit Schwert und Feuer soll er das Schweizerland durchziehn,

Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Mensch drückt' alle Freie er gern an Herz und Mund!

Als Mensch! Seit wann wäre in den Begriff eines königlichen Ritters dieser Dualismus gekommen? Wie kann er als König anders denken, denn als Mensch? Hier thut er es wirklich. Er bleibt ein Freund der Freiheit, und um seine Hände in Unschuld zu waschen, schickt er den Fürstenberger ab, dessen bekannter französischer Wahlspruch hier so übersezt wird:

„Des Königs soll mein Leben, die Seele Gottes sein,
Mein Herz den Frau'n ergeben, die Ehre bleibe mein!“

Ebenso cavalierement mußte Maximilian als Ritter auch denken. Er mußte den Schimpf seiner Ahnen, König Albrechts und Herzog Leopolds Niederlagen rächen wollen. Er mußte getrost sein Vertilgungsheer entsenden, dabei aber nicht sagen:

„Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.“

War es dem Dichter darum zu thun, den Charakter seines Helden mit seinem unabhängigen Sinnen und den Ansichten unserer Zeit auszugleichen, so mußte er sich Kunzen kommen lassen und ihn zum Chore, gleichviel ob zum sophokleischen oder aristophanischen, machen. So aber bleibt der Dichter und sein Gedicht eine unaufgelöste Dissonanz.

Dies Gedicht veranlaßte nun eine Menge von Nachahmern. **Eduard Duller** gab die **Wittelsbacher** in einer fließenden, aber häufig zu modern sentimentalen, und theatralischen Sprache. Die Wittelsbacher ahmte wieder Herr **Frankl** nach in seinem Habsburgsliede, bis sich zulezt zwar der Gegenstand dieser Dichtungen, die Hausgeschichte der deutschen Fürsten erschöpft hatte, ihre Form jedoch auf etwas Neues warf, für welches **Anastasius Grün** wieder den ersten lieblichen und harmonischen Ton

anschlug. Die Spaziergänge eines Wiener Poeten wiederholten sich zahllos, und arteten zulezt in eine so widerliche Monotonie aus, daß ich mich veranlaßt fühlte, eine Produktion dieser Art: Harfentöne aus dem Ungarlande von G. Treumund, durch folgende Verse zu persifliren.

Als der liebe Anastasius Grün in Wien spaziren ging,
Machten viel langweil'ge Menschen flugs ihm nach das leichte Ding.
Hielten fest sich an den Versmaßbarrieren der Niebelungen,
Daß sie in der besten Meinung viel Prosaisches gesungen.

O wann werden denn in Oestreich diese Gänsedärme bleiben!
Wann in ihnen Erbsen statt Ideen kein klappernd Spiel mehr treiben?
Wird kein kritischer Wurmsaame sich denn endlich kaum geniren,
Die Bandwürmer der Rhetorik ohne Zagen abzuführen?

Allerdings, man liebt die Freiheit, möcht' auch Niemand, der sie nimmt,
Sagen: Lieber, dein Geschmack ist nüchtern, bist ein lallend Kind!

Deshalb freu' ich mich, daß ich der Freiheit auch nicht thue weh,
Wenn ich tadle, denn Herr Treumund ist ein Mann vom Jüste-Milieu.

In der Weltgeschichte Fugen klingt sein Harfentempo ein,
Daß doch die Regierung möcht' auf die Chausseen bedachter sein,
Daß die ungrischen Magnaten mit den schwarzgewichsten Bärten
Doch im Lande bleiben möchten, und dasselbe redlich nährten!

Wie? fragt ihr: wie? um Chausseen, um den Pesther Frau'n-verein,
Um ein Dampfschiff auf der Donau muß man so geschmacklos sein?
Um so zahme Dinge muß man so viel schlechte Verse spenden?
Und dem Jüste-Milieu ein strohern Kissen stopfen mit den Händen?

Auch besizt Herr Gustav Treumund in der Verse langem Reigen
Ganz den Stolz und die Grimasse, die den schlechten Dichtern eigen,
Nennt sich immer einen Harfner, dessen Lied weithin erschalle,
Der obscur und pseudonym und weinend durch die Länder walle.

Doch hat er am Eig'nen, was er bietet, nicht einmal genug,
Parodirt sogar noch Uhland's sehr bekannten Sängerfluch

Und spricht höchst naiv: „Ich saß als Gast bei manchem Adelsmahl,
Aber — nach der zwölften Schüssel stahl ich stumm mich aus dem
Saal!“

Nach der zwölften Schüssel! O du schnöder ungebetner Gast!
Also erst nachdem du satt dich an dem Tisch gegessen hast,
Fluchtest du dem, der dich ehrte, im Gedichte fürchterlich?
Gehe hin, du Undankbarer, gehe hin und beßre dich!

Besonders leid thut es uns, daß ein so feuriges, phantasievolles und die Sprache meisterhaft beherrschendes Talent wie Freiherr von **Gaudy** sich von diesem Metrum, welches für Reflexion und asiatische Wortfülle ein Lotterbette ist, nicht trennen kann. Seine Kaiserlieder, welch schlagende Kraft des Wortes auch in ihnen walte, werden durch die Monotonie dieses romantischen Alexandriners unausstehlich.

Da dieses Gedicht von Seiten einer leidenschaftlichen Kritik heftigen Widerspruch gefunden hat, so müssen wir zuerst zugestehen, daß wohl Niemand, der, wie Napoleon, so tiefe Furchen in die Felder der Geschichte zog, erst die Nebel der Erinnerung und den Duft der Sage abzuwarten brauchte, um von der Poesie in seine Rechte eingesezt zu werden. Napoleon ist ein vollständiges Gedicht, das, geschlossen von Anfang bis zu Ende, die Harfe des Sängers herausfodert. Schwebt von diesem hohen Liede nicht jeder begabteren Phantasie ein Ideal vor? Wie zuerst mit epischer Einfachheit der Held aus der stürmischen Zeit sich heraus entwickelt, wie er dann die Alpen überschreitet und die ersten Siege feiert, wie er in das Land der Räthsel und der Gräber schifft; dann der 18te Brumaire, Marengo, die Kaiserkrone, und immer neue Siege bis zum Brande von Moskau? Diesen Zügen sollte ein deutscher Dichter nicht folgen

dürfen? Gewiß, wenn er seine Darstellung nur bei Moskau schließt, und den Untergang Napoleons in einer Vision zusammen faßt, welche aus der brennenden Czarenstadt hervorsteigt. Noch lassen sich die Collisionen der poetischen Gerechtigkeit mit der Vaterlands- und Freiheitsliebe in diesem Betracht nicht ausgleichen. —

Wenn Gaudy nur die Begegnisse des Kaisers gibt, so hat er doch vergessen, ihn auch mit seinem Sagenkreise vorzustellen, und mit den unzähligen Massen, die seine Erscheinung erst möglich machen. Es sind auch diese Massen und mannichfachen Interessen, welche der Geschichte ihren Charakter geben, und Reiz und Leben einem jeden Heldengedichte. Wir sehen bei Gaudy nur immer den Enthusiasmus, nur immer jenen kleinen Corporal, der überall mit seinem Hut und grauen Rocke spukt, und am Schlusse der Gesänge sich mit verschränkten Armen in bekannter Weise

aufpostirt. Rein militärische und anekdotische Auffassung ist des großen Helden nicht würdig. Im Hotel der Invaliden würde ein alter Grenadier den Kaiser so besingen, wie es Gaudy thut. Die Auslassung der Massen und Historie rächt sich auch an dem Dichter bitter, denn wer kann läugnen, daß die Kaiserlieder von Gaudy sehr langweilig sind?

Auch stell' ich im Allgemeinen einige Einwendungen der patriotischen Kritik nicht in Abrede, wo sie Napoleon in absteigender Linie betreffen. Nur in aufsteigender, da sich nach dem Brande von Moskau der Poesie Napoleons die Poesie des Vaterlandes entgegenstellt, kann ihn der epische Dichter besingen, wenn er ein Deutscher ist. Nur der Tragiker hätte noch das Recht, selbst wenn er ein Deutscher wäre, in seinem Feldlager zu bleiben, doch ist Napoleon noch kein tragischer Stoff und wird, da so viel

epische Massen und Völkerschicksale an seiner Erscheinung kleben, es vielleicht niemals werden.

Immermann hat in neuerer Zeit den Versuch eines komischen Heldengedichtes gemacht, Tulifäntchen ist der Held desselben, ein fingerlanges Wesen, das mit einem Federmesser als Schwert, mit einem Silberlinge als Schild und einer ausgehöhlten Nußschale als Harnisch hinauszieht in die Welt, um seinen Thatendurst zu stillen. In ein Land gekommen, welches nur von Weibern bewohnt wird, umging er die Gefahr, getödtet zu werden, durch den glücklichen Schlag, welchen er einer Brummfliege versezte, die die Königin des Landes schon lange gequält hatte. Doch Tulifäntchen sucht Abenteuer, Riesen, Drachen, verwünschte Prinzessinnen, und will das Land des Pantoffels verlassen. Da erklärt ihm die Königin, der Riese Schlagadodro

habe ihre Tochter Balsamina geraubt, nicht, weil er sie liebe, sondern weil er sich durch ihren Unterricht und ihre Kenntnisse civilisiren wolle. Tulifäntchen zieht aus, und erblickt den Riesen, wie er von seiner grosen Mauer aus Gußeisen die langen Beine herunterbaumeln läßt. Tulifäntchen erweis't durch seine Absicht, den Riesen zu bekämpfen, der Prinzessin nicht einmal einen Gefallen, denn sie, eine mystische Theetrinkerin ist in ihren Räuber wirklich verbliebt; warum? Romantik, Genialitätssucht, Kraftgenie. Schlagadodro will von süßer Minne, Räthselnacht, Labyrinth der Liebeswege nichts wissen, sondern hält sich so lange an den Realismus eines tüchtigen Rinderbratens, bis Tulifäntchen mit Hilfe einer ihn schützenden Fee die Gußmauer in tausend Stücke zerbricht. Der Riese saß bei diesem Experimente gerade auf der Mauer, und geht jämmerlich unter, aber mit ihm, da das Schicksal ein Opfer

haben will, auch Tulifäntchens Schimmel. Der Sieger führt Balsaminen als seine Braut heim, die Vermählung kömmt zu Stande, aber eben so wenig wie ihre Gliedmaßen, verstehen sich ihre Herzen. Sie sperrt den inzwischen König gewordenen Däumling in einen Vogelkäfig, dessen Gitter er öffnet, weil er aus Schaam sich in einen Abgrund stürzen will. Er fällt und fällt, da fangen ihn die Wolken und Libellen auf, er heirathet ein in ihn sterblich (oder da sie eine Göttin ist vielmehr unsterblich) verliebtes Seefräulein und zieht nach Ginistan, in einer sehr schön dargestellten Verflüchtigung unseres Helden.

Tulifäntchens ritterliches Pathos, und des vierfüßigen Trochäus steife Grandezza stimmen recht drollig mit einander überein, doch glaube ich, Immermann hat sich den Effekt seines Gedichtes kolossaler gedacht als er ausfällt. Die Ansätze zur Satyre beweisen, daß er jenen Effekt nicht

würde verschmäht haben, aber die kleinen Personen, die er zu Trägern seiner Laune macht, sind zu schwach, etwas Tüchtiges zu tragen. Durch einen naiven, spielenden, tändelnden Ton kann das Zwerchfell nicht erschüttert werden.

Immermann beging in dieser sprachlich-klassischen Dichtung einen Fehler, den in seinen komischen Mährchen **Tieck** immer vermieden hat. Es fehlen der Dichtung die gemeinen Gegensätze des wirklichen Lebens, die in ihm handelnden Personen sind zu luftartig hingestellt, und sind schon im Auftreten von Natur so, wie sie im Abtreten erst durch Tulifäntchens Gegensatz geworden sein sollten. Das eigentliche Mährchen, wie es die poetische Kindheit des Volkes liebt, besteht deßhalb aus Unwahrscheinlichkeiten, weil es für Alles den Glauben verlangt, weil in ihm Alles unmöglich ist, und doch Alles geschieht. So ist die Mährchenpoesie das freieste Spiel der Phantasie; selbst im

Wunder kennt sie keine Wunder. Weit anders das komische Mährchen, sei es als Erzählung, wie bei Hoffmann, oder als Drama, wie bei Tieck, oder als Heldengedicht. Hier muß dem Reiche des Zaubers ein ungläubiges Reich der Philisterhaftigkeit gegenüber stehen, Wunder darf es hier nur geben, in so fern man sich in der That darüber verwundert. Das Alles fehlt hier bei Immermann; der Held ist klein, aber er könnte auch groß sein, da er gegen seine Umgebungen durchaus nicht contrastirt. Schlagadodro wird überwunden, und das Komische wäre gewesen, daß ihn Tulifäntchen erst bekämpft hätte. Balsamine heirathet Tulifäntchen, aber das Komische wäre wiederum gewesen, daß er ihr erst seine Liebe gestanden hätte. Tulifäntchen lebt immer nur außer sich und das ist nicht komisch, weil ja so Vieles, was klein ist, sich in der Welt bewegt. Witzig wäre es gewesen, wenn der

Dichter ihn auch innerlich lebend dargestellt hätte, denn daß so ein kleiner Wicht auch ein Herz habe, glaubt man nicht. Um Das, was sich **Immermann** entgehen ließ, zu bezeichnen, brauche ich nur an **Hoffmann's Klein-Zaches** zu erinnern.

Ich würde den Frühlings-Almanach von **Nikolaus Lenau** hier nicht aufführen, wenn sich an die einzelnen Gaben desselben nicht einige Bemerkungen über unsern Gegenstand anknüpfen ließen.

Carl Mayer muß von der Lyrik sehr verworrene Begriffe haben, wenn er glaubt, daß seine kleinen Spaziergangseinfälle, die noch überdies in einer geschraubten und unnatürlichen Sprache auftreten, seinen Lesern irgend eine poetische Befriedigung geben könnten; ich möchte wohl wissen, welche Seite des Gemüthes durch Mayer's Liederchen

vibrirt werden sollen. Die Naturbeschreibung hat in der Poesie eine Gränze, und diese liegt gewiß da, wo sie Naturgötzendienst wird, und nur mit einem Compendium zur Hand verstanden werden kann.

Die Salomonischen Nächte von **Gustav Pfizer** kündigen sich sogleich widerlich genug durch die Niebelungengänsedärme, das Versmaß der Reflexion an. Die Ausschmückung der Scene ist asiatisch überladen, und man sage nicht, daß dies im Gegenstande liegt; unsere Phantasie ist von Hause aus mit orientalischen Nächten längst vertraut, und jede weitläufige Beschreibung derselben muß kalt lassen, da sie nur unser Gedächtniß beschäftigt. Die Philosophie, welche Salomo in seinen Zwiegesprächen mit der Königin von Saba ausspinnt, leidet daran, daß sie auch unhistorisch ist, denn Salomo war nicht so im Unklaren über das Ende und den Anfang der Dinge, wie **Gustav Pfizer**,

sondern er philosophirte epikuräisch, und mit dem indifferentistischen Refrain: Alles ist eitel. Dies ist wahrlich kein Refrain der Unklarheit und Verzweiflung, sondern einer zufriedenen und unbekümmerten Resignation.

Wenn ich nun an den Faust von **Nikolaus Lenau** komme, so denk' ich zuerst an **Göthe's** fragmentarischen Faust des ersten Theils, in welchem die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts waltete. **Kant's** Kritik der reinen Vernunft war für die in Deutschland ausbrechende Revolution der Geister die Berufung des Parlamentes. Faust war die Tragödie des Dings an sich. Da stand die alte Welt mit ihren verrosteten Sätzen der Scholastik, mit ihrer conventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Trost und Erquickung für die denkende Seele. Von Außen sehen wir alle Dinge, daß sie grau, weiß, daß sie rund, von Holz oder von Eisen sind; was ist ihr Kern?

Wie ist die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenschaften der Dinge sich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finsterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des Schicksals? Ach, es muß schier das Herz verbrennen, daß wir Nichts wissen können! Dies die Wehklage des neuen Jahrhunderts, und bei dem ersten Funde, der der Menschheit glückte, beim Ding an sich, doch immer der Schmerz, daß man nur tiefer wußte, daß man Nichts wissen kann. —

Wir sind fünfzig Jahre jünger, aber dem Ziele nicht näher. Noch quillt in mancher dunkeln Nacht unser Auge von Thränen der Verzweiflung. Noch wissen wir nicht, wie wir kommen, gehen und stehen, wie die Welten geschaffen wurden, wie Zeit und Raum, das sichtbar Unsichtbare, über die Dinge und Thaten sich ausspannte. Es ist der

alte Schmerz; eine glänzende Philosophie hatten wir, welche fünfzig Jahre hindurch die Geister beschäftigte und dennoch kein Problem gelöst hat; sie ist nur da gewesen, den Schmerz zu verhüllen, und durch bunte Erfindungen unsern gierigen Augen einige ablenkende und zerstreuende Nahrung zu geben.

Die Philosophen und Dichter, Jeder wählte eine eigene Farbe, das Ding an sich, dies erstarrenmachende Gorgonenhaupt zu einem holderen Blicke zu nöthigen. **Kant** schuf eine ordinäre praktische Philosophie, und selbst **Göthe**, wenn er auch im ersten Theile nur die baare Thatsache hinstellte, fühlte doch, daß er einige Versöhnungsmittel geben mußte. Dies waren bei ihm die Poesie, der Glaube, das Menschliche und ein ergreifendes Ereigniß. **Göthe** gab uns Contraste, hier Faust, der ausgebrannte Vulkan, dort Mephistopheles, die Lava-Asche, die ihn mit glühendem

Spotte umströmt; dann das halb böse, halb gute Reich der Naturkräfte und der Zauberei, Thatsachen der Wirklichkeit, Religion, Unschuld, und zulezt die Mischung aller dieser Elemente, Himmel, Erde und Hölle in dem wahnsinnigen Kindsmorde eines Engels. Diese Tragödie des ersten Theils sollte nicht belehren, sondern nur schildern; die Poesie ist immer ohne Resultate, **Göthe's** Faust ist ein Bericht, die Dissonanz ist seine Harmonie.

Weil die Wahrheit nur im Jenseits erschaut wird, und die Faustfrage bis dahin eine ewige ist, so läßt sie sich täglich von Neuem aufnehmen. Ungescheut durfte **Nikolaus Lenau** nach **Göthe** noch einmal die Unmöglichkeit ihrer Lösung aussprechen; doch muß es uns für einen hochbegabten Dichter schmerzen, daß ihm sein Versuch gänzlich mißlungen ist. —

Lenau verstand die Frage des Faust nicht. Er wußte

wohl, daß der Teufel Fausten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert seit der Verschreibung an den Teufel hingegangen ist; daß der Kontrakt verjährt war und auf's Neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. Lenau wußte nicht, daß die Völker seit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmrossen flogen, daß statt kleiner Weinbäche aus eichenen Tischen Riesenströme aus Felsenwänden sprangen, Lenau kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfesselung eines neuen Welttheils, die zahllosen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantilisch, industriell, moralisch, politisch, religiös, unseren Planeten bevorstehen. Lenau wollte Faust unter modernen Verhältnissen vorstellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Das ist freilich sehr modern!

Nach einer unpassenden Einleitung, worin Faust mit

einem verflogenen Schmetterling, d. h. der Cölner Dom mit einer abgebrochenen Pfeife verglichen wird, beginnen jene alten Klagen über Verzweiflung. Warum ist Faust in Verzweiflung? Warum auch dieser neue Faust? Wer ist überhaupt dieser neue Faust? Was will er? Was hat er?

Lenau's Faust soll nur ein verflogener Schmetterling sein. Da scheinen uns denn diese trivialen Zweifel, über welche er miaut, ein wahres Lirum larum jener alten bei **Göthe** so naiv und schön begründeten Seelenstimmung zu sein. Der **Lenau**'sche Faust ist nur deßhalb verzweifelt, nicht weil er nichts weiß, sondern in der That, weil er nichts gelernt hat. Wer die Geschichte übersehen, und nicht einmal die Schriften von **Kant**, **Fichte**, **Schelling** und **Hegel** gelesen hat, der besitzt auch gar kein Privilegium, zu zweifeln. Ich glaube doch jene großen Geister unserer Nation, jene Männer, welche die politische Schmach

unseres Vaterlandes seit dem Beginne des Jahrhunderts mit so viel wissenschaftlichem Ruhm vergoldet haben, hätten doch einiges Recht, beachtet zu werden, hätten doch auf manches Antworten abgegeben, an welchen man meinetwegen verzweifeln mag, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als es bei **Lenau** geschieht. Nach so vielen Fortschritten, die in unserer Zeit der menschliche Geist gemacht hat, jezt plötzlich einen Maler auftreten zu lassen, der, wie jener Herkules in dem alten Stück seine Keule vor sich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über seine Zweifel ungeschickt stolpert, ist sehr trivial. Heut zu Tage müssen diese alten Floskeln, Wissenssehnsucht, Erkennen u. s. w. anders motivirt werden, denn die Wahrheit selbst, nämlich Das, was man dafür nehmen darf, hat eine andere Physiognomie bekommen. Für die Idee, Philosophie, für die Menschheit, ist der neue F a u st

von **Nikolaus Lenau** gänzlich unzurechnungsfähig. Ueber einige politische Brocken, die sehr grob, und geradezu hingestreut sind, über eine Invektive gegen die Censur kann man sich ergötzen. Das ist aber auch Alles, was in diesem Bereiche vom Dichter geleistet worden ist. —

Ueber die neue Fabel, welche **Nikolaus Lenau** seinem Versuch zum Grunde legte, läßt sich erst urtheilen, wenn sie vollständig da ist. Bis jezt erblickt man einen Gebirgswanderer und Selbstmörder, den der Teufel vom Sturz in den Abgrund rettet, Faust, einen Doktor, der mit Wagner conversirt, eine Verschreibung auf Leben und Tod, einen wiedergefundenen Jugendfreund, eine Verführung in der Dorfschenke, einen geprellten Pfaffen, eine politische Scene zwischen einem Minister und Mephistopheles, einem plumpen Schabernack bei Hofe, eine lüsterne Schmiedsfrau, ein Wiedersehen des verführten Mädchens,

einen Kindesmord; Faust wird Maler, liebt das Porträt, erschlägt den Bräutigam der Dame, die ihm saß; Faust besucht das Grab seiner Mutter, Anstalten zu einer Reise, Faust zögert, Mephistopheles scheint allein zu gehen, — so weit sind wir. Wir wiederholen, daß wir über dies Alles noch kein Urtheil haben; gestehen aber, daß sich das Vorliegende ziemlich verworren an einander reiht. Faust ist ein Schatten, wenigstens eine Figur ohne Consequenz. Er verführt die Unschuld, und weint. Mephistopheles ist ein grämlicher Gesell, der himmel- oder vielmehr höllenweit von Göthe's Auffassung entfernt ist, der sich nur darauf beschränkt, seinen Meister zu verspotten und zu äffen. Er ist blos Dämon; nicht wie Göthe's Mephistopheles zugleich ein Blick in's Innere der menschlichen Natur, kein Repräsentant einer originellen Weltansicht. Mephistopheles ist hier nur Samiel: so wie Faust viel

Aehnlichkeit hat bald mit Max, bald mit Caspar im Freischützen. Der Waldgeruch, die Jägerei, also ein wirklicher Vorzug der Lenau'schen Muse unterstüzt diese Aehnlichkeit.

Die äußere Form anlangend, so tritt die neue Dichtung als Gemisch epischer und dramatischer Behandlung auf. Die Mängel der eigenthümlichen Lyrik Lenau's sollten auf seine Vorzüge in der dramatischen Kunst gespannt machen. Sowohl im Ausdruck, wie in der Auffassung, leidet Lenau's Lyrik an einer forcirten Plastik. Er arbeitet immer in halb ausgemeiseltem, halb erhabenem Style; er gibt statt Empfindungen immer nur malerische, oft plastische Unterlagen und Stellvertreter derselben. Es ist bei Lenau, und einigen schwäbischen Dichtern, die ihm nachahmen, Manier geworden, schrotig und körnig im Ausdruck zu sein, so daß wir auf dem Wege sind, eine neue Art von beschreibender Poesie zu bekommen mit Redens-

arten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyrische Element der Empfindungen zu stören. Ich hätte nie daran gezweifelt, daß sich Lenau deßwegen zur dramatischen Gestaltung besonders qualifiziren müsse. Aber diesen Glauben bewährte sein Faust nicht. Da ist wenig Handlung und Scene, wenig Situation. In diesem ängstlichen Placiren der Figuren verräth sich keine Schöpferkraft, keine Beherrschung des Stoffes, die ordnet, sichtet und Alles an einen schlagenden Ort stellt. Ja Lenau gibt Stellen, die ein auffallendes theatralisches Ungeschick verrathen: z. B. läßt er Bedienten, die Erfrischungen in die Gesellsaftszimmer bringen, ordentlich das Wort ergreifen, und legt ihnen eine Entschuldigung in den Mund:

Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle

Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,

Zu einiger Erfrischung einzuladen.

In welchem Salon, auf welcher Bühne ist je von Bedienten so gesprochen worden.

Dagegen ist **Friedrich Rückert** ein Poet durch und durch, ein Poet, der nicht dichtet, wenn er einmal einen guten Gedanken hat, sondern der nur anzusetzen braucht und immer gute Gedanken hat. Ueber den neuen Blumenflor, welcher sich im Frühlingsalmanach ausbreitet, weht der ganze Hauch der **Rückert**'schen Muse; hier waltet eine elegische Stimmung, durchblizt von lächelnden Blicken, Blicken der Hoffnung, von Ironie über die Welt, ja von Ironie über den Dichter selbst. Hier ist ein Dichter, der in seiner kleinen Siedelei doch die ganze Welt umfaßt. Der Schmerz, daß der Dichter in zu kleinem Kreise wohne, um das Große der Begebenheiten im Ganzen mitzuleben, daß

er zu sehr an der Idylle kranke, um in Hymnen zu singen, wie schön steht er ihm! Und dennoch schwingt sich oft des Dichters Weltbetrachtung auf, und athmet glühende Liebe zur Menschheit und eine so unversiegte Hoffnung auf den Himmel, wie sie sich in dem **Rückert**'schen Cometenliede ausspricht, das auf den ergreifenden Gedanken gebaut ist, falls der Comet in die Bahn der Erde träte, so würde sie dem wirren Meteor jenen Kern geben, der ihm fehlt, und den er von unserer großartigen Historie entlehnen muß.

Aermlicher als je fiel im lezten Jahre der von **Schwab** und **Chamisso** besorgte Musenalmanach aus. Vögel genug im deutschen Dichterwalde, aber diesmal so viel Spatzen, daß man auf die Vermuthung kömmt, die zählbaren Nachtigallen suchten nach einem mittelmäßigen Hin-

tergrunde für Klänge, welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mause gekommen sind. Einige Ideen sind interessant, wie die Vergleichung Anast. Grün's mit dem italienischen Improvisator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. **Chamisso** rührt, wenn er sein Alter erwähnt; frisch und poetisch sind nur die Gemälde **Freiligraths**, dieses deutschen **Victor Hugo**; der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom von **G. Pfizer**, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt heraussingt. Selbst **Nikolaus Lenau** bleibt dem Ziele fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen **Wolfgang Menzels**, die ein gemeinschaftlicher Name: Magdalena zusammenhält.

Weniger hart beurtheilen wir sie, wenn man den Maßstab der Oper an sie legt. Für dieses Genre der Dichtung beurkunden sie ein zwar nicht seltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen,
Stößt den Nachbar man zurück,
Rosen läßt sie niederregnen,
Sie zu haschen — welch ein Glück!

Ferner:

Zürnend spricht er: meine Töne
Seid verstummt, verstummt mein Schmerz.
Diese zauberische Schöne
Hat in ihrer Brust kein Herz.

Schikaneder würde sich nicht besser ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenschritte
Kommt die Liebliche daher,

Sieht sich von des Weges Mitte
Nach ihm um von Ungefähr.

Schlug ein Bliß so plößlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder,
Und — dahin ist all' ihr Glück!

In diesen trivialen Phrasen geht es fort. „Diese schöne Liebeskranke lässest du in Gram vergehen?" „Barbar, du bleibst so kalt?" „heiße Liebesqual" „bittre Liebespein." Sollte einst Herr **von Lichtenstein** aufhören, die Texte der französischen Opern in's Deutsche zu übertragen, so werden wir uns freuen, Herrn **Menzel** in seine Stelle rücken zu sehen.

Brunold, Ferrand, Hagendorff, Jäger, Kossarsky und **Rebenstein** — das sind die stolzen

Namen eines neuen Hainbundes, einer jüngst etablirten Sängerschule, die uns nicht übel deuten möge, daß wir sie statt der Märkischen die Pommersche nennen! Bei den Märkischen Dichtern wird man sogleich an die Musen und Grazien von Werneuchen erinnert, an den Feldprediger Schmidt, an blöckende Kühe im Stalle, an Buttermilch, und das Quaken der Frösche im Röhricht der Havel. Man wird an Karl Müchler, den preußischen Grenadier von 1806, erinnert, an die Wadzecksanstalt und ähnliche Institutionen, welche gänzlich ausser dem Bereiche der Pommerschen Dichterschule liegen. Nach Pommern versetz' ich sie, weil einige ihrer Mitglieder in der That von dort gebürtig sind, weil sie in ihren Seeliedern sehr starke Erinnerungen an Swinemünde und Heeringsdorf hervorrufen, und weil zulezt Vor- so wie Hinterpommern ein Land ist, das dichterische Staffagen hat. Wer sieht nicht mit Entzücken

die grünen Oderbrüche mit den weißen Stämmen hellgrüner Birken! Wie blüht die Linde dort so schön! Man muß auch nicht ungerecht sein.

Unter den sechs mir bis jezt bekannt gewordenen Dichtern der neuen Schule herrscht eine freundliche Verabredung. Man sagt, daß sie Alle nur ein und dasselbe Mädchen besingen, welches ihre Hand dem talentvollsten unter ihnen geben wird. Sie wartet, wer von ihnen zuerst das schönste Bild über sie hat. Aber ach sie wartet schon mehrere Jahre und noch immer bleibt das Gleichniß aus, der kühne und siegreiche Trope kommt nicht. Bilder genug, aber keine schlagenden, keines, das fünf Nebenbuhler in die Flucht schlüge!

Dies ist das Geheimniß der pommerschen Dichterschule. Wie sie nun nach ihrem Ideale ringt, wie sie die Sprache beschwört, und alle alten Lieder heraufcitirt!

Vergebliche Mühe! Sie bringen es nicht weiter als bis zu den gewöhnlichen Gleichnissen: immer dieselbe Leier, die die Alten schon anschlugen. Der Geliebten Auge ist ein Spiegel meiner Seele. Ihr Auge ist mein Himmel mit den zwei freundlichen Sternen. Ihr Auge gleicht einer gewissen, erst neulich entdeckten Blume, Vergißmeinnicht genannt. Die Geliebte ist meine Sonne, ich bin ihr Mond. Die Geliebte ist meine Wonne, die sich verlohnt. Die Geliebte ist mit einem Worte Alles, nur nicht Das, was noch nicht da war.

Die hohe Braut der Pommerschen Dichter lächelt und schüttelt ihr lockiges Haupt, wie **Brunold** sagen würde, ihr Lockenhaupt, wie **Ferrand** sagt, ihr gelocktes Haupt, wie mit einem Wortwitze **Hagendorff** sagen würde, ihr lockendes Haupt, wie schmelzender **Jäger** sagt, ihr flockiges Haupt, wie **Kossarsky** sagt, ihr lockiges Haupt endlich,

wie **Rebenstein** sagen würde, wenn **Brunold** es nicht schon gesagt hätte, also ihr flockenlockiges Haupt, wie er zulezt wirklich sagt, um die Andern alle zusammenzufassen. Sie verzweifeln: sie werden nicht erhört.

Ferrand, im Grunde der König dieses dichterischen Kreises, gibt eine List an. Sie anatomiren die Schönheit ihres Idols und Jeder nimmt sich einen einzelnen Theil desselben, um ihn mit Muße zu besingen. Der Eine schildert ihren Kopf, der Andere ihre Brust, Der schildert sie sitzend, Der liegend, der Eine schlafend, der Andere strickend und nähend. Zwirnsfaden, Teppiche, Netzarbeiten und dergleichen Strickereien werden oft erwähnt und lassen hier entweder auf eine Putzmacherin, oder eine Näherin schliessen. Singt doch **Ferrand** selbst, der Meister:

Hier unter diesen Bäumen
Hab' ich so oft gesäumt.

Oder wie Hagendorff gleichsam von der 7ten Stunde vom Feierabend der Grisetten spricht:

Doch wenn die Glocke geschlagen hat,
Verläßt sie dieses Haus!

Verzeihung! Ich denke nicht daran, eine geistvolle Dame so herabzusetzen; ich wollte die Dichter nur warnen, in ihren Bildern vorsichtiger zu sein, und keine Ausdrücke zu wählen, welche eine lächerliche Deutung zulassen. Warum zu ihrem Unglück noch dieses fügen? Ja, sie sind unglücklich; aber fast möcht' ich sagen, weniger an den trivialen Gleichnissen, weniger an der Spröde ihres Mädchens, weniger an den philisterhaften Eltern, die Dichtern keine Töchter geben, als an der Nachahmung. Heine heißt ihr Unglück.

Es hat einmal einen Dichter gegeben, (er starb als er anfing, in seiner eignen Manier zu dichten), der mit

Wasserlilien, Meerfeyen, Mondscheinnächten, Seemöven, mit einigen Ausdrücken, wie: charmant, ennuyant, mit Pistolen, die nicht geladen waren, und ähnlichen Artikeln ungemein viel erreicht hat. **Heine** ist nicht so groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den, den er affektirt. Denn das war schon rührend, sich ohne Grund zu quälen und Empfindungen zu ersinnen, für welche eben nichts da war, als die Grimasse. **Heine** ist durch unbestrittene Phantasie, durch die inwohnende Dichterkraft klassisch abgerundet. Er war so unglücklich, ein zahlloses Heer von Nachahmern auf sich zu ziehen, die jeden albernen Einfall durch **Heine's** classische Thorheit entschuldigen wollen. Unsre Pommern gehören dazu.

Lüderlich und geistig abgerissen ist Niemand von ihnen; sie affektiren nur das Gegentheil ihres bescheidenen blonden Wesens. Ihr drittes Wort ist der Schmerz, ihr viertes

sind Thränen; diese Pommern sollten zu jener Poesie der Blütenräume und Unschuldsträume schwören, zu den schwermuthsvollen dummen alten Leuten, die vom bemoos'ten Kirchenthurme herabfallen; was haben sie mit **Heine's** Schmerz zu thun? Hütet euch doch! Ihr werdet so lange an euerm gesunden Fleische ritzen, und etwas von **Heine's** ansteckendem Wesen hineinwischen, bis ihr an irgend einer Seuche untergeht; oder es geschieht wohl gar eine Tragödie um eure Narrenspossen, und eine Stieglitz ermordet sich, um euch wirklichen, veritablen, ächten Schmerz zu verursachen.

Zwei Gedichtesammlungen liegen mir vor, und geben zu Voranstehendem die Veranlassung: Gedichte von **Hugo Hagendorff** und Gedichte von **E. Ferrand**. Neue Sammlung. Die Gedichte von **Hagendorff** sind kindischer, als die von **Ferrand**. Er gefällt sich noch in der

imaginären Seelenwanderung, bald ein Vogel zu sein, und an Liebchens Fenster zu fliegen, bald ein Röslein ohne Dornen, und sich ihr an die Brust zu stecken, bald ein Tropfen Wasser, was weiß ich Alles! Diese Unschuld zeichnet sich beinahe vor den Liedern **Ferrand's** aus, die schon viel gemachter sind. Der junge Mann hätte aber recht gethan, wenn er das nicht unterlassen hätte, was er S. 72 sagt:

Meine armen Verse warf ich
Zürnend in das Flammenreich.

Ferrand, der Meister, glaubt höher zu stehen, steht aber tiefer als sein Schüler, dessen nackte, feuchte Unschuld rührend ist. **Ferrand** wird noch viel dichten. Ich will ihm drei Regeln geben:

1) Weniger eifrig von seinen Liedern und von seinen Versen in den Liedern und Versen zu sprechen!

2) Sich wenigstens metrischer Vollkommenheit und Abwechselung zu befleißigen, weil das Versmaß immer noch hilft, wo auch der Gedanke trivial ist. Es liest sich doch!

3) Sparsam zu sein in den Beiwörtern. Die Beiwörter machen die Gedichte malerisch und anschaulich; aber ihre Ueberhäufung wirkt wie Klexe. Z. B.

Am Strande steht ein kleines Fischerhaus,
Ein hübsches Mädchen blickt von seiner Schwelle
Ins weite, schaumbedeckte Meer hinaus;
Fast schlägt an ihren bloßen Fuß die Welle.
Aus niederm Schornstein wehet dünner Rauch, —
Weit leuchten hin des Hauses weiße Wände,
Am kleinen Fenster steht ein Rosenstrauch;
Und Weinlaub rankt am braunen Wandgelände.

Hier rührt sich das ganze Bild wie zu einem Brei zusammen. Aber was läßt sich thun? Herr **Ferrand** wird diese Rathschläge gewiß verachten.

Theater.

Es ist eine sehr gewöhnliche Meinung in Deutschland, daß unsere Zeit für den Flor der Bühne nicht geeignet sein soll. Diese Meinung sollte man endlich einmal abschließen, und dem Sachverhältnisse, was ihr zum Grunde liegt, näher treten. Thut man dies, so wird man finden, daß diese Meinung sehr bequem ist; bequem für das Publikum, bequem für die Dichter, bequem für die Schauspieler; jezt ist sie auch unwahr.

Der Dichter hat mit der Bühne einen langen Prozeß geführt. Jener hielt diese für seine angetraute Braut, und verfolgte bitter, erst mit Satyre, zulezt mit Verachtung die Treulose, welche sich seinen Nebenbuhlern, der Musik, dem Tanze, dem Maschinismus, den englischen Reitern, ja selbst den unvernünftigen Thieren hingab. Dies war der Rausch einer kurzen Zeit, von welcher wir jezt nur noch in dem Nachhall leben; die Bühne, so vielfach benuzt, scheint erschöpft zu sein. Nur die Oper ist noch der lezte Gegner, welchen der Dichter zu besiegen hätte. —

Aber selbst die Oper ist matt geworden. Sie hat eine flüchtige Glanzperiode erlebt und so unübersehbar täglich die Zahl der Dilettanten wird, so spärlich ist der Nachwuchs an tüchtigen Sängern wie an Componisten. Die weiße Dame, die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Zampa, Robert der Teufel — das hat sich alles schon akklimatisirt, und ist

uns so bekannt geworden, wie „ein freies Leben führen wir.“ Herold, Boyeldieu, Bellini, sind todt, Rossini prozessirt gegen die französische Oper in Paris, und wird nicht eher componiren, bis er seinen Prozeß gewinnt; Auber nimmt langweilige und censurwidrige Sujets; Meyerbeer gibt niemals etwas aus einem Gusse, sondern studirt lange, lange an den einzelnen Piecen seiner Compositionen; unsere deutschen Componisten endlich — vor denen sind die Dichter und Schauspieler sicher.

Mit den Handlangern der Oper steht es nicht besser, Schröder-Devrient — herrlich! Aber Fischer-Achten, Kraus-Wranitzki, Sigl-Vespermann, Pohl-Beisteiner, Franchetti-Walzl — das ist Alles so um den Anfang unseres Jahrhunderts herum geboren, und die jungen Nachkömmlinge, welche sich jezt auf unseren Bühnen vordrängen, gehören nicht mehr zur Nachtigallenperiode der

Sonntag, sondern es sind zwitschernde kleine Grasmücken, mit niedlichen Köpfen, jungen Leidenschaften, verschämter Tournüre, Stimmen ohne Brust, keine Domglocken mehr, sondern Alpenglöckchen, allerliebst unter vier Augen, aber auf der Bühne nur zweite Partien.

Bei den Männern findet sich Baß und Bariton noch genug, denn diese können alt sein, für sie gibt es keine Mittagslinie, allein wie stark ist die Nachfrage nach Tenoren? Ein erster Tenorist ist das zerbrechlichste Requisit einer Bühne. Sie muß ihn hegen und pflegen, denn er ist sensitiv wie ein Kameel; sie muß ihn mit der Baumwolle mütterlicher Sorgfalt umgeben; und doch wollen die Tenore nicht mehr gerathen, Frost ist über sie gekommen, sie gedeihen kümmerlich.

Das sind die Aussichten, welche sich für die Oper eröffnen! Wahrlich, sie sind so glänzend nicht, daß man sie

immer bei der Hand haben sollte, wenn von den Hoffnungen des deutschen Theaters die Rede ist. Nicht die Rivalität ist es, welche die dramatische Literatur zu fürchten hat; sondern in höherem Grade die Stellung des Theaters in der Gesellschaft, die Schauspieler und der Rest der Thätigkeit, der sich für die Bühne bei einigen Schriftstellern noch erhalten hat. Kaum weiß man, welches das gefährlichste von diesen drei Hindernissen zu nennen ist. Ich glaube, am leichtesten für eine Revolution des Theaterwesens ließen sich noch die Schauspieler gewinnen; denn nicht alle unter ihnen sind so verderbt und flach, daß nicht ein Funke von Poesie noch in ihnen zu finden wäre. Sie sind angewiesen auf den Beifall der Menge, und werden vom Ehrgeize gespornt, so daß sie nach der Seite hin wohl nachgeben müßten, wo der bisherige Schlendrian ihres Treibens einen frischen Impuls erhielte. Dennoch bleibt es beklagenswerth, daß eine Reform

des Theaterwesens nicht denkbar ist, ohne den freiwilligen Beitritt so zahlloser Schauspieler, welche die Regie des deutschen Theaters an sich gerissen haben, nach lebenslänglichen Anstellungen geizen, und zu träge sind, oder zu hochmüthig, um sich dem Dichter mit Liebe und Bescheidenheit hinzugeben, seinen Vorschlägen Gehör und seinen Produktionen wenigstens ihr Gedächtniß zu leihen. Von allen Seiten ist hier der Dichter schlecht berathen; wo er Herr sein sollte, da spielt er eine ärmliche und zurückgesezte Rolle.

Weil die Reform des Theaterwesens in den Gesetzen unseres literarischen Progresses liegt, so kann man ihr durch viele Dinge vorarbeiten, welche den Intendanzen, Regisseuren und Schauspielern gesagt werden müssen. Wir wollen den Anfang damit machen, uns an die Dichter zu wenden.

Die Literatur ist von den Verhältnissen, durch welche das heutige Theater bedingt wird, so sehr mißhandelt worden, daß sie in der That gar nicht mehr weiß, was sie dem Theater bieten soll. Die Kritik ruft ihr fortwährend zu: Es ist nicht zeitgemäß, es fehlt die großartige Bewegung, die Theaterperiode ist vorüber — und Wer diese Entmuthigungen überhört, Wer es wagt, seine Gedanken an Könige, Feldherren, Verschworne, erste und zweite Kammerherren, an die Charaktere, welche ihm irgend eine Fabel bietet, zu vertheilen, der hört auf der andern Seite, auf der Seite des Theaters: Läßt sich nicht aufführen, Bühnenunkenntniß, unwirksam, und was dergleichen Beschönigungen der Faulheit und des Hochmuths mehr sind. Da soll sich die Literatur mit dem Maschinisten befreunden. Aber der Maschinist sagt, er kenne die leeren Ausflüchte der Herren; er, als Maschinist, vermöge Alles, man schreibe

ihm nur vor! Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. **Grabbe** zurückgeschreckt hat, ist wahrhaft perfid; denn umsonst haben doch die Maschinisten seit zehn Jahren nicht so ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleistet; sie haben uns feuerspeiende Berge, die Cyclopen-Schmiede, die Wolfsschlucht, auffliegende Pulverschiffe, lebende Bilder, tausend perspektivische Täuschungen gegeben. Aufführen läßt sich Alles, und die Sache ist nur die, daß die Literatur hier mit vornehmen unwissenden Behörden, und mit gedächtnißfaulen, dickbäuchigen Schauspielsinekuristen zu thun hat.

Auch mit dem ewigen Verlangen nach Efffékt ist die Literatur überrumpelt worden. Nach Frankreich wird gezeigt: Tableaux, Melodramen, Coups, Schläge auf Schläge, Dinge, von denen unsere arme naive Literatur Nichts weiß, vor denen sie erschrickt, und lieber hingeht, den Mond zu

besingen, als sich an so Ungeheures zu wagen. Dies ist die traurige Wirkung eines Urtheils, das es gut mit der Sache meint, und dem deutschen Lande gewiß recht viel Ehre und Vorzug gönnt. Nein, man rufe der Literatur nicht zu: Gib uns Effekt! sondern: Gib Leben! Der Effekt ist, wenn er für sich allein erzielt wird, hölzern, ohne Fleisch, ohne Leben; aber das wahre Leben ist immer effektvoll. Nicht einmal auf Charaktere, auf Situationen sollen eure Ermahnungen dringen, sondern nur auf Leben; denn wo Leben ist, da fällt ihm alles Andere zu: Leben ist nie ohne Charakter, nie ohne Situation. Seht ihr immer auf das Resultat, auf den Zweck, auf das Ende aus; Wer könnte dann den Anfang wagen! Ein Rechenexempel von Effekten, ein Combiniren von Situationen: das gibt nie ein lebendiges Bild; es kann erschüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele. Warum bleiben die

Deutschen kalt bei Maria Tudor? Die Sache ist einfach: weil wir noch Sinn für Wahrheit und Schönheit haben; weil wir Knochen verschmähen, wenn kein Fleisch daran ist. Dies Laufen und Rennen in den Effektstücken, dies Thürzuschlagen, dies Maskenvornehmen, dies Vorhangwegziehen, dies Pressen der Contraste machen Angst und Wehe; man kommt keinen Augenblick zur Ruhe, man ist überladen mit Handlung, man möchte des Teufels werden.

Ich glaube, man traut mir zu, daß ich jene ausgeführten, lyrischen Dramen unserer **Raupach, Oehlenschläger** u. s. w. nicht in Schutz nehmen will; jene Tragödien, wo sich der Held die Zither geben läßt, und uns seine Empfindungen vorsingt; jene Sehnsüchteleien: O Enzio, eine deiner Locken sende mir! Allein Malerei des Motives muß da sein, was in den französischen Stücken fehlt, ein lyrisches Element, das zur Sache gehört, Nachdenken und

Sichbesinnen. Das deutsche Publikum will in die Handlung aufgehen, es verlangt nicht blos Thatsache, sondern auch eine objektive Dialektik derselben. Vor dem Zuruf: Effekt! erschrickt jeder wahre Dichter; sagt ihm, er solle nichts als Leben geben, und gestattet ihm, seine Motive auszumalen; dann kann man hoffen, daß sich endlich die Furcht vor den Bretern der Bühne bei unsern Dichtern legt.

Ein Effektstück, das vor drei Jahren in Paris an der Tagesordnung war, Richard Darlington, ist in's Deutsche übersezt worden. In Paris spielte Frederic Lemaitre, der Talma des Melodram, den Richard, einen politischen Charakter, der sich von der Volksgunst getragen, zum Coryphäen der Opposition aufschwingt, von dem Ministerium bestochen wird, und zulezt an der Verwickelung seiner

in jenen Verrath hineingezogenen häuslichen Verhältnisse untergeht. Daß Richard Darlington auch zulezt der Sohn des Henkers sein muß, ist blos die Tyrannei des Melodram, welche auch jezt bei den Franzosen zu herrschen aufgehört hat, denn sie lachen, wenn jezt noch in der lezten Scene des Stückes dem Helden die Maske abgenommen wird, und die blutigen Endworte kommen: le Bourreau *).

---

*) Der Schauplatz des Richard Darlington ist zwar England, doch der Geist des Ganzen ächt französisch. Wir befinden uns in jenem Paris, wo Industrie, Politik, Käuflichkeit und Phrase sich durchkreuzen. Thomson mit seinen Anerbietungen, seiner Unterhändlerschaft, in dem Prozentabzug von Vortheilen, die er Richard einräumt, ist eine ganz französische Figur, die man in den Spielhäusern des Palais royale zu Dutzenden findet. Dies politische Schauspiel erklärt uns recht die Misere, welche sich in Paris um sechswöchentliche Portefeuilles balgt, und sich auf Systeme beruft, die sie gar nicht zu haben pflegt. Man sieht, daß es einen Coincidenzpunkt aller Debatten gibt, nämlich den, wo das Geld geschrotet wird. Ja dort wollen sie alle eine Weile stehen, so lange bis sie für die Zukunft genug zusammengerafft haben, dann opfern sie Alles

Von den Stücken des Herrn **von Zedlitz**, wurde in neuerer Zeit Kerker und Krone am meisten besprochen. Die beiden ersten Akte dieser Fortsetzung des Tasso sind jedenfalls auf der Bühne wirksam; die drei lezten jedoch können es nicht sein, und dies liegt in dem verfehlten Gegenstande. Jede Tragödie muß anschwellen wie ein Segel, das, je höher es in See sticht, sich immer weiter und voller bläher; aber Kerker und Krone schreitet dekreszendo fort, mit jeder Scene könnte das Ganze ein Ende nehmen. Diese Tragödie ist ein Grabgesang, ein Leichenzug, ein allmäliges Entschlummern. Die sanfte Rührung, mit der sie lind die Seele anhaucht, dauert auf der Bühne zu lang, man liest das Stück als eine Elegie.

---

auf, und nichts leichter, als die eigene Ehre. Es herrscht wenig Tugend und verborgene Größe in Frankreich, und wenn wir Deutsche blos demüthigere Augenwimpern haben, so ist es bei uns nicht besser.

Die Belagerung von Mästricht, von Hauch, fand bei Kunstrichtern einigen Beifall, allein auch dies Stück hat kein steigendes Interesse. Trotz des Kanonenlärms und Schwertgeklirres ist der Verlauf still und fast unhörbar, es ist nicht ein einziges Motiv in dem Stücke. Einige Scenen sind als Episoden wirksam, doch wenn sie fehlten, würde das Ganze darum doch nicht weniger verständlich sein. Uebrigens glaub' ich, daß dieser Verfasser Talent für das Theater hat, denn seine Sprache ist einfach, natürlich, und ohne Reminiscenzen. Er würde niemals mit Raupach sagen: Wer wollte die Schnecke zur Hüterin des jungen Aars machen! und ähnliche Tollheiten, womit der russische Professor die Erhabenheit eines Shakspeare's zu erreichen glaubt. Schöne Sprache! Wer hat nur den Leuten dies über Raupach eingeredet! Wenn Zedlitz gleich auch nur den oberen Schaum gibt, den die reißenden

Jamben aufrühren, so herrscht doch bei ihm durchgehend Grazie und Süße des Ausdrucks. Wenn die Sprache des Tragödiendichters keine andere sein soll, als die, welche aus der inneren Leidenschaft des Gedankens sich von selbst herausbildet, so taucht **Zedlitz** seine Gestalten wenigstens in poetische und wahre Anschauungen, in einen zwar immer schon gezogenen Kreis des Ausdrucks, in dem aber Sinn, Poesie und Zusammenhang ist; allein **Raupach** hat Nichts als sinnlose Worte, verrückte Bilder, einen Apparat von vereinzelten Phrasen, welche seine Figuren im Dialoge zusammenleimen. Dies ist sehr beklagenswerth; denn daß **Raupach** theatralisches Geschick hat, ist unläugbar; seine Combinationen übertreffen die des Herrn **Zedlitz** bei weitem.

Wenn man einige neuere Lustspiele von **Raupach** liest, Zeitgeist, Nasenstüber, so wird man immer

wieder auf Till und Schelle stoßen. Schelle avancirt, er ist schon Bataillons-Chirurgus, wird vielleicht Medizinalrath und wird dann vielleicht nicht mehr auf dem Theater geduldet. Dies ist die einzige Hoffnung, auf den Komödienzetteln eine Personage zu verlieren, welche nachgerade ekelhaft wird. Schelle, von **Holberg** entlehnt, hatte einen guten Fond. Schelle war Poltron, Schwätzer, Hasenfuß, ein completer Narr. So lange sein Wahnwitz für den Zusammenhang einer guten Intrigue paßte, unterhielt er. Jetzt, wo Schelle nicht mehr originelle Situationen, sondern nur sich spielt, wo er selbst im Zeitgeist sich auf die Schleichhändler, im Nasenstüber sich auf den Zeitgeist beruft, da gleicht er bereits dem Volkskasperle, der sich im Puppenspiele immer mit denselben Melodien trällernd hinter der Scene ankündigt und dann mit tollen Kapriolen vor'm Publikum eine Reverenz macht. **Raupach** wollte eine

solche Figur schaffen, eine Art von komischer Tradition; aber es ist nur zu bekannt, daß sein Schelle eines mittelmäßigen Schauspielers wegen so oft erscheint, der auf dem Berliner Theater in den Schleichhändlern einmal Glück gemacht hat. Herr Gern ist ein Schauspieler, der mit einem gewissen Grunzen jedes seiner Worte begleitet, der deßhalb im Ausdruck der Gemeinheit klassisch ist, und durch eine ganz anomale Art zu spielen das Zwerchfell des Publikums zu erschüttern im Stande ist. Durch ihn ist Schelle ein würdiges Seitenstück zu Angely's Hähnchen geworden: nur mit dem Unterschied, daß Schelle studirt haben will, und einen Pli affektirt, der ihn retten könnte, wenn er etwas witziger wäre.

Auch Till droht am Witzbankerutte unterzugehen. Es war eine Figur, die sich unter geistreicheren Umständen recht stattlich ausnahm. Till war ein märkischer Mephisto-

pheles, Einer, der, wie man bei mir sagt, immer aus dem Muuße kommt, ein Topfkiecker, Muttersöhnchen, Hemkengrieper, ein Drömer, ein ganz nichtsnützigerSchlingel, der sich nur überwinden ließ, wenn man ihm herzhaft zu Leibe ging. In Till's Eulenspiegeleien ist Wahrheit, nur hat er das Unglück gehabt, wiederum auf dem Berliner Theater von einem sehr einseitigen Komiker dargestellt zu werden, der in der Rolle gefiel. Herr Rüthling ist die Veranlassung, daß Till immer matter wird. **Raupach** besizt den Fond nicht, seiner Schöpfung immer wieder den Anstrich der Neuheit zu geben. Schelle und Till spielen eine verkümmerte Rolle und haben nur noch die alten Grimassen und Gestikulationen, welche beleidigen, weil sie auf die Spitze getrieben sind.

Der Junker Kaspar im Zeitgeist ist Niemand anders, als Siegfried von Lindenberg, der edle Krautjunker.

Raupach pflegt bei solchen Plagiaten immer vorauszusetzen, daß er nicht Shakespearen und Schillern, sondern diese hier und der alte Gottwerth Müller ihm nachgeahmt haben.

Mehrere Lustspiele von J. E. Mand sind nicht ohne Beifall über die deutschen Breter gegangen. Sie sind gut angelegt, sie verwirren sich, indem sie uns belustigen, und enden nach alter Manier mit Gruppen, wo zwei, drei, vier glückliche Brautpaare vom Parterre ihre ersten Gratulationen annehmen. „Sein Onkel und ihre Tante“ ist ein artiger Scherz, welcher auf Verwechselungen beruht, und durch einige komische Charaktere belebt wird.

Die Räuberbräute, ein fünfaktig Lustspiel, schweift bei weitem mehr aus. Verkleidungen wirklicher und vorgestellter Räuber, Aehnlichkeiten mit Raupach's Schleichhändlern, gehören zu den Hebeln dieser in der Hauptsache übertrieben

unwahrscheinlichen Erfindung. Die beiden Liebhaberinnen führen einen Charakter durch, von welchem man sich keine ernste Vorstellung machen kann. Es müßten doch sonderbare Ehemänner sein, in welche sich ihre Frauen als Mädchen, nicht als Das, was sie sind, sondern als etwas Abenteuerliches, das sie vorstellten, verliebten, und welche damit auch auf alle Zeit zufrieden sein könnten. Jedoch es gibt solche Mädchen nicht, wie sie hier auftreten. Den Franzosen würde eine Fabel, wie die hier durchgeführte, recht ungereimt vorkommen, und wir wollen uns keineswegs die Blöße geben, sie in Schutz zu nehmen.

Den größten Theil einer von **J. E. Mand** begonnenen Sammlung seiner Lustspiele nimmt eine Vorrede ein, in welcher der Verfasser mit einer am Lustspieldichter auffallend schwerfälligen und ungewandten Sprache und in dialogischer Form eine Menge von Fragen abhandelt, welche

das deutsche Theater betreffen, und zum großen Theil nur dem Kenner der Bühnenverhältnisse in Berlin verständlich sind. Ich sehe nicht ein, warum die Anwaldschaft der vernünftigsten Dinge in diesem Gespräch gerade einem verrückten Professor übertragen ist? Sollte man in Berlin nicht ohne Gefahr aussprechen dürfen, was daselbst gegen die Verwaltung der Theater von Einsichtsvollen eingewandt werden kann? Dieser Dialog würde weit genießbarer geworden sein, hätte der Verfasser ihn durch die Grillen eines verrückten Mitredenden nicht pikanter machen wollen. Alle hier mitgetheilten Thatsachen beruhen auf einer traurigen Wahrheit, allein der Verfasser thut Unrecht, sie durch den Geist unseres Publikums, durch die Zeitumstände und unser Jahrhundert zu entschuldigen. Er hält das Geld für eine Nebensache, allein das Geld ist niemals Nebensache. Würden die Theater den dramatischen Schriftstellern mehr

Geld geben, so würden sie selbst weniger unnational werden. Hundert Köpfe mehr würden sich versucht fühlen, ihren Fleiß dem Theater zuzuwenden, wenn sie voraussetzen könnten, daß er auch angemessen belohnt werde. Allein es gibt hier Nichts zu verdienen. Die Kleidung einer Prima Donna kostet mehr, als zur Hälfte genug sein würde, die Foderung eines dramatischen Schriftstellers zu befriedigen. Ehre also Dem, welcher sich entschließt, für das Theater zu schreiben quand même! —

Seit einiger Zeit sucht sich ein sehr talentvoller Schriftsteller **Sigismund Wiese** dem Theater zu nähern; allein er kommt im Interesse der Philosophie und Theologie zu ihm. Die Intendanten werden hierüber erschrecken, doch finden wir drei von Wiese erschienene Trauerspiele

sehr beachtenswerth. Sie sind mit Fertigkeit angelegt, die Sprache ist rapid und edel, der Dialog keusch und frei von Reminiscenzen, die Erfindungen selbst sind nicht überraschend neu, aber anziehend und durch ihre Behandlung spannend. Durch alle zieht sich übrigens ein religiöses Interesse, welches ihnen ein ganz besonders originelles Colorit gibt.

Die Wilden und die Ansiedler behandeln den Kampf der Ureinwohner Nordamerika's und der englischen Colonisten, welche mit Feuer und Schwert, mit List und Christenthum die wilden Horden besiegen mußten. Die Charakteristik der amerikanischen Häuptlinge ist ausgezeichnet gelungen, und würde auf der Bühne von großer Wirksamkeit sein. Dabei fehlen nirgends die Ruhepunkte des Effekts, die Akte schließen spannend, die Situationen sind malerisch. Nur die doppelte Wiederholung eines Schusses,

der das erstemal überraschend ist, möchte ein Mißgriff sein. Der Verfasser konnte diese Wiederholung vermeiden, wenn er überhaupt diesem Stücke einen andern Schluß zu geben beliebt hätte. Mußte nicht das Ganze abgerundet und eine Art poetischer Gerechtigkeit am Schlusse hergestellt werden? Konnte dies besser geschehen, als wenn der englische General im Augenblick seines Sieges von der Regierung wäre abberufen worden, und er nun da gestanden hätte, resignirend und das für ihn Vergebliche seiner blutigen Saat betrachtend? Ich glaube, dies hätte einen erhabenen Eindruck zurückgelassen.

Die Märtyrer schildern in einer Weise, die mit **Calderon** verwandt ist, die Verfolgungen, welche das Christenthum in Aegypten vom Staat, vom Volke und den Priestern, von esoterischen und exoterischen Interessen zu dulden hatte. Die ideelle Grundlage dieser Erfindung wird

mit Geist ausgesprochen: der Verf. dachte über die Religion nach. Wäre der Gegenstand nicht so schmerzlich ernst, so würde sich dies Trauerspiel sehr gut zu einer Oper umgestalten lassen. Der mystische Apparat der Tempelreligion macht es zu diesem Zwecke empfehlungswerth.

Lothar und Sulamith liegt etwas zu baar auf der Oberfläche. Man sieht hier die theologische Tendenz des Verfassers überdeutlich hervortreten. Warum mußte Sulamith so plötzlich vom Geiste ergriffen werden? Dies ist für die moderne Zeit unnatürlich. Heute geht bei den Frauen der Weg zu den Ideen nur durch die Liebe. Daß Sulamith Lothar liebte, konnte mit dieser Plötzlichkeit geschehen, nicht aber, daß sie Christin wurde. Auch ist die Vergiftungsintrigue matt, und läßt kalt, da Alles vor unsern Augen geschieht und wir die Helden nur als Schlachtopfer sehen. Aber die ästhetische Spekulation wird

nichts destoweniger durch diese Arbeit angeregt; wir werden überzeugt, daß sich die Behandlung der modernen Verhältnisse des Christen- und Judenthums mit Rekapitulationen der Vergangenheit in der Poesie sehr gut ausnehmen müßte. Die Eingangsscene auf den Kirchhöfen der Juden und Christen, das gegenseitige Klagen und zur Rache Rufen ist vortrefflich gedacht, und bis auf den verunglückten Humor der Todtengräber mit kunstvoller Behandlung durchgeführt.

Ich freue mich aber, noch eine andere ausgezeichnete Hoffnung für das Theater erwähnen zu dürfen, die in mir durch Danton's Tod, von **Georg Büchner**, angeregt worden ist.

Dies treffliche Drama entwickelt vor unsern Augen

eine tragische Katastrophe der französischen Revolution. Die Autorität Robespierre's ist im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt. Die erste Reaktion war der Sturz der Gironde, die zweite ist der Sturz des Moderantismus. Wie Saturn verschlingt die Revolution ihre eigenen Söhne. —

Aber schon unterscheiden sich die verschiedenen Klassen dieser Rückwirkung. Die Girondisten waren Männer, welche nicht durch Absichten und Pläne in die Revolution hineingerissen wurden, sondern durch Sympathien, Prinzipien, und durch den erhabenen Enthusiasmus, welcher in jenen sturmvollen Zeiten alle Gemüther ergriffen, und sich endemisch wie ein Fieber fortgepflanzt hatte. Die Girondisten starben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem nobeln Ernste, und der vornehmen Geringschätzung, welche einmal die Doktrine in der Theorie und oft sogar das

Juste-Milieu in der Praxis zu begleiten pflegt; sie starben, weil sie die Revolution ohne die Massen wollten. Die Dantonisten dagegen hatten an den Händen schon Blut, das Blut des Septembers, das nicht vergossen wurde, um zu strafen, sondern um zu schrecken. Als die Dantonisten, durch die Aristokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren, in eine fast chirurgische Entzückung versezt waren, daß sie mit lächelnder Miene ein faules Glied am Staate grausam amputirten; da hatten sie der Revolution in der That mehr sich selbst zum Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre durch ein ruhiges Gewissen geweihten Nächte. Sie hatten so Ungeheures gethan, ihrer angebornen Herzensgüte zum Troz, daß sie nicht glauben konnten, die Revolution verlange noch neue Opfer. —

Allein Robespierre reichte zwei Anklagen gegen sie ein, auf übertriebene Mäßigung die eine, auf Unsittlichkeit

die andere. Die Dantonisten waren den Girondisten durch Kopf und Herz verwandt, jene waren die Römer der Revolution, diese ihre Griechen; hatte man früher die Charaktere guillotinirt, so wollte man jezt die Genialität guillotiniren; denn Danton war Alcibiades, und Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle seine Anschauungen gingen vom Ilissus aus; das Palais royale war ihm Ceramikus; er wollte eine Republik, worin man patriotisch wäre, wie Demosthenes, weise wie Sokrates, und in den Sitten genial, wie jene Kreise, die sich um Aspasia sammelten. Diese zweite Phase der Revolution kämpfte mit der dritten, wo die Revolution ein Cultus geworden war, und ihre Altäre, ihre Dogmen und Ceremonien hatte, wo dem Blut-Messias, wie Camille Robespierre nannte, St. Just zur Seite stand, die Apokalypse neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der französischen Revolution besser, als die Begriffe, die zu verschiedenen Zeiten über die Revolution herrschten. Die Gironde hielt die Revolution für Etwas, das man ersetzen könne, Danton für Etwas, das man abschließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menschlichen Willens liege, also für die Vorsehung und die Gottheit selbst. Aber alle sahen die Revolution als etwas Fertiges, Abgegränztes über ihrem Haupte: die ersten als eine Last, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Messiasidee, in welche sie sich hineinschoben, wie auch Christus nicht anders that, als eine Vorstellung seiner Nation adoptiren, und sich selbst zum Substrat und Subject einer äußeren Thatsache machen. Eine Idee despotisirte hier die Menschen, die Menschen waren nur die Beamten eines Begriffes. Alle

beriefen sich auf die Revolution wie auf eine unsichtbare Gottheit. Dies war entsetzlich; denn sie hatten doch wahrlich die Revolution in Händen und konnten aus ihr machen, was sie wollten. —

Georg Büchner's Auffassung der französischen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derselben. Seine Charakteristiken der Tendenzen und der Personen sind meisterhaft. Seine Gemälde sind skizzenartig hingeworfen; aber die Umrisse der Kohle sind so scharf, daß unsere Einbildungskraft sich von selbst eine Welt vorzaubert. Danton, Robespierre, St. Jüst, Camille Desmoulins sind vortrefflich gezeichnet — so wie in allen Nebenpartien, in den Volksscenen und dem Gespräche der untersten Klassen sich die Vertrautheit mit seinem Gegenstande zu erkennen gibt. Warum sollte dies auch nicht? Unsere Jugend studiert die Revolution, weil sie die Freiheit liebt, und doch die

Verbrechen vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienste begangen hat.

Man darf sagen, daß in **Büchner's** Drama mehr Leben als Handlung herrscht. Die Handlung selbst ist, als der Vorhang aufgeht, schon abgeschlossen und vorhanden; der Stoff ist so undramatisch, wie Maria Stuart. Auch **Schiller** wollte eine Tragödie geben, und gab die Dramatisirung eines Prozesses; **Büchner** gibt statt eines Drama's, statt einer Handlung, die sich entwickelt, die anschwillt und fällt, das lezte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Diesen Mangel der Handlung jedoch, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue aussieht, läßt die Fülle von Leben, die sich hier vor unsern Augen noch zusammendrängt, weniger schmerzlich entbehren. Wir werden hingerissen von diesem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten besteht, und erstaunen über die

Wirkung, welche eine Aufführung dieser Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die bei jetzigen Umständen unmöglich ist, weil man Haydn's Schöpfung nicht auf der Drehorgel ableiern kann.

Wenn wir uns dem besonderen künstlerischen Verdienste dieser Produktion nähern, so müssen wir gestehen, daß sie uns die Auffassung des Stoffes noch bei weitem zu übertreffen scheint. In Bildern und Antithesen zucken hier Blitze von Geist und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken strecken ihre langen Gestalten gen Himmel, und schlottern wie gespenstische Vogelscheuchen am Winde hin und her, keine ungebornen Embryonen umstehen uns in Spiritusgläsern, und beleidigen durch ihre Unschönheit das Auge, sie mögen auf noch so tiefe Entdeckungen zu deuten scheinen. Es ist Alles ganz, fertig, abgerundet, Staub und Schutt, das Atelier des Geistes sieht man nicht, und ich wüßte

nicht, worin anders das Kennzeichen eines literarischen Genies bestünde. Als ein solches muß man **Georg Büchner** mit seiner Ideenfülle, mit seiner erhabenen Auffassung, mit seinem Witz und Humor begrüßen.

Man muß hier unwillkürlich an **Grabbe** erinnert werden, der gegenwärtig in Düsseldorf lebt. Er selbst gesteht, daß ihn **Immermann** wieder in das rechte moralische Geleis der Existenz gebracht hat, und drückt sich in einem Vorworte zu seinem neuen Drama: Hannibal fast so aus, als wäre er durch **Immermann** wieder zu einem Menschen geworden. Dies ist ein Geständniß, um welches wir **Grabbe'n** bemitleiden, denn an **Immermann** war es, das Wiedererscheinen der **Grabbe**'schen Muse, die er vor längerer Zeit in seinem Reisetagebuche so kühl behandelte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und

gerührten Stimmung **Grabbe's** zuvorkommen müssen, da einmal preisgegebene Menschen, wenn sie sich aufrichten, und der Gesellschaft wiedergeschenkt werden, gemeiniglich so gedehmüthigt sind, daß jedes ihrer Worte zittert, und sie alle Welt umarmen möchten. Wäre es nicht entsetzlich, wenn **Grabbe** vor dem Publikum noch mehr stammelte, als er schon gestanden hat? Nein, **Immermann** mußte seinen Schützling ankündigen, **Immermann**, der es ohne Erröthen hätte thun können, da er selbst neulich die **Um**kehr von seinen früheren ästhetischen Urtheilen ausgesprochen hat.

Das dramatische Mährchen Aschenbrödel erreicht durchaus nicht jene Stufe, welche **Grabbe's** würdig ist. Hier haben wir weniger, als **Platen** in seinem gläsernen Pantoffel geleistet hat; um ein Mährchen dieser Art auszuführen, bedarf es eines Witzes, wie er **Tieck** zu Gebote

stand, und einer Poesie, wie sie **Menzel** in seinem Rübe-zahl und Narcissus wenigstens durch eine Art poetisirender Scholastik zu ersetzen suchte; jedenfalls aber einer saubern und netten Hand, die nicht, wie **Grabbe**, Alles über den Haufen wirft. Zum Mährchen hat **Grabbe** weder den Beruf des Witzes noch der Lyrik. Seine Versuche im Witze sind pritschenhaft plump; seine Leistungen in der Lyrik sind nur die Bestrebungen des Vogelstellers, der auf einem Baumblatte die Nachtigall lockt; aber die Nachtigall kommt nicht.

Erst in der Tragödie Hannibal sehen wir den früheren **Grabbe** wieder. Da sind die Situationen malerisch schön, die Charakteristik ist rapid und bis auf's Aeußerste pointirt, der Dialog ist ein Muster von Kürze und schlagender Gedrängtheit. Hier stürmen Sprache und Phantasie, die Alpen erfrieren jedoch oben, wie dies **Grabbe'n** immer

charakterisirt hat, zu einer eisigen Crystallisation. Es sind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer so originell sind, und das lezte Drittel immer so steif, irdisch und ungelenk.

Hannibal steht vor den Thoren Roms, wir sehen ihn in Capua, zwischen den Bergen, in Afrika, bei Zama, zulezt bei Prusias, einem Könige, den **Grabbe** mit zu vieler Ironie zeichnet, da er die Exequien und die poetische Gerechtigkeit des fünften Aktes zu verwalten hat. Zwischendurch Karthago mit seinen Parteien, Rom mit dem schwankenden Senat, Spanien mit Numantias rauchenden Trümmern. An klassischen Details fehlt es hier nirgends, sei es nun, daß **Grabbe** den Krämergeist Karthago's zeichnet, oder die innere Hohlheit des Cato Censorinus, oder die gutmüthige Eitelkeit eines Terenz, des Begleiters der Scipionen, oder die kleinliche Größe des Fabius

Cunctator. Hier ist Grabbe immer originell und überraschend, und erhält uns den Glauben an eine Muse, welche ein olympisches Recht zu zürnen hat, wenn sich ihr nicht das öffentliche Interesse mit aller Theilnahme hingäbe.

Doch woher kommt es wohl, daß Grabbe's Dramen in Rücksicht auf seine Persönlichkeit uns so wohl thun, objectiv aber niemals die Billigung des Kunstrichters erhalten haben? Auch wenn man Hannibal als ein Ganzes läßt, und zugleich an das Einzelne einen ästhetischen Maßstab legt, so mißbehagt auch dieses Trauerspiel. Es ist nur eine Veranschaulichmachung und Dramatisirung der Historie. Es findet sich kein Steigen und Anschwellen des Stoffes; die Begebenheiten selbst stehen über dem Haupte des Dichters, und bleiben immer noch groß genug, um sein Werk auf ein Verdienst als eine Skizze zu verweisen. Grabbe's Werk ist fest in den Knochen; die Muskeln,

Flechsen und Arterien winden sich um das starre Gerippe herum; aber der Rest fehlt, das Fleisch, die schöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit. Man wird uns zutrauen, daß wir nicht nach Schiller'schen Jamben und Reflexionen fragen: aber die Malerei der Motive, von der wir oben sprachen, dürfen wir nicht aufgeben. Die Menschen sind nicht so, wie sie Grabbe schildert, selbst in den verzweifeltsten, äußersten Lagen sind sie anders, sie sind immer noch etwas neben und außer der That. Dieser ganze Bereich fehlt bei Grabbe und wird ihm überall im Wege stehen, wenn es sich darum handelt, sein Studium den Massen zu empfehlen. Während man kaum zeigte, wie kühn er im Sattel des Pegasus sitzt, wird man rufen, daß ihn das Roß schon wieder abgeworfen. Grabbe hat Immermann dafür gedankt, daß er ihm Muse zum Dichten verschafft habe;

vielleicht ist es möglich, daß Immermann ihm auch seine Ruhe einflößt.

Ich würde in dieser Verbindung der Leistungen eines Schauspielers nicht Erwähnung thun, wenn ich nicht glaubte, daß sich an Carl Seydelmann mancherlei Ausführungen und Vermuthungen anknüpfen ließen, welche vielleicht durch ihn selbst nicht bestätigt werden, aber für einige oben ausgesprochene Hoffnungen als Grundlagen oder wenigstens als Anknüpfungspunkte dienen können.

Die Bewunderung, welche man für Carl Seydelmann haben muß, wird durch eine Empfindung getrübt, welche in den Umständen liegt, unter welchen dies Genie auftritt. Welch' eigensinnige Zeit für eine Person, die an die Masse angewiesen ist! Wir reden nicht von dem Bedürfniß des Schauspielers, daß er seine Zuschauer habe,

nicht von dem Gemeinsatze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, sondern von einem Genie, das sich nach einer großartigen Bewegung sehnen muß, nicht um sie einzufangen, und aus eigenen Mitteln zu bestimmen, sondern nur, um in ihrem Zug hineingerissen zu werden, und, ihr hingegeben, sich als Moment einer großen öffentlichen Thatsache zu fühlen. Was Seydelmann braucht, ist eine großartige Regung des Theaters, eine Kritik, die auf der Höhe seiner Leistungen steht, und einen Zug des Interesses, der auf eine Tendenz hinauskommt.

Wie Garrick gespielt hat, wissen wir nicht; aber er spielte unter dem Einflusse einer literar-historischen Bewegung. Er war es, der den Stein von Shakespeare's Grabe wälzte. Sein Spiel hatte einen Sinn, der sich in Worte fassen ließ; denn er stürzte den Roscius der Reifrocksperiode, er stürzte Quin, den Heros der französischen

Tragödie, und er war es, ohne den Shakespeare nicht von der Vergessenheit, Undankbarkeit und pedantischen Kritik erlös't werden konnte. Er war in das Geheimniß einer großen Nationalverschwörung gezogen worden, er war der Todenerwecker eines Vergessenen, und sein Spiel hatte ein Fundament, das über den lügenhaften Tag eines Theaterabends hinausreichte; so, daß man nicht Shakespeare nennen kann, ohne zugleich dem Andenken Garricks ein Opfer zu bringen. Und dieser Kultus ist um so geheimnißvoller und schöner, da wir nicht mehr wissen, wie Garrick gespielt hat. Das Persönliche vergeht, und die Tendenz erhält sich.

Was Garrick für England war, bleibt Schröder für Deutschland; denn wir verstehen nichts mehr von dem Entzücken unserer Großväter, die uns Schröder's Spiel beschreiben wollen; aber wir wissen, daß er den Deutschen

gezeigt hat, was Helden sind, Helden durch und durch, Helden der Poesie, nicht der Staatsaktion. Wir haben die Paragraphen unserer Literaturgeschichte zur Hand, und können aufweisen, wie Schröder gewesen sein muß; denn wir wissen, welche Gestalten Gerstenberg, Leisewitz, Lessing und Göthe nun zu schaffen anfingen. Wir haben Fleck nicht mehr: wir geben sein Spiel hin: wir bleiben kalt bei den Entzückungen alter Berlinischer Theaterroués und Tieck's; wir wissen nicht einmal, ob uns Alles so, wie es gegeben wurde, gefallen hätte, aber wir haben Schiller, wir haben Wallenstein, wir haben einen Typus, der unvergeßlich ist, weil er der Literaturgeschichte angehört. Iffland's Spiel war unstreitig ganz auf den momentanen Eindruck des Theaterabends berechnet; aber wir können es noch immer zergliedern, ohne daß wir jene kleinen Details der Menschennaturnachahmung, jene

berechneten Coups der Charakteristik und das ganze Haché von einzelnen Manieren selbst gesehen haben. Denn wir besitzen Dramen, die er zufällig selbst geschrieben hat, wir kennen die literarische Periode der Familiengemälde, kennen die psychologische Richtung des Zeitgeistes, wir kennen die Bösewichter und Präsidenten, die ganze Revolution der Sitten und Meinungen, wie sie die Wendung des alten und neuen Jahrhunderts so prägnant bezeichnet hat. Die wahren Maßstäbe dauernder Mimengröße sind die Tendenzen der Zeit; und melancholisch ist es, ein großer Schauspieler sein, ohne eine große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet.

Wir haben in neuerer Zeit einige vortreffliche Schauspieler gehabt; subjektive und objektive. Zu jenen gehört Ludwig Devrient, den eine weniger göttliche als dämonische Natur begünstigte. Zu diesen gehören hie und da zerstreute Künstler, welche sich durch einen gewissen Eclekti-

cismus auszeichnen, oder durch die Gewandtheit, sich in die klassische Tradition einzelner Rollen hineinzudenken, durch die Kunst, es einem Schröder, Eckhof oder einem unbekannten Originale, das gerade für diese oder jene Rolle wie dafür geboren schien, gleichzuthun. Aber dieser Maßstab langt für die Größe Seydelmann's nicht zu: denn dies ist kein historisches Spiel in dem Sinne, daß Seydelmann hier an Garrick, dort an Poquelin, in einem andern Fache an Iffland erinnern will. Daß er manche Rollen so geben mag, wie sie Iffland gab, ist einleuchtend; denn es sind dieselben Worte und Gesten, die ihm der Dichter (dann Iffland selbst) vorschrieb, und die nicht verrückt werden dürfen. Aber Seydelmann ist ein Ganzes, ein abgerundetes Genie, eine Fundgrube seiner selbst, eine solche Objektivität, daß er jedes Stoffes Meister wird. Seydelmann ist Schöpfer, und vielseitig, nicht

traditionell oder eclektisch, sondern aus innerer sprudelnder Kraft, aus einem Ideale, das in ihm wohnt, an dem er jede Rolle ihre Probe bestehen läßt. Seydelmann spielt die alten Helden, die alle schon einmal da gewesen sind: er kann sie neu machen, aber nur für den Theaterabend und für die Kritik seiner Persönlichkeit; denn es sind alte Helden, es ist ein altes Repertoir, das er spielen muß, und dies ist die Melancholie dieses Künstlers. Er sucht eine Bühne, welche von einem großen Interesse geleitet wird. Wo ist sie? Wo ist die Literatur, die ihm in die Hände arbeitet? Wo ist das Vehikel, das sein Genie einschlösse, uns es dauernd machte mit Dem zugleich, was durch sein Genie veredelt ist? Hier ist Alles matt und krank. Hier ist wenig Hoffnung. Die Bühne ist eine Anstalt der Gewohnheit geworden, sie füllt drei leere Stunden des Tages aus; der Staat pflegt sie „zum Vergnügen der Einwohner.“

So muß sich Seydelmann auf den Trost beschränken, eine gesunkene Institution wenigstens äußerlich zu Ehren, wenigstens die Achtung vor der Kunst wieder in Schwung zu bringen, und der Oper und allen Surrogaten der Langeweile zwischen 6 und 9 Uhr Abends gegenüber, das Schauspiel in ein Gleichgewicht zu setzen, daß das matte Publikum doch wieder zu ahnen beginnt und wenigstens — erschrickt. Seydelmann ist nur auf sich angewiesen, auf den verzeihlichsten Egoismus, auf eine innere Genugthuung, die sich schmerzlich lächelnd auf seinem bleichen Antlitz malt.

Aber diese ganze Misere wird eine andere Wendung nehmen. Seydelmann ist jung (die ewige Kunst verjüngt). Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge ist. Die Reform des deutschen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man sich klar ist, kommen von selbst.

Die deutsche Literatur hat hier nicht die geringste Rolle zu spielen. Es liegt in ihrem eigenen Interesse. Warum klagt ihr denn immer, daß sich für euern Kram jezt gar kein Publikum, keine großartige Theilnahme findet? Warum habt ihr immer **Schiller** und **Göthe** im Mund, und könnt nicht begreifen, wie zwei Menschen eine Religion haben stiften können? Dies ist ganz einfach: die alte Literatur vermittelt sich mit dem Publikum durch das Theater, nicht durch die Leihbibliothek. Es gab eine Zeit, wo sich zarte Frauen schämten, ihre Lektüre aus diesen Winkelbuden, die oft unter dem Schutz eines ganz unwissenden Buchbinders stehen, zu holen. Es gab eine Zeit, wo sich auf den Tischen anständiger Häuser keine fettigen Bücher antreffen ließen, die sich ihren Weg durch die Vorstädte und verrufenen Gassen mit abscheulicher Unverschämtheit in gute Gesellschaft bahnten. Es gab eine Zeit, wo man sich schämte, nur Das

zu lesen, was gerade in einer Bibliothek zu Hause ist, wo man sich entblödete, nachdem seine Jugend an klassischen Mustern Bildung eingesogen hatte, nun jene geistlosen Fabrikate durchzulesen, die man oft erstaunt, in den Händen geistreicher Frauen anzutreffen. Die Kritik macht hier nicht Alles, das Publikum ist zu bequem und zu geizig. Man kann es nur noch durch das Theater locken, durch einen Ort, wo der neue Shawl, die Koketterie und die Lorgnette ihre Rolle mitspielen dürfen. Das Theater muß gleichsam die buchhändlerischen Geschäfte übernehmen. Der Vortheil ist groß; denn vom Munde zum Auge ist auch vom Munde zum Herzen. Die Literatur wird runder und deutlicher werden, und jener Fluch wird aufhören, daß euch der Lesepöbel (Leute von 10,000 Thalern Revenuen gehören oft erst recht zu diesem Pöbel, und besonders Damen, obschon sie die Cavatinen aller neuen Opern singen können) mit offenem

Munde anstarrt und euch gar nicht versteht, daß ihm Alles so sonderbar und auffallend, und der Gebrauch, den ihr von der deutschen Sprache macht, ganz böhmisch vorkommt. Werdet praktisch, werdet, wie die Alten waren, und belauscht das Spiel eines Seydelmann!

Ich weiß, woran die Noth liegt: an der gesellschaftlichen Stellung des Theaters. Die Oberaufsicht unserer Theater ist in die Hände adlicher Hofchargen gekommen. Der Hoftheaterintendant rangirt mit dem Oberjägermeister. Der Hoftheaterintendant ist Kammerherr, und der Schlüssel, den er trägt, schließt selten das Geheimniß der Kunst auf. Gott sei's geklagt! Es gibt Hoftheaterintendanten, welche es in der deutschen Literatur schon bis zu **Gellert's** Fabeln gebracht haben, Hoftheaterintendanten, welche berühmte Dichter für Schauspieler halten, und wenn ihnen die Ankunft **Immermann's** gemeldet

wird, rund weg, und kavalierement erklären — sie könnten ihn nicht spielen lassen. Welche Herren werden zu Hoftheaterintendanten gewählt? Diejenigen, welche als Kammerherren zu wenig Gehalt haben, und noch einer Gehaltszulage bedürfen, um ihrem alten feudalen Namen Ehre zu machen; oder auch solche, welche ein so reichliches Einkommen besitzen, daß sie auf die kleine Entschädigung für diese Charge nicht viel geben, und doch den Glanz des Hofes vermehren helfen können. Diese Herren dienen zulezt dazu, Privatleidenschaften, das Ballet, eine Arie aus Robert dem Teufel, die Orgel, Gebetsscenen recht oft auf das Repertoir zu bringen, die Kunst aber zu Grabe.

Jene schöne Zeit, wo Madame Koch, Madame Golzig, Madame Döbbelin die deutschen Hoftheater-Intendanten waren, wo es keine lebenslänglichen Pensionen gab,

wo man wanderte wie Thespis, da stand es besser um das Genie des Schauspielers und um das Interesse der Literatur. Die Banden hatten ihre Dichter, relegirte Studenten, wegen Freisinnigkeit abgesezte Prediger, aber helle Köpfe, liederlich, dem Trunk ergeben, aber praktische Menschen, und wenn nicht selbst Poeten, doch Repräsentanten dessen, ohne das diese Theater nichts waren, Repräsentanten der Literatur. Da schleppte man keine Tamtams mit sich, und keine gläsernen Zauberpaläste, keine Dekorationen des Vesuvs, die eigens in Neapel verfertigt waren. Es war Alles besser: namentlich die Schauspieler, und die Stücke, welche geschrieben wurden. —

Ich weiß, wie sich die Dinge wenden müssen, wenn eine Theater-Reform aufkommen soll. Die Hoftheater-Intendanten müssen Achtung vor der Literatur bekommen; wenn nicht vor den positiven Schöpfungen, doch vor der Kritik.

Gewöhnt, mit kleinen Lokalbellern zu zanken, und dem obs- curen Journalisten das Freibillet zu entziehen, der es gewagt hat, ihre Anordnungen für schlecht auszugeben; werden sie gedemüthigt werden, wenn sich die höhere Kritik, wenn sich die Creme der Literatur auf ihren Kram wirft und sich eine öffent- liche Meinung in Theatersachen bildet. Solche Erscheinungen, wie des unterrichteten und eleganten Dramaturgen **Lewald** Theater-Revue kommen hier zur rechten Stunde. Eine Pha- lanx von thatsächlichen und imponirenden Meinungen wird sich zusammenschaaren, und die vornehmen Herren zwingen, das Theater als eine Sache des Volks, nicht der Privat- laune anzusehen. Man wird sie öffentlich nennen, die Hof- theater-Intendanten, die **Immermann** für einen Schau- spieler halten, und sie zwingen, sich weniger um den Thea- terschneider, als um die Literatur zu bekümmern. Es muß noch Schauspieler geben, welche für die Reform zu gewinnen

sind. Seydelmann selbst fühlt, daß sein Name bestimmt ist, nach einer langen Periode des zwecklosen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen. Er fühlt, daß er sich an eine großartige Bewegung lehnen muß, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen, zu beweisen, daß diese nicht ausbleiben wird. —

Ich nannte voranstehende Herzens-Ergießung damals, als ich sie schrieb, eine Phantasie, und sie scheint es, was die Persönlichkeit, welche sie veranlaßte, betrifft, bleiben zu wollen. Um Alles abzuthun, was in dieser Hinsicht noch gewünscht und gehofft werden konnte, so will ich mich durch **August Lewald's** Monographie: Seydelmann und das deutsche Schauspiel zu einem kurzen Fortspinnen der voranstehenden Gedankenverbindung anregen, und durch sie auch darin entschuldigen lassen. Die Wendung der Literatur ist von dem Schauspieler unabhängig, eben so wie ich

die Hoffnung habe, daß Herr Birch-Pfeiffer und Madame Raupach nicht auf ewige Zeiten das deutsche Theater beherrschen werden. —

Es war im Mai 1835, als ich dem Musikfeste in Heidelberg beiwohnte. Die hinreißende Situation des mit Menschen überfüllten Schloßhofes veranlaßte folgende Fortsetzung meiner Phantasien über Seydelmann:

Im Angesicht der Sonne, unter dem freien Himmel feierten die Griechen ihre dramatischen Spiele, so daß gegen die unsterblichen Werke ihrer Musen nur zuweilen der Regen Einspruch thun konnte. Der Apparat war der einfachste, so einfach wie ihn fast Shakespeare noch hatte. Nur eine Art Flugmaschine, das Encyklema, diente dazu, die Götter auf die Erde zu bringen, oder in der Komödie den Euripides oben aus seinem Studirzimmer sprechen zu machen. Das Meiste, was noch übrig blieb, hatte sich die Phantasie

der Zuschauer selbst auszumalen; man kann daraus schließen, wie schwer damals die Aufgabe des Künstlers war, da er ausser seinem Charakter auch noch die Umgebung desselben zu verwirklichen hatte.

Ein abgelegener Winkel des Vaterlandes, ein Thal im bayrischen Hochgebirge besizt einen ganz antiken religiös dramatischen Cultus. Eine ernste würdige Feier soll die Passion in Mittenwalde sein, ein Schauspiel, das seinem heiligen Gegenstand angemessen in Scene gesezt und von den gewandtesten Landleuten der Gegend nicht ohne künstlerische angeborne Weise ausgeführt wird. Tausende von Zuschauern prägen das Ganze tief in ihr Herz ein. **August Lewald** ist als langjähriger Theater-Praktiker gegen die dramatische Illusion gewiß nur spröde, und doch ergriff der Vorgang ihn so sehr, daß er dramatische Congresse empfiehlt, und die Dichter auffordert, für solche Feierlichkeiten Stücke zu schreiben.

Mehrere Monate vor der Aufführung der Stücke würden die Rollen ausgeschrieben und an die besten Schauspieler versandt, welche theilnehmen wollen und dann zur Zeit den nöthigen Urlaub erhalten müssen. Die Scene wäre am lichten Tage auf einer Riesenbühne ohne übertriebenen Coulissenschmuck, rings müßte Raum sein für Tausende, die aus allen Gegenden herbeiströmen. Da würden sich große Stoffe in das Herz der Völker schreiben, nationale Gefühle würden die Brust anschwellen, und großartige Entschlüsse auf der Ferse nachfolgen. Unser Leben erhielte einen genialen Impuls. Nehmt drei, vier solcher Vereinigungen, im Frühling oder Herbste, nach allen Himmelsgegenden, nur immer fern von den räucherigen, von Lampenqualm russigen Theatern, wo euch so viel Lüge und Thorheit gespendet wird. Der Anstoß könnte von Seydelmann ausgehen, irgend ein humaner Fürst wird ihn unterstützen.

Die Schrift von **August Lewald** über Seydelmann hat viel Widersprüche, und sogar ungegründete Verdächtigungen erlebt, doch ist sie das competente und entscheidende Urtheil eines gründlichen Theaterkenners. Mit der eigenthümlichen Grazie seines Styls, und der Rapidität seiner Darstellungsweise zeichnet **Lewald** seinen Gegenstand, so daß kein Zug an ihm verfehlt ist. Bei **Lewald's** technisch-literarischem Standpunkte mußten sich in seiner Schrift besonders scharf die Digressionen über Seydelmann's mimischen Apparat und das Interesse dieser Erscheinung für die Literatur hervorheben. Ich füge nur hinzu, daß man in Dem, was hier über Seydelmann's physische Gestaltung mitgetheilt wird, noch einen Schritt weiter gehen und sogar behaupten kann, daß Seydelmann gegen Manches, was ihm die Natur gab, durch Kunst zu kämpfen hat. So charakteristisch des Künstlers Organ ist, so wird

man sich doch daran gewöhnen müssen. Sein durch Schnupfen stockigter, von der Zunge in einem gehöhlten Munde eifrig unterstüzter Ton frappirt sogleich bei seinem ersten Auftreten, gibt jedoch bald der Illusion eine angenehme Beschäftigung, und hat Seydelmann oft nur um so interessanter gemacht.

Sollten sowohl Lewald, wie ich, ein Uebermaß von Hoffnungen an Seydelmann geknüpft haben, so wäre es dies, daß wir geglaubt haben, eines Künstlers Laufbahn könne auch für die Literatur den Weg ebnen. Hievon sind wir so weit zurückgekommen, als Seydelmann sich nicht an dem Platze befindet, um für die Literatur ein Mann wie Schröder und Iffland zu werden; aber dennoch wird man ihn gegen die zahlreichen Anfechtungen seiner Gegner als Künstler mit bestem Gewissen immer vertheidigen können.

Den Werth des Zeitgenössischen wird die Vergangenheit immer verkürzen, es werden immer Leute kommen, die schon Alles einmal gesehen haben. Aber wir sagten schon früher, daß Seydelmann mit jenen vorangegangenen Mimen unserer klassischen und romantischen Zeit nicht dürfe verglichen werden, und daß es lächerlich ist, sich ihn als einen Nachahmer von Menschen zu denken, die er nie gesehen hat. Wo Seydelmann eine Copie Ifflands ist, da liegt die Nothwendigkeit davon in der Rolle, welche Iffland selbst vorgeschrieben hatte und so gezeichnet wissen wollte, wie es von ihm geschah. Seydelmann ist nicht auf Advokaten und Präsidenten beschränkt, und würde, wenn er Werner's Luther hätte spielen müssen, niemals, wie Iffland, ein allgemeines Gelächter erregt haben.

Devrient war durch seine Natur in vielen Rollen

origineller als Seydelmann, allein eben so viel Charaktere, in welchen Seydelmann glänzt, versagten ihm. Die Vielseitigkeit war die erste Stadie, wo nicht der Tadel, sondern das Lob hätte beginnen sollen.

Die Aufgabe des Mimen ist kopirende Plastik. Er ist eben so sehr Sklave wie Meister seiner Schöpfung. Jede seiner Leistungen wird sich in zwei Hälften, die sich wechselweise integriren, zerspalten müssen: in die Auffassung des Allgemeinen und die Treue jeder vereinzelten Nüance. Iffland war nur Charakterspieler und zwar nach der Seite des Zerrbildes hin. Er mußte Naturen wiedergeben, welche sich nur durch Beobachtung erkennen ließen. Iffland war stark in Rollen, welche die Wirklichkeit niemals aufzuweisen hatte, in Rollen, die aus einzelnen psychologischen Beobachtungen zusammengesezt waren. Iffland spielte musivisch. Seydelmann ist nicht weniger reich an

kleinen Beobachtungen, wenn sie auch nicht bis auf die Rockknöpfe oder Schleifen der Haarbeutel gehen, in denen Iffland niemals Etwas ohne Absicht gelassen hat. Aber kann Seydelmann ein Gemälde geben ohne Pinselstriche? Wie darf er die Beobachtung verschmähen und den Charakteren nicht ihre Aeußerungen ablernen? Die Berliner, welche gern in der Luft schweben, sind gleich bereit, von Verstandesabstraktionen zu sprechen. Sie glauben, daß Phidias seinen Jupiter durch bloße Inspiration, durch einen phantastischen Wunsch erschaffen habe, und sehen über die Blöcke, Stricke, Modelle und den Staub eines Bildhauerateliers hinweg. Die Mimik ist lebendige Plastik, ihre Zauberformen entwickeln sich. Die Meisterschaft ist nur, daß sich die Vereinzelung dem Ganzen unterordnet. Seydelmann's Spiel eine Zusammensetzung aus einzelnen Beobachtungen zu nennen, ist die böswillige Benutzung

einer Formel, die leider fast überall bei den bessern Schauspielern, nur hier nicht am Platze ist. Denn von dem keuchenden Seufzen des Mephistopheles an bis zu der ganzen satanisch-blasirten, stolz-gemeinen Darstellung des Widersachers ist jeder Zug an Seydelmann wesentlich und harmonirt mit dem Bilde, das ihm vorschwebt.

Der Schauspieler kann nie mehr sein wollen, als Künstler. Nachahmung ist sein vornehmstes Prinzip. Wer auf den Bretern das Wenigste hat von der Natur, und durch Kunst doch das Meiste gibt, das ist meisterhaft. Der beste Schauspieler ist von Natur eine rasirte Tafel, auf welche die Dichtkunst schreiben mag, was ihr beliebt. Er ist wie ein Seiltänzer, der in jedem kleinsten Gliede schöpferisch, gestaltend ist, und doch im Zustande der Apathie da liegen kann, überall zerschlagen, zusammenknickend, ohne Haltung. Dies ist Anlage zur Mimik. Das zweite ist

universelle Prädestination, die Fähigkeit für Alles, Verständniß aller Dinge und Verwandtschaft mit allen Dingen. Man hat die rasirte Tafel bei Seydelmann zugestanden, aber diese Verwandtschaft in Abrede gestellt und sich nicht gescheut, damit eine Unwahrheit zu behaupten.

Roman.

Ehe wir für das prosaische Epos allgemeine Grundsätze aufstellen, möge hier eine bunte Reihe von deutschen Novellisten und Romandichtern aufgeführt werden; sollten wir auch keinen andern Vortheil davon haben, als die Verworrenheit und Gesetzlosigkeit auf diesem Gebiet unserer Literatur kenntlich zu machen.

Wenn ich im Ganzen von **Bechstein's** Romanendichtungen acht Bände gelesen habe, so möchte ich vielleicht im Stande sein, über sie ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er gibt liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache; aber immer gemüthliche Anschauung, keine Ausschweifung ohne Versöhnung; kurz er ist ein Autor, der die Ermattung auffrischen, und ein verwundetes Herz heilen kann. Wenige deutsche Novellisten haben ein so bestimmtes Gepräge. Die Kreise, in denen wir uns bei **Bechstein** bewegen, sind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch seine Charaktere mögen zuweilen outriren, aber sie haben eine Folie der Wirklichkeit, auf welcher der Leser sie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Besonnenheit folgen kann. Es ist hier nichts so versteckt und unheimlich, nichts so mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig

bliebe, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiser Zug von Bergesluft, welche bei **Bechstein** immer aus dem Thüringer Walde kommt. Die violettblauen Konturen der deutschen Binnengebirge winken und grüßen in allen Erfindungen **Bechstein's**: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knakkenden Frachtwägen durch die großen, im Herzen Deutschlands sich durchkreuzenden Straßen: Vogelfänger ziehen mit ihren großen Papagenokästen aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat: Sagen nnd Mährchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsströme, welche im tiefsten Bette Goldsand führen sollen: und wenn man sein Auge anstrengt, erblickt man durch diese ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wandrer, mit einer grünen Kapsel auf der Schulter, und einem Stabe, womit er die Kräuter sondirt, welche er für sein Herbarium sammelt — dieser Wanderer selbst ist

Bechstein. Die Botanik ist sein Realismus, seine Göthische Objectivität, der Hintergrund für viele seiner Erzählungen, von denen wir bezeugen, daß sie immer die besten sind. —

Man konnte den früheren Erzeugnissen dieses Dichters vorwerfen, daß ihre Form oft allzu unsicher, ja die Erfindung alltäglich war. Die Darstellung verlor sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit, und gefiel sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legte die Erzählung Nachdruck, wie ich mich z. B. erinnere, bei **Bechstein** die Vorbereitung zu einem Schwure gelesen zu haben, die darum so entsezlich lästig war, weil sie sich in nichts von den uns Allen wohlbekannten Zurüstungen zu einer feierlichen Scene dieser Art unterschied. —

Doch versöhnt man sich bald mit der Armuth der

Erfindung, wenn man sieht, wie es **Bechstein** versteht, jeder derselben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falschen Romanentugenden, genialen Unsittlichkeiten, von lügenhaften Gefühls-Affektationen wird der naturgetreue, unverdorbene Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenschaften, die **Bechstein** schildert, herrscht Wahrheit, Einfachheit und jene Wärme der Theilnahme, die von der gleichgestimmten Empfindung des Erzählers immer auf seinen Gegenstand übergeht.

Bechstein scheint sich ein bestimmtes Feld von Erzählungen abgesteckt zu haben, traumartige Phantasien, und tragische Catastrophen, die allerdings seinem Genius am meisten zusagen. Nirgends ist dabei das Pathos gereizt, es sind nicht Verbrechen, die sich über einen Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferse sitzen, sondern meist unvorher-

gesehene Schläge des blinden Schicksals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leser weniger mit Schrecken, als mit Wehmuth erfüllen. Ueber solche einfache Darstellungen weiß **Bechstein** einen so unwiderstehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es schwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeistern.

Wenn man dagegen etwas recht Fades lesen will, so nehme man eine historische Erzählung von **C. von Wachsmann**, und man wird sich immer befriedigt finden. Es gibt Augenblicke, wo man zu lachen wünscht, wo der eigene Witz nicht ausreicht, und fremder nicht bei der Hand ist, dann wird sich **C. von Wachsmann** immer meisterhaft bewähren. Die Sache ist nur die, daß er das Zwergfell kitzelt, ohne es zu wollen.

E. von Wachsmann bewegt sich fortwährend mit schalkhaften, fingerdrohenden, schmunzelnden Redensarten. Doch seine handelnden Personen werden auch zuweilen ernsthaft, sehr ernsthaft, und beginnen Verhandlungen nach folgendem Schema. Es wird eine Frage aufgeworfen über Raupach's Genie und Heine's Zerrissenheit. „Heine ist ein mit Gott und der Welt zerfallener Dichter," sezt ein Referendär als Thema. „Das kann man doch wohl so eigentlich nicht behaupten," entgegnet ein aus Milch zusammengeronnenes Fräulein. „Weit entfernt, so Etwas behaupten zu wollen," — fällt eine ältere Dame ein, deren weitere Ansicht wir verschweigen wollen. Dann versezt wieder ein Anderer: „So ganz ist dies wohl nicht der Fall" und ein Anderer: „Damit will ich indeß gar nicht behaupten" und noch ein Anderer: „Ich gestehe nicht läugnen zu können" und endlich ein Lezter: „Meine Herren, Sie sprechen,

als stünde es über allen Zweifel bereits entschieden." Man kann bei diesem Behaupten, Nichtläugnen, Weitentferntseinwollen rasend werden. Herrn **von Wachsmann's** Dialogen sind Muster für diesen semmeligen, milchigen Theestyl. Ja sogar eine junge Dame, die er ihre Liebe eingestehen läßt, beginnt: „Warum sollte ich es läugnen!"

In diese dialektische Grundsuppe läßt nun der Dichter seine historischen Helden hineinplumpen. Ankarström, Karl XII. Olden Barneveldt, der Stallmeister Froben („Brandenburgs Decius") müssen sich durch diese Fluth wässeriger Redensarten durcharbeiten, und stehen triefend vom faden Naß vor uns. Man kann sich denken, wie die Charaktere, die Empfindungen dieser Sprache „des Läugnens" entsprechen. Ankarström läßt sich z. B. durch eine auf dem Klavier gespielte Fuge zum Mord Gustavs entflammen.

In der Schilderung der Schwindsucht, des Nervenfiebers, der Kinderkrankheiten, und der kleinen Hausmittel dagegen, war die selige **Therese Huber** unübertrefflich. Niemand hat so wie sie auf den Menschen in den Windeln, im Pohlrocke, im Hochzeitskleide gelauscht, sie war einzig in ihren Erfahrungen, vertraut mit einem großen und merkwürdigen Zeitraum der Geschichte, den sie erlebt, unterrichtet über Sitten und Gebräüche und selbst einige Vorurtheile ihrer Zeitgenossen und dabei immer bewandert in den friedlichen Kreisen der Familie und der Haushaltung. Frau **Huber** gehört keineswegs unter die klatschende Theesippschaft unserer nervenschwachen, schreibenden Damen, man hat an ihr etwas Kompaktes, etwas Wirkliches, man sieht, daß sie Kinder gehabt hat, daß sie bemüht war, ihnen eine gewissenhafte Erziehung zu geben, und daß sie sich auf ihre eigenen Lebensschicksale berufen durfte, wenn Andere wegen

eines Beispiels für ihre guten Lehren in Verlegenheit sind. —

Aber **Therese Huber** hat auch ihre Fehler gehabt, die wir zu verschweigen gar nicht geneigt sind. Bekanntlich kommen alle Thorheiten unserer literarischen Damen darauf hinaus, daß sie sich gegen ihre Bestimmung, nämlich gegen die Ehe, wie gegen das Uebel sträuben. Hier hat sich **Therese Huber**, eine zweimal verheirathet Gewesene, einen großen Namen erworben. Alle alten Jungfern, alle glücklichen Wittwen und unglücklichen Ehegattinnen haben sich bei ihr Trost und Muth geholt. Sie hat den ehelosen Stand, wie die kühnste Vertheidigerin des Cölibats, in ein System gebracht, zu dem man selbst die sonderbaren Ehen, die sie in ihren Schriften statuirt, rechnen möchte. Je älter, je weniger reizend, desto gereifter wurde sie in diesen Lehren, und unter ihren Erzählungen findet sich eine, in der die

Wuth der Männerfeindschaft bis aufs Höchste gestiegen ist. Die alten Amazonen schnitten sich doch nur die Brust ab, um besser gegen die Männer kämpfen zu können, hier reißt sich die moderne Vorkämpferin der Andromachie selbst das Herz aus, um keiner Versuchung zu unterliegen. In der Erzählung: „drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" hat die selige **Huber** Alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann. Es herrscht darin eine so gränzenlose Erbitterung gegen Alles, was den männlichen Namen trägt, daß man sich erzürnen könnte, wenn man dies über ein schwaches Weib darf. Die Liebe wird hier für Contrebande erklärt, die Ehe zu einem Kontract zwischen zwei willenlosen Parteien gemacht, der zuletzt darauf hinausläuft, die Ehe nur als eine Versorgung für die Hilflosigkeit darzustellen. —

Diese Lehren werden nun dann vollends lächerlich, wenn sich die prüden Damen selbst genöthigt sehen, dagegen zu verstoßen. Die Romane, welche nicht mit vollkommener Entsagung schließen, pflegen mit einer solchen zu beginnen, sich aber dann wahrhaft niederträchtig aufzulösen. Die edlen Weiber nämlich, die sich erst mit Caprice von ihren Anbetern wegwenden, dann einem Andern in die Arme werfen, ihm gewöhnlich ihre Schönheit und Unschuld verkaufen, kommen darauf zu jenen ersten Verschmähten reuevoll zurück, seinen Schutz, d. h. in einem polizirten Staate immer seine Hand erflehend. In solchen Darstellungen, gegen die sich Sittlichkeit und Ehrgefühl empört, und die in der Wirklichkeit vergebens nach Beispielen suchen, ist Frau **Huber** sehr bewandert gewesen. In der Familie Seldorf namentlich kommt Alles auf diese sittenlosen Grundsätze zurück. Hier jagt eine Unnatürlichkeit die andre. Wie kann Tugend

mit so viel Laster, Männlichkeit mit so viel Schwäche bestehen? Wo gibt es ein Mädchen von der Bildung, wie sie Sara genossen haben soll, das sich so im Vorübergehen verführen läßt, wie diese selbe Sara? Wo gibt es einen jungen Mann, der bei so viel Edelmuth und Charakterstärke, wie Roger besitzt, zugleich ein solcher Simpel ist, daß er eine Schamlose noch immer lieben kann, sogar mit ihrem Kinde spielt, und zuletzt sich noch bereitwillig findet, sie zu heirathen? Solche Gemeinheiten würden empörend sein, wenn sie nicht unmöglich wären!

Ein Autor, mit dem ich mich mannigfach beschäftigt habe, ist **Willibald Alexis**. Das Studium seiner Schriften wurde mir weder durch Unterhaltung noch Belehrung belohnt, sondern nur durch Angriffe. Der einzige Genuß, den ich dabei ernten konnte, war die Aufregung

zu einer harmlosen Satyre, deren Stachel immerhin abge-
stumpft sein möge, wenn die plötzliche Zurückgezogenheit
dieses Schriftstellers die Vorbereitung zu einem Werke sein
sollte, das nur einigermaßen die Anforderungen des Kunst-
richters befriedigt. Balladen sind von ihm erschienen:
ich erschrecke, wenn er glaubt, jene alten Scharten, die er
in der Prosa bekommen hat, durch die Poesie auswetzen zu
können. Ich kenne nur einen einzigen Versuch, den Wil-
libald Alexis früher mit zarter und lyrischer Poesie an-
stellte, sein Mährchen Emmerich, allein im Walde des
Mährchens war hier Alexis recht auf einen Holzweg ge-
rathen. Er bot alle seine Poesie auf, um Emmerich in die
säuselnde Natur verschwimmen zu lassen, aber wenn das
Mährchen sehr scharf gezeichnete Gestalten verlangt, zuge-
spitzte Begebenheiten, eckige kantige Thaten, so ist all sein
Zauber zerstört, wenn es in ihm anfängt zu flimmern, wenn

die Personen neblig verschwimmen, und nichts drin vorkommt, als ein ewiges Singen und Klingen, Rauschen und Lauschen, wie in dem Alexis'schen Mährchen.

Alexis hält die Novelle, Acerbi, für seine beste, und in der That hat die Anlage dieser Erzählung mancherlei für sich. Doch hätte weit mehr Pathos in ihre tragische Wendung gelegt werden können. Acerbi, der exaltirte Vertheidiger der Adelsvorrechte, mußte weniger den Schmerz einer verschmähten Liebe fühlen, als die Verzweiflung, einem Stande, der ihm über Alles ging, und von dem er glaubte, daß er der seine wäre, dennoch nicht anzugehören. Er mußte niemals einen Marquis zum Vater bekommen, sondern mit der ungeheuern Ironie seines Daseins zu Grunde gehen. Wäre dieses Moment sittlicher und tiefer hervorgehoben worden, so wäre Acerbi ein tragisches Seitenstück zu Tieck's komischer Ahnenprobe.

Für seinen Roman Cabanis erhielt W. Alexis eine goldene Medaille, und wir sagen nicht zu viel, wenn diese seltene Huld unsere Erwartung in hohem Grade gespannt hat. Dieser Roman ist durchaus in Berlinischer Sphäre gehalten, es werden darin sogar mir und mich verwechselt, denn im dritten Theile sagt die hochgebildete Gräfin zu ihrer Gesellschafterin: „Amelie, du gefällst dich heut mal wieder recht in Paradoxien.“ Sonst zeigte der Inhalt dieses weitschichtigen Buches, in welches der Verfasser mit wahrer Aengstlichkeit so viel Stoff als möglich hineingerafft hat, daß es ihm um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent würfelte er eine Menge von Situationen zusammen, deren Zusammenhang leidlicher ist, und den Zweck der Unterhaltung nicht gänzlich verfehlt. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist jedoch abgenuzt, und ließ sich nur durch die darüber gezogenen Lokalfarben erträglich machen.

Später versuchte sich dieser Autor auf einem andern Felde, dem der Genre-Malerei. Gebannt an den Schreibtisch, lange beschäftigt mit der Vollendung dieses Cabanis, sonst vielfältig übermannt von Angriffen aller Art, sehnte er sich einmal hinaus in die weite freie Welt, unter Menschen, von denen man geachtet wird, wenn man ihnen ihren Schoppen oder ihr Nachtlager bezahlt, die nicht lange fragen, wer bist du? was glaubst du? unter Menschen, bei denen man gern auf ihr Lob verzichtet, weil man ihrem Tadel ganz unfehlbar ausweicht. W. Alexis zog es nach Oestreich und seiner genußreichen lebensfrohen zerstreuenden Hauptstadt. Wir werden eine heitere Reise mit ihm machen. Der Sonnenschein lacht, die Tage sind lang, die jüngste Ernte ist gut gerathen. Wir werden die Grillen verscheuchen, scherzen, heiter und fröhlich sein.

Aber diese Hoffnung wird uns früh benommen. Noch

hat **W. Alexis** in seinen Wiener Bildern nicht die erste böhmische Station zurückgelegt, noch hat er nicht **Göthe'n** zum weltlichen Kur- und Badefürsten von Töplitz (eine merkwürdige Schenkung) gemacht, als er schon jeden heitern Farbenduft von seinen Bildern verwischt. Wer will sich zu einer Reise nach Wien durch alle Erinnerungen an **Kotzebue** und **Sand** vorbereiten lassen! Nein, ihr fröhlichen Wiener, schließt Eure Thore vor dieser kleinen, gelangweilten Gestalt, der ein Nichts die Galle aufregt, die sich fortwährend übel befindet, und in jedem Scherze eine Schlange, eine versteckte Anspielung, eine bösgemeinte Andeutung zu sehen glaubt!

Was hilfts, **W. Alexis** ist in Wien, er ist fröhlich, er jubelt, er springt so hoch wie der Stephansthurm. Wir schwärmen auf der Bastei, wir miethen einen Fiaker, wir lassen im Prater die Beaumonde die Revue passiren, wir

essen Würstl und Händl, und schließen den Tag in Hitzing oder im Sperl, beim Strauß oder im Burgthor. W. Alexis läuft immer mit, und jeden Tag in der Frühe schreibt er sich auf, was er den Tag vorher erlebt und gesehen. Es ist viel von Alexis, daß er in Wien nicht den Berliner spielte, daß er sich noch hingab, an den Gegenständen nicht herumwitzelte, und sie nicht alle vergleichungsweise ansah. Schlesische Gemüthlichkeit (er ist, glaub' ich, ein Schlesier) soll sich unter allen angebornen Eigenschaften am schwersten verläugnen lassen.

Vielleicht war es bisher möglich, mit W. Alexis einverstanden zu bleiben, aber gibt es nicht einen Punkt, wo sich das Blatt wendet? Soll ein Autor von der Prätension, wie sie der unsrige hat, in eine fremde, große, entscheidende Stadt nicht mehr mitbringen, als ein gesundes Auge und einen leeren Magen? Kann man die hundertfach geschilderte

Fröhlichkeit des Wiener Lebens von Neuem mit gewöhnlichen Worten wieder erzählen, ohne sich den Vorwurf der Alltäglichkeit zuzuziehen? W. Alexis nennt seine Darstellungen Bilder, und will sie als einen Beitrag zur Genremalerei, die von trefflichen Talenten gegenwärtig cultivirt wird, angesehen wissen. Aber all seinen vereinzelten Skizzen fehlt das Charakteristische, sie gehen in einander über, und unterscheiden sich durch keine neuen, überraschenden Motive. Das Genrebild ist Kopie, aber nicht jede Kopie ein Genrebild. Bilder, wie sie der Autor geben soll, vereinzeln, sie haben einen kleinen Rahmen, ihre Gegenstände müssen scharf in den Vordergrund treten, und die Menge, das Niveau nebelhaft hinter der Vorgruppe verschwinden. Aber in all den Kapiteln, welche W. Alexis mit den albernen Ueberschriften: Unerwartetes — Ländliches — Bequemes — Was nicht paßt — Etwas Schiefes — u. s. w. ankündigt, wird man diese Regel

unbeachtet finden. Es ist gut, wenn Alexis Alles gesehen hat, aber unpassend, wenn er uns Alles wieder erzählt.

Man darf nicht ungerecht sein. Es finden sich mehrere Passagen in diesem Buche, die ohne Widerwillen gelesen werden, Alexis spricht recht ergötzlich von der Wiener Küche, vom Wein und ähnlichen Gegenständen. Das sind die kleinen Kunstgriffe der Schriftstellerei, die immer gelingen. Auch wird man die Schilderung einer Donaufarth erträglich finden. Doch gehört zu diesen Genüssen eine längere Gewöhnung, die in Betreff des Alexis'schen Styls nicht wenig Mühe kostet. Habt ihr vielleicht das Bild von einer gallertartigen Masse, von Eierdotter oder Aehnlichem, das sich unaufhörlich durch Druck und Gegendruck in einer zitternden, oder, wie der Norddeutsche sagt, bibbernden Bewegung erhält. Dies ist Willibald Alexis Styl. Ein Schwall von Phrasen, wo ein Wort das andere herauspreßt,

und sich eins an's andere klebt, ohne daß man einsieht, wo hie oder da der Periode enden soll; eine gemüthliche Frage nestelt sich an die andere, und jedes Wort tritt mit lahmen Lenden auf. Dies sind allerdings Kleinigkeiten, aber das ganze Buch ist aus Kleinigkeiten zusammengesezt.

Die lezte Produktion von W. Alexis ist das Haus Düsterweg, eine Geschichte aus der Gegenwart, wie er sie nennt. Wenn man die Ueberwindung hat, sich hier durch fünfzig Bogen einer ganz nackten Erfindung, durch Briefe voller Raisonnement und Allegorie, durch einen Styl, der wieder auf keinem Beine recht geht, hindurch zu arbeiten, so wird dem Leser immer noch ein Gefühl zurückbleiben, für welches ihm schwer sein wird, Worte zu finden. Es ist nicht die Verwandtschaft dieses Buches mit einigen Schriften von Mundt, welche uns unmuthig macht, nicht die Vergleichung hohler Redensarten mit Mundt's sehr

tief gegründeten Ideen, sondern die heillose, larmoyante Weltansicht, welche uns an diesem Autor zur Verzweiflung bringen kann. Den Schmerz eines Aristokraten, der sich thränenden Auges an Haller's Restauration der Staatswissenschaften anklammert, können wir verstehen: den Schmerz eines Constitutionellen, der ein zu kleines Vaterland für sein großes Talent hat, den Schmerz des Republikaners, den Schmerz eines Greisen, der mit Göthe lebte, den Schmerz eines jungen Dichters, der mit seinen Idealen früh dem Grabe zureift — das Alles können wir verstehen: Welche Empfindung bleibt uns aber übrig für eine Stimmung, in welcher alle diese Unbehaglichkeiten zusammen auftreten, für ein Malheur, das aus allen diesen desperaten Ingredienzien zusammengesezt ist? Wäre die Welt so elend, wie sie hier zum Vorschein kommt, was lebst du noch in ihr?

Man klagt die neuere Richtung der Literatur an, daß sie zerrissen wäre. Die Anklage ist falsch. Diese Literatur ist sehr im Reinen über ihre Zwecke und Bestrebungen; sie ist heitern Sinnes, und arbeitet singend im Dienste Gottes und der Natur. Die Zerrissenen sind nur jene Schwächlinge, die wie Schatten zwischen den Parteien hin- und herschwanken. Die Zerrissenen sind Diejenigen, welche die Freiheit beschimpfen, und dennoch von den Gegnern derselben dafür nicht belohnt werden, jene Bücklingsmenschen, die überall sich neigen, und überall anstoßen. An all dem Jammer, der sich in diesem Roman mit einer grausamen Redseligkeit ausspricht, ist ein einziger Zug reell, die Klage seines Verfassers, daß das Publikum lau wäre; aber dies ist Alles, und doch Etwas, das man, selbst wenn es wahr ist, nicht aussprechen soll.

Ich bin begierig, wie sich endlich die Formlosigkeit

W. Alexis gestalten, und das unläugbare Talent, welches er besitzt, retten wird. Er hat es mit **Scott, Hoffmann** und **Tieck** versucht, mit der Genremalerei, nun auch mit neueren Bestrebungen, Nichts enterte die Theilnahme des Publikums. Was wird ihm gelingen? Wir müssen warten.

Spindler hat ein seltenes Talent der Erfindung. Er überrascht durch die immer neuen und interessanten Situationen, in die er Personen zu bringen weiß, die lebendig, voller Wahrheit vor unsere Anschauung treten. Es sind malerische, farbenhelle, sprechende Attitüden, mit denen er seine Erzählungen beginnt, und er versteht es, diesen Zauber der Illusion durch den Verlauf der dargestellten Begebenheiten immer in Wirksamkeit zu erhalten, ihn fest an die Einbildungskraft zu bannen. **Spindler** ist sich dieses glücklichen Silberblickes vollkommen bewußt,

und vertraut ihm so sehr, daß man zuweilen wünschen möchte, die nüchterne Idee seiner Sujets wäre früher in ihm entstanden, als die phantasiereichen Gruppen, mit denen er ihre Ausführung eröffnet. Denn nach diesen ersten, klaren, spiegelhaften Expositionen übereilt ihn plötzlich die Fabel, die Begebenheiten fangen an sich zu drängen und zu stören, und der Knoten ist entweder nur schwach geschürzt, oder wird im entgegengesezten Falle gewaltthätig gelößt. Darum zeichnet sich **Spindler** in dem beschränkten Felde der Novelle weniger aus, die Bilder sind für diesen kleinen Rahmen zu umfangreich, und Erzählungen, die auf die einfachste Art ihren Anfang nahmen, schließen gewaltsam und romanenhaft. Wenn es wahr ist, daß der Roman die Begebenheiten mehr als Handlungen, die Novelle die Handlungen aber lieber als Begebenheiten schildert, so erkennt **Spindler** diese Regel niemals an, sondern seine

Personen raffen sich plötzlich von ihrer für die Novelle ganz geeigneten Indolenz auf, gehen nach fremden Ländern, wo sie sich sonderbarer Weise gleich nach der Ausschiffung wieder in den Weg kommen, sie greifen nach der Flinte, und schießen sich wechselseitig todt, mit welchem Knalleffekt die so schön angesponnenen Fäden dann zerrissen sind.

Als vor einigen Jahren **Spindler's** Invalide erschien, konnte man glauben, daß die Tableaux die historischen Novellen verdrängen werden. Wenn man sich früher damit begnügte, durch die Verwirrungen einer romantischen Intrigue zuweilen eine Aussicht in das Feld der historischen Wahrheit schimmern zu lassen, so konnte man hoffen, daß durch die Einführung in die großen Hallen der Zeitgeschichte künftig die Fäden der kleinen Intrigue, die persönlichen Schicksale Einzelner, von der Poesie Bevorrechteter schwächer und bescheidener würden angelegt werden, als

bisher; doch sind die Deutschen immer wieder in ihren alten Walter Scott'schen Roman zurückgefallen.

Spindler's Invalide ist eine ungezwungene Aneinanderreihung einzelner Gemälde, die der großen Gallerie der neuesten Geschichte seit dem Jahr 1789 entnommen sind. Spindler konnte doch auch hier nicht umhin, seinem Herrn und Meister Walter Scott einen Tribut zu zollen; dazu war die Lilie, die weiße Kokarde, das Bocage der Vendé zu verlockend. Spindler zeichnet jene feudalistische Romantik in schönen Zügen, ja man möchte behaupten, daß in diesen enthusiastischen Aufopferungen und Vermittelungen der Duft ein zu frischer und thauiger ist, daß er zu viel nach der Lilie und dem Kreuz, und zu wenig nach Pomade und Schminke riecht. Walter Scott hatte in seinen holländischen Vendéschilderungen einen Vorsprung, denn die Hingebung der schottischen Häuptlinge an die Persönlichkeit

der prätendirenden Stuarte war um Vieles edler und natürlicher, als die ähnliche Erscheinung in Frankreich. Dort war die Triebfeder des Kampfes nur die Erinnerung an eine geliebte Königsfamilie, die erwünschte Dynastie gab, und die herrschende nahm den Aufführern Nichts; aber in Frankreich mischte sich in die Vertheidigung des Thrones der Eigennutz des Privilegiums. Kurz, in das Erhabene der Vendékämpfe mischten sich Gegensätze, deren Ausmalung **Spindler** bei seiner parteiischen Vorliebe für den Royalismus unterlassen hat.

Die Schilderung der Republik betreffend, so kann hier der Dichter immer noch höher stehen, als sogar der Historiker; denn er darf die Leidenschaft der Partei durch das menschliche Gemüth entschuldigen. Dem Philosophen mag es vielleicht schlecht anstehen, die Verirrungen der Republikaner aus einer gewissen Verrücktheit der Zeit herzuleiten;

noch schlechter dem Historiker, unläugbare Thatsachen durch eine kalte, dem Geschichtschreiber eigene Gewöhnung an Blut und Grausamkeit zu verschleiern, aber des Dichters ist es vor Allem würdig, selbst dem Schrecken mit einem Friedenszweige zu begegnen, und den Gedanken des Furchtbaren zu mildern. Z. B. an die Darstellung eines Robespierre muß der Dichter mit vieler Vorsicht gehen, selbst wenn er nicht mehr von seinem Kopfe und Herzen wüßte, als daß er wegen zu häufiger Erwähnung der göttlichen Vorsehung von den Jakobinern getadelt wurde. Solche einzelne Züge, deren die Geschichte viel von jenem Schrecklichen aufbewahrt, mag der strenge Historiker übersehen, aber den Dichter sollten sie mehr interessiren, als einfache Anekdoten. **Spindler** schildert das Haus Robespierre's, und spricht von seiner Schwester. Hätte ihn sein Vorurtheil nicht bestimmt, Robespierre nur für einen emphatischen

Bösewicht zu halten, zu welcher ergreifenden Scene mußte ihm diese Häuslichkeit der vier Wände Veranlassung geben?

Weit vorzüglicher gelang Spindler'n das Gemälde der Consular- und Kaiserzeit. Selbst die Klippe der persönlichen Darstellung Napoleons, an der nicht die Schlechtesten schon gescheitert sind, z. B. Grabbe in seinem Napoleon, ist mit vielem Glück vermieden worden. Man weiß, daß Napoleon so gesprochen hat, wie ihn der Verfasser öfters reden läßt; wenn nicht, daß er so hätte sprechen können. Wir sehen ihn in seinem Lager, in seinen Schlachten. Eine Skizze, die blitzesschnelle Erscheinung des von Elba zurückkehrenden Rächers, die Begeisterung seiner Anhänger, des ganzen französischen Volkes, die Schwäche und die Flucht der restaurirten Bourbons vorstellend, ist in meisterhaften Zügen ausgeführt, und dürfte leicht die

vorzüglichste eines Buches sein, das Spindler bis jezt noch ohne würdigen Nachfolger gelassen hat.

Ehe wir die deutschen Denkwürdigkeiten von Rumohr erwähnen, mögen hier die Memoiren einer Ungenannten genannt werden. Diese Dame will einen deutschen Fürsten zum Vater gehabt haben, der durch Napoleon's Invasion um seine Rechte kam. Man würde den Schicksalen der unglücklichen Prinzessin eine größere Theilnahme schenken, wenn sie nicht so dunkel wären; die Geheimnisse häufen sich so sehr in dem Buche, daß man ungeduldig die Schrift für eine Mystifikation halten möchte, welches sie durchaus nicht ist.

Die deutschen Denkwürdigkeiten Rumohr's dagegen sind nun in der That fingirt, und doch sind sie nicht so unterhaltend wie die vorgenannten Memoiren. Wenn

fingirte Memoiren auf eine ganze Zeit gehen, so können sie, da sie ein Werk des Studiums sind, oft treuer sein als authentische, welche nicht selten blos das Werk des Zufalls sind. Diese Denkwürdigkeiten sind fingirt, warum tritt daher das Planmäßige und Absichtliche der Charakteristik nicht überall schroffer und darum anziehender hervor; warum sind die eigenthümlichen Situationen nicht mit mehr Vorsicht und Sorgfalt gewählt, und die Farben lebhafter aufgetragen? Eine Fiktion durfte keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die gespannte Aufmerksamkeit durch die wohlgeordneten Resultate ihrer Studien zu befriedigen.

Nichtsdestoweniger liegt gerade in dieser Einfachheit, wenn sie nur nicht oft Langeweile würde, ein Reiz des Buches. Namentlich beim Anfange desselben wird man über die bescheidene und anspruchlose Manier erstaunen, und bei der glücklichen Wirkung desselben die Hoffnung nicht unter-

drücken können, ob sich nicht durch ähnliche Darstellungen die überspannten und gereizten Nerven unseres Publikums herabstimmen liessen, und man einmal wieder anfangen könnte, das Naive für den pikanten Witz, die Ironie für die herbe Satyre, wie sie der Geschmack des Tages liebt, zu nehmen.

Unsere Alten waren in vielen Stücken sehr liebenswürdig. Sie waren eifrig in den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens. Essen, Trinken, Sprechen gehörte zu den Beschäftigungen und Ereignissen des Tages. Selbst eine Reise durfte sie in dem Wohlbehagen ihrer Verrichtungen und Annehmlichkeiten nicht stören; die Pferde machten täglich nur eine Strecke von fünf Meilen, die Wagen waren eingerichtet wie bewegliche Zimmer, jede für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen bestimmte Stunde wurde so genau gehalten, wie zu Hause. Wenn man sich gegen Sonnen-

untergang einem Gasthofe anvertraute, so zog man die Schlafmütze hervor, stopfte sich die Pfeife, und sezte sich auf die steinerne Bank unter der Linde des Gasthofes. Man machte sich's eben bequem; man war überall im Schooß der Seinen.

Außer diesen Umständlichkeiten lebten unsere Alten auch in einer beständigen Furcht vor ihrem Blute. Sie hielten dafür, daß dieses sehr hitzig und sehr feurig wäre, sie maßen daher jede Bewegung ab, vermieden jede Alteration, jede auffallende Leidenschaft. Ein volles Rundgesicht, weißgepudertes Haar, eine kurze, wohlgenährte Gestalt, olivengrüne lederne Beinkleider, zwei freundlich wohlwollende Augen, ein sanftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sind jene angenehmen Männer, die kurz nach dem Hubertsburger Frieden lebten, und aus deren Bekanntschaft ein so großer Freund des achtzehnten Jahrhunderts, wie Herr v. Rumohr,

für dies Buch ein Studium machen mußte. Alles, was in dieser Beziehung charakteristisch ist, hebt auch das Interesse dieser Denkwürdigkeiten immer wieder aus der Langenweile heraus, und bildet den Reiz eines Buches, von dem man im Allgemeinen doch nicht sagen kann, was man dazu sagen soll.

Ich muß gestehen, daß ich viel Mühe gehabt habe, mich mit den Romandichtungen **Leopold Schefer's** zu befreunden. Er hat eine Manier, an die man sich gewöhnen muß. Dies Drehen und Wenden, dies oft gedankenlose, und darum doch nicht weniger anspruchsvolle Federkauen, dies endlose Fortführen einer Gedankenreihe, die ohne Plan und Ziel anfängt, und im zweiten Gliede noch nicht weiß, was im dritten stehen wird, ermüdet an diesem Dichter alles Interesse. Jedenfalls hat Leopold

Schefer einen plastischen Blick, und doch nirgends die Kraft, auch plastisch schaffen, gruppiren und abschließen zu können. Alle seine Felsen und Figuren sind in eine unermeßliche Flut von Vorbereitungen und Reflexionen eingetaucht, denn nicht anders als Vorbereitung läßt sich jene lyrische Aufweichung der Stoffe benennen, welche Leopold Schefer's Dichtweise so unpopulär gemacht hat. Es ist die erste Stufe, welche auch wir vom Roman verlangen, aber die, welche nur das Modell aus flüssigem Tone bildet, welche sich dem Auge des Publikums entzieht, weil sie nur Modell ist. L. Schefer macht sich seinen Stoff erst zurecht; das ist herrlich; er knetet ihn, feuchtet ihn an; gut, aber wo ist die Sonne, an welcher der Teig trockne? Das ist die Noth: Schefer's Phantasie glüht nicht, sie erwärmt nur, sie ist mild und linde und hält sich auf einer Stufe der Weltanschauung, welche nie zureichend ist, auf der weiblichen.

Neuerdings hat L. Schefer einen historischen Roman herausgegeben, die Gräfin Ulfeld. Er faßte den Stoff tief und schön. Man kann diese Zwittergattung von Lyrik und Dramatik für keinen wahren Ausdruck der Poesie halten; und doch erreichte Schefer das Resultat der Poesie, die Versöhnung und das milde Wehen einer in den Ereignissen liegenden objectiven Gerechtigkeit. Corfiz und Eleonore würden nicht so ergreifen, und so viel, ich möchte weniger sagen zu schauen, als zu ahnen geben, wenn sie nicht durchweg apologetisch und in sich eben als Mann und als Weib und als Beides in seiner Ganzheit gerechtfertigt aufgefaßt wären. Was läßt Sperling, dieser künstlerisch ganz vernachläßigte Charakter, als Typus und Idee nicht für die innere Intuition und Ausführung eines hingebenden Lebens zurück! Ja, es finden sich Partien im Buche, welche so gedrängt und plastisch rund sind, daß sie

jeden Künstler herausfordern; z. B. der Zug Eleonorens auf das Schloß mit dem Lachen Sehestedts, der Kampf mit der Meerschlange, Manches im zweiten Theile und besonders jene meisterhafte Scene, wo Ulfeld in das Haus seiner Väter zieht und er auf dem Wasser der geisterhaften Cavalkade von Särgen begegnet, welche seine Ahnen einschließen; denn der Vater mußte sein Schloß räumen. Dies ist ein Stoff für das Genie eines **Delaroche** oder Düsseldorfer **Lessing**.

Allein um diese zählbaren einzelnen Verkörperungen schwimmt eine endlose feuchte Materie, die zur Crustation nicht gekommen ist. Da ist Alles weich und aufgelöst, weiblich und unpoetisch. Das Streben nach naiver Bedeutsamkeit gibt viele Stellen so sehr bloß, daß eine ganz eigens dazu modulirte Stimme, ein gemüthlich-zärtlich-humoristischer Jargon, ja was noch mehr ist, Freundschaft

dazu gehört, sie auszusprechen, ohne Lachen zu erregen. „Sohn! Mensch! Mann!“ so sprechen die Papa's in der Komödie, wenn sie plötzlich in die Lage kommen, eine Rede halten zu müssen. Kurz, die Klippe, an welcher der Dichter scheitert, bleibt seine Sucht nach Zartheit und seine Anbetung des Weibes, als eines ganz abstrakten Begriffes, und im Weibe wieder die Anbetung der Mutter. **Schefer** ahnt vielleicht nicht, daß sein Roman aus diesem Grunde mit einer Betrachtung schließt, die nicht mehr lächerlich, sondern schon widerlich ist. Eleonore, die hochbetagte sieben und siebzigjährige Matrone, stirbt — und sieht im Traume ihre Mutter zu sich kommen, und entschläft an der Mutter Brust! Das ist eine Consequenz der **Schefer**'schen Uteruspoesie, in die sich so viel graue Haare, ein umbartetes Kinn und so viel Husten mischt, daß das Ganze ekelhaft wird.

Gesezt, man wollte dem Dichter den Inhalt seines

Romans wieder erzählen, und nur Das sagen, was er selbst sagte, so würde **Schefer** aufhorchen und fragen: Steht denn das Alles da? hab' ich denn das Alles geschrieben? Diese Ueberraschung wäre ganz in der Ordnung; denn vor Präcision, Kürze und straffem Anzuge bekäme das Ganze des Inhalts eine andere Form. Wir wissen nicht, ob **Leopold Schefer** gesonnen ist, in dieser Materie fortzufahren; nur das ist uns gewiß, daß er dem wahren Ausdruck des Romans näher steht, als irgend einer unserer Romandichter, und daß er klassisch genannt werden dürfte, wenn er seine Intuition nicht in Reflexion, sondern in Plastik ausschlagen ließe, wenn er die Nebenabfälle und Gefühlsabschnitzel bei Seite würfe und sich augenblicklich rüttelte, wenn er fühlte, daß er schon wieder dabei ist, nur halb erhabene Arbeit zu liefern, Reliefs oder Figuren aus Mattsilber.

Nach Lesung einer Novelle, **Charlotte Corday**, bemerkt' ich: Charlotte Corday ist im Grund weder ein passender Gegenstand für das Drama, noch die Erzählung. Man muß den Entschluß zu einer That, wie sie sie ausführte, in keinem Weibe, selbst dem seltensten nicht, entstehen sehen. Sie muß wunderbar, als eine plötzliche Erscheinung in Mitte der Begebenheiten auftauchen; der Kampf, der bei dem Manne einer großen That vorangeht, macht einen andern Eindruck, als der allmälige Entschluß eines Weibes, weil jener nur mit den Rücksichten, dieses aber mit der Schwäche zu kämpfen hat.

Eine Novelle von **Eduard Duller**, **Berthold Schwarz**, hat das Pulver nicht erfunden. Das ganze Gemälde ist Grau in Grau gemalt. Eine Beziehung stört die andere. Die Anlage ist ängstlich, der Verfasser hat

nicht Uninteressantes geben wollen, und deshalb alles Mög-
liche zusammengetafft, um mit jedem Worte etwas zu sagen,
was zur Fabel gehört. Aber eine Geschichte, die blos Er-
kennungsscenen enthält, langweilt, und diese Novelle thut
noch mehr, sie peinigt, weil sie jeden Augenblick zu Ende
ist, und jeden Augenblick wieder von vorne anfängt. Was
geschieht in dieser Erzählung? Man lauft, und rennt, und
begegnet sich, und weicht sich aus, man hält entsetzlich lange
Reden, erdolcht und vergiftet sich, und es dauert eine ge-
raume Weile, ehe wir begreifen, warum? Schattenbilder
gaukeln an der Wand auf und ab, ohne Charakter, ohne
Handlungen, nur mit Erzählungen ausgestattet, mit Erin-
nerungen und überhaupt Dingen, die, wenn sie hier per-
sönlich auftreten, immer schon abgemacht sind. Dazu kommt,
daß die ganze Erfindung gar keinen Sinn und kein Interesse
hat, daß der Humor des Narren mit seinem hoje, heisa,

lustig, trasala! eine traurige Rolle spielt, und daß die Hauptsache des Buchs von den Dingen, die ein Jeder für die Nebenumstände halten muß, gänzlich verdrängt wird. Wer sollte nicht denken, daß in dieser Novelle das Pulver erfunden wird? und doch riechen wir es erst auf der lezten Seite.

Dagegen hat **Eduard Duller** sich in seinen Kronen und Ketten, welches ein historischer Roman ist, andrerseits von dem Mißbrauch der Geschichte entfernt halten wollen. Er hat zu beweisen gesucht, daß die Historie selbst, wenn man sie an der Quelle studiert, reich ist an romantischen Elementen, die künstlerisch benüzt allein schon das ganze Surrogat der hergebrachten poetischen Rektifikationsmittel unnüz machen. Nicht nur die politische Staffage beruht in diesem Romane auf bewiesenen Thatsachen, sondern auch Alles, was drum und dran ist von Liebe, Freundschaft,

Malheur, kurz an Unterhaltung und Ergötzung. Hier drängt sich Mimili nicht durch die Eisencolonnen der mittelalterlichen Fehden, es ist kein Husarenoffizier von der Garde, der hier plötzlich mit seinem gewichsten Schnurrbarte, mit seiner geschnürten Taille und dem ganzen Ridicül seiner Poltronnerie in einen feudalen Harnisch gekrochen ist, und nun in die öde Nacht des Mittelalters hineinschreit: Auf Ehre! Auf Ehre! Das ist hier Alles nicht. **Duller** wollte nichts als die einfache Thatsache der Geschichte geben.

Jedenfalls ist dies der richtige Weg, um den historischen Roman wieder zu Ehren zu bringen, wenn auch dem Verfasser der Kronen und Ketten sein Plan im Ganzen und Großen wieder nicht gelungen ist. Das Mißliche dieser vorliegenden Reaktion gegen die alte Manier liegt in demselben Mangel, der auch die chinesische Malerei nie auf eine Kunststufe erheben wird, nämlich im fehlenden Schatten.

Wenn ich vorhin von Duller sagte, daß er Grau in Grau male, so thut er es hier Weiß in Weiß: war er früher zu dunkel, so hat man hier nichts als Sonnenschein, lauter Vorgrund, lauter Repräsentation, keine Abwechslung der Farben. Das Auge ermüdet bei diesem ununterbrochenen Anblick von Fürsten, Audienzen, Unterredungen, rauschenden Festkleidern. Es wird dem Leser nirgends heimlich, weil er immer nur zu schauen hat; nichts, als klare destillirte Begebenheit und sonnenhelle Thatsache. Man möchte so gerne Ruhepunkte haben, die von dem Geräusche der geschilderten Begebenheiten fern lägen, und wo man nicht auf jedem Schritte einem Fürsten oder einer historisch erweislichen Person begegnete; man sehnt sich nach irgend einer Basis durchschauerter und neugieriger Theilnahme; man arbeitet mit Hand und Fuß gegen Das an, was der Dichter gibt, und zwar als Hauptsache gibt; denn man wünschte es

nur als Relief, als Hintergrund kennen zu lernen; man möchte immer die mit allerlei wunderlichen Arabesken und mährchenhaften Redensarten gestickten Teppiche seiner Darstellung wegbiegen, und lauschen, was sich hinten begibt, und erschrickt dann, wenn nur dieser große Teppich da ist, und vor und hinter ihm das Unermeßliche und die Todtenstille der Langeweile.

Wenn **Duller** die Hälfte des Weges, den er eingeschlagen hat, um gegen die Manier des historischen Romans zu opponiren, wieder zurücklegte, so träf' er gerade da an, wo für seine Kunst die richtige Mitte liegt. Er hat die Geschichte nicht romantisirt, sondern dialogisirt. Man kann doch den Roman selbst nicht aufgeben! Die Geschichte soll nur die Draperie einer solchen Dichtung sein: nur einige ihrer wesentlichen Daten dürfen sich als rother Faden durch eine Anekdote ziehen, welche der Autor aus seinen Mitteln

beizusteuern hat. In dieser Hinsicht bleibt **Walter Scott** immer das sprechendste Beispiel: es kommt nur darauf an, einige seiner kleineren Fehler zu vermeiden.

Wenn man von **Duller**, **Bechstein**, **Storch**, **Döring** etc. spricht, wird es immer nothwendig sein auf **Spindler** zurückzukommen; denn sie ahmen ihm, was den Roman betrifft, Alle nach. **Spindler** hatte das glücklichste Beobachtungstalent. Er wandte es auf die Zustände des Volkes an, und gab dem Mittelalter in seinen Dichtungen eine Färbung, welche neu war. Er brachte jenen geblümten naiven Styl auf, der die Weise des Mittelalters gewiß zum größten Theile richtig trifft. Alles, was nur alte Volkslieder und die gelehrten Dichter jener Zeit an eigenthümlichen Wendungen charakterisirt, wandte er auf die Menschen an, die er schilderte. Das ist eine Weise recht herzig und allerliebst; aber auf die Länge und namentlich

die Nachahmung hinaus, wird diese Weise unerträglich. Das war eine Mode; aber sonst ist wohl im Allgemeinen richtig, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und gebildetes, durch unsere Literatur geadeltes Schriftdeutsch sprechen. Die Gewaffen, die Gebreste, die Schönbartspiele, die Strolche werden in Duller's Romanen nicht mehr am rechten Orte sein, eben so wie der alte Nibelungen-Jauchzlaut Hei! der ihm ganz eigenthümlich anzugehören scheint. Ist doch das Fouqué'sche „Um Gott" auch jezt aus der Mode gekommen und „gemahnt" uns nur noch zum Lachen.

Duller's Kunst insbesondere betreffend, so sehen wir ihn auch in diesem Roman noch immer schwanken zwischen dem Drama und dem Epos. Die Mitte zwischen beiden ist recht eigentlich der Roman, und mit dessen Erfordernissen und Gesetzen will sich des Dichters Muse immer noch nicht zurecht finden. Mit wildem flatterndem Haare und tragischen

Geberden ficht sie gegen die Luft und reißt Coulissen. Der Roman soll freilich dramatisch sein, aber nicht theatralisch: er soll es an den Stellen sein, wo Fülle der Handlung vorliegt; aber Duller's Roman ist es auch da, wo Ruhe und Erholung herrscht, ja selbst da, wo einer seiner Helden allein sizt, und er jede Bewegung desselben verfolgt, als wär' es ein Schauspieler. Wäre das Plastik! Aber die Plastik ist ein Hauch, ein Anblick, dessen Kürze uns überrascht, die Plastik ist stumm, sie ist zulezt nirgends, wo Duller's Unerschöpflichkeit Alles unter Worte sezt. Könnte sich diese Ueberspruдelung mäßigen, könnte Duller als Herr und Herrscher über den Wassern schweben; dann müßte er durch seine Lebendigkeit und sein Talent für die Bühne recht Genießbares stiften. Dann würde er auch einsehen, daß die deutsche Sprache das Wort heil nur vor fünf Jahrhunderten kannte, als man für die Freude noch

keine rechten Ausdrücke hatte, und daß das Wort ha! in ihr gar nicht existirt, sondern nur in dem falschen Pathos der Komödianten. Es ist für Duller schon viel gewonnen, wenn seine Helden nicht mehr ha! rufen dürfen; denn mit diesem ha! werden ähnliche störende Interjectionen, werden die Dialoge und Monologe und Gebete aus seinen Romanen verschwinden. Duller wird mehr auf die Oekonomie seiner Dichtungen zu sinnen anfangen. Die Oekonomie des Romans ist aber 1) die Einschachtelung und 2) die Perspective. Ich will die Geheimnisse der Kunst nicht profaniren, nicht die Schallröhren zeigen, durch welche Pythia im Grunde mehr begeistert wurde, als durch den Rauch des Dreifußes; aber die Nennung jener beiden technischen Ausdrücke wird hinreichen, um Duller aufmerksam zu machen. Es gilt, Romane zu schreiben, welche mit Schlauheit angelegt sind, welche den Leser cajoliren und spannen, Romane, bei denen

man sich auf das Ende stürzt und immer wieder neue Vorsprünge findet, die man zu umgehen hat, Romane, die sich nicht wie das Epos aus dem Kern herausspinnen in's Unendliche, d. h. bis zum Tode des Helden, sondern die gleich in den ersten Scenen ein Ziel setzen, worauf man bis zum Schlußkapitel gespannt ist, und das drei Bände hindurch abzuwarten, es immer neuer vorgeschobener Interessen der Neugier bedarf. Ist einmal der Poet bis zu diesem Raffinement gekommen, dann schwinden auch alle jene Monologe und mitgenommenen Coulissen, welche niemals darauf Anspruch machen können, für reine, keusche und jungfräuliche Poesie zu gelten.

Es ließ sich von Duller erwarten, daß dieser Roman viele einzelne Schönheiten enthalten wird. Sie sind zahlreich vorhanden; aber niemals im Gespräch, oder im Ausdruck, sondern fast immer da, wo er sich am kürzesten faßt.

Aber warum muß man solche Stellen aufsuchen? Sie würden sich überall und von selbst anbieten, wenn Duller sich entschließen könnte, mit seinem Talent für mittelalterliches Arabesken-Geschnörkel, für Darstellungen, welche an alte Mönchsschildereien und Legenden erinnern, sich mäßig und enthaltsam auf einen engen Kreis seiner Phantasie zu beschränken, ruhig, still an seinen Gestalten zu zirkeln und sauber und nett im Ausdruck zu werden, dann würd' er zwar nur sehr dünne und sehr wenig Bücher erscheinen lassen; aber sein unverwüsteter Fond, das Saatkorn einer üppig und geil aufgeschossenen Phantasie läßt vermuthen, daß sie dafür desto vorzüglicher sein würden.

So oft ich übrigens an **Eduard Duller** denke, fällt mir Göthe's Bemerkung ein: Nichts bringt so Ungeheuerliches zu Stande, als eine Einbildungskraft, der es an Poesie fehlt. **Duller** hat eine bizarre, zerrissene Phantasie,

aber er ist kein Dichter.. Er bringt in seine abenteuerlichen Ideen, in seine lebhaften Anschauungen, in seine phantastischen Vibrationen nicht jene Ruhe und Milde hinein, welche nur das Geschenk des Dichters ist. Duller ist das Chaos vor der Schöpfung, das Tohuwabohu der Einbildungskraft. Weil er gewiß Kenntnisse besitzt, so weiß er vielleicht die Gesetze und Regeln der Kunst, die todten Abstraktionen der Aesthetik; aber die Natur versagte ihm den Genius, der die Gränzen fühlt, ohne sie gelernt zu haben, der das Gefühl der Gestaltung, Beschränkung, und des harmonischen Ebenmaßes, der Theile, welche ein Ganzes bilden, fast möchte man sagen, schon in den Fingern hat. Es ist entsetzlich, einen jungen Mann gegen das Publikum kämpfen zu sehen, der schon mehr als zwanzig Bände geschrieben hat, und von der Vorstellung getröstet zu sein scheint, daß das Publikum keinen Sinn mehr für die Poesie

habe. Die Idee macht den Dichter nicht. Duller hat Einbildungskraft, aber keine Poesie.

Was ist die Folge einer Autorschaft, welche nichtsdestoweniger den Parnaß nicht verlassen will? Menschen, welche Schatten sind, Reden, wie sie nie gesprochen wurden, Situationen, welche in der Luft schweben. Da sieht man eine Aufregung, welche den Stoff beschwört, ohne einen Stoff zu haben, eine fahrende Komödie, wo hölzerne Figuren zu Worten, die der Spieler hinter der Scene spricht, die verrenktesten Gestikulationen machen. Man sieht einen theatralischen Aufputz, wie an den steifen und Furcht erregenden Aktionen, die von Wachsfiguren dargestellt werden.

Hätte Duller eine Ahnung davon, daß er kein Dichter ist, so würde er zuweilen die Rhetorik zu Hilfe nehmen, um seinen Schöpfungen ein Pseudoleben einzuhauchen. In meinem verschollenen Roman ist Jeronimo eine so aus

dem Nichts herausgequetschte Figur, die ich brauchte, um Cäsar und Wally in Paris zu vereinigen, und die mir ohne Leben unter den Händen blieb, ich mochte den kleinen Funken, der in ihr liegt, potenziren so hoch ich wollte. Es ging nicht. Jeronimo bleibt eine Romanenfigur, die, so bald der sie am Kopf haltende Faden einer rapiden und diesmal mit der Poesie vergebens um Liebe ringenden Darstellung ein wenig nachläßt, sogleich auf den Boden fällt, und eines hölzernen Todes stirbt. Bei **Duller** ist aber fast jede Figur so ohne Wesen. Sein neuestes Phantasiegemälde beweis't die Behauptung. Es kommen Scenen darin vor, wo der Verstand still steht, wo man nur noch die einmal aufgezogene Sprachmaschine lallen hört, wo man Mitleiden mit einem Manne fühlt, der seit Jahren an dem Irrthume krankt, sich für einen Dichter zu halten.

Was die Verse und den malerischen Ausdruck dieses Autors betrifft, so möchte man beide musivisch nennen. Bilder, von den ausgezeichnetsten Dichtern gebraucht, kommen bei **Duller** mit neuer Benutzung wieder, köstliche Bezeichnungen, wie Dom, Phönix, Himmelsbaldachin, Gorgonenschild u. s. w. treten in seinem Style auf, aber immer an Orten, wo der Prunk am wenigsten dazu dient, eine bestimmte Thatsache hervorzuheben. In einer dramatischen Dichtung **Duller's**: der Goldmann, singen die untergeordnetsten Charaktere, z. B. Besenbinder, in jenen Weisen und Versmaßen, in welchen **Göthe** die himmlischen Genien auftreten läßt. Man sehe so ein **Duller**'sches Gedicht an, das blizt und funkelt aus ihnen heraus, und sieht man nach, so sind es böhmische Steine. Es ist ein Unglück, unsere schöne deutsche Sprache so verbraucht, und das Wort Kraft zumal an so viel Schwäche vergeudet zu sehen.

Duller scheint es zu fühlen, daß er vor seiner Unruhe und Einbildungskraft Rettung haben müßte. Indem er sich aber zu diesem Zweck auf die Kritik geworfen hat, stürmt er über die Literatur mit einem Eifer her, der stets das Rechte will, und doch nichts Gutes schafft. Macht dies nicht eine Kritik schon unbequem, daß sie aus dem Mund eines Mannes kommt, von dem nicht ein einziges gutes Buch existirt?

Duller ist weder Dichter noch Kritiker. Für jenen hat er zuviel wirre Anschauungen und erlernte Formen, für diesen zu viel Schwäche des Gemüths und zu wenig Thatsachen des Studiums. Ich gebe ihn aber nicht auf. Es ist Etwas in **Duller**, was sich aus ihm entwickeln könnte, wenn er seine frühzeitig aufgeregte Produktion, die in eine Art starrer Krämpfe ausgeartet ist, sistiren, wenn er gänzlich jene Zeit abstreifen könnte, wo ihn der gute

Fortgang der **Spindler**'schen Muse zu ganz unreifen und knabenhaften Schöpfungen anspornte. Wenn wir wünschen, daß **Duller** zu einer Klarheit seines Innern kommen und den Mittelpunkt seiner Kräfte finden möchte, so wünschten wir wohl, er könne von Neuem geboren werden. Soll **Duller** etwas Tüchtiges leisten, so verlasse er zuerst in Betreff seiner Philosophie und poetischen Spekulation die Kreise des **Holbein**'schen Todtentanzes, aus welchen **Duller** alle seine Begriffe von Elend, Kronen und Ketten, Antichristen, Freund Hein, Narrenkappen, Mummenschanz u. s. f. zu entlehnen pflegt; sodann in Betreff der Darstellung verzichte er auf die Theaterroutine, die ihn noch immer veranlaßt hat, Helden zu schildern, welche ganz entsetzlich viel mit Worten fechten, und sogar in Romanen seitenlange Monologe halten; sodann auf gewisse Allgemeinheiten, wie Männlichkeit, oder auf die allgemeinste Allgemeinheit

Kraft, die ja immer das schwächste ist, wenn sie nicht den richtigen Gegenstand trifft; zulezt endlich auf seinen Sprachschatz. Duller muß auf naive und kindliche Weise sich noch einmal ganz zu bilden suchen. Es gibt nur eine Quelle, die ihn heilt, das ist die Natur. In diesen Jungbrunnen steige er, und neue Welten werden ihm aufgehen! — Seine Muse werde ein schüchtern Kind, das spielend, neugierig, und mit klugem Aug in die Welt blickt; er fange an, das Einfachste zu belauschen, und mit den einfachsten Worten zu schildern; er resignire völlig auf Das, was er schon besizt, und werfe es von sich, um die richtige Art zu lernen, es noch einmal aufzuheben. Könnte Duller ein Jahr lang die Feder ruhen lassen, und mit vollkommner Entsagung blos in dem Tempel der Natur, und auf dem Markte des Lebens verkehren, begnügte er sich, zu sehen und zu hören, und brauchte, um von den neuen Gegenständen Vorstellungen

zu haben, keinen einzigen seiner ihm aus der dann abgeschlossenen Periode noch anklebenden hochfahrenden und allzeit fertigen Ausdrücke; er würde gesunden, die innere Knospe seiner Poesie würde aufbrechen, und die Literatur einen Jünger gewinnen, der ihr bis jezt noch keinen Nutzen gebracht hat.

Die ausgezeichnetste Erscheinung der neuern deutschen Literatur ist unstreitig der Roman Scipio Cicala. Ein Werk der Bewunderung für **Walter Scott**, übertrifft es doch diesen bei weitem, nicht nur in seinen Fehlern, die hier vermieden worden sind, sondern selbst in seinen Vorzügen. Der ungenannte, jezt aber schon errathene Verfasser, spricht sich in einer geistvollen Vorrede über seine Stellung zu **Walter Scott** aus. Man muß die billige Anerkennung des ehrenwerthen Baronets und Gründers des

historischen Romans an dem Verfasser des Scipio Cicala um so mehr schätzen, als diesen gerade so Vieles zu einem Vorzuge vor seinem Meister berechtigte.

In dieser Vorrede hätte sich aber der Verfasser über die Quellen seiner Geschichte bestimmter erklären sollen. Er spricht von einer alten Handschrift, die die Grundlage des Ganzen bilde, und von mehren Nebenquellen, die er zur Erweiterung seines Planes benuzt hätte. Er scheint an manchen Stellen nur wörtliche Uebersetzungen zu geben, und diese kehren so häufig wieder, daß man auf eine genaue Kenntniß seiner Autorität begierig wird. Bedenkt man, daß solche Stellen gerade die geistvollsten und witzigsten Gespräche, überhaupt eine Zierde dieses Buches sind, so sezt dies eine kunstreich überarbeitete Quelle voraus, über die uns der Verfasser keine Aufklärung hätte schuldig bleiben sollen. Doch läßt sich bald, was dem Verfasser um

jeden Preis eigenthümlich ist, errathen, und man wird keinen Anstand nehmen, dazu die Schilderungen der italienischen Natur, die Frucht einer eigenen Anschauung, und die Ausführuug der wunderbaren und zauberhaften Elemente, deren erste Anlage unverkennbar den alten Papieren gebührt, zu rechnen. Und doch ist vielleicht dies Vorschützen von Quellen nur eine Mystifikation, die auf Rechnung der **Walter Scott**'schen Nachahmung kommt.

Die Charaktere der Dichtung sind wahr ergriffen, und lebendig wiedergegeben. Die Sprache ist überaus reich und gewählt, und verräth überall eine seltene Bildung; die anziehendsten Episoden, die den Stempel einer feinen Beobachtungsgabe tragen, wechseln mit geistvollen Bemerkungen ab, dem Resultate einer langen und ernsten Lebenserfahrung. Wir müssen diese Tugenden um so mehr hervorheben, als wir uns später auch eines Tadels zu entledigen

haben, den wir bei einem so klassischen Werke nicht ohne Gegengewicht lassen dürfen.

Scipio's und Narcissens Charakter sind vortrefflich gehalten. Scipio ist kein Himmelsstürmer, kein tragischer Jambenheld, sondern eine anspruchlose bescheidene Natur, die im Element der Ehre, Tapferkeit, kurz aller ritterlichen Tugenden einheimisch ist. Scipio hat kaum das männliche Alter erreicht, und so sind alle seine Begegnisse einem kindlichen Jugendmuthe angemessen. Der Verfasser hat diese liebenswürdige Unbefangenheit gut zu schildern gewußt. Die Vorliebe, mit der er seinen Helden behandelt, geht über das Erlaubte nicht hinaus; er läßt ihn immer nach den gebietenden Umständen handeln, und den Veranstaltungen Anderer folgen, die von dem jungen Manne nur Ritterliches und Ehrenhaftes fordern. Dies ist ein feines Gesetz für den Erzähler, das man aber selten

beachtet finden wird. Narcissa ist Philine im edeln Styl.

Die Mäßigung des Verfassers in Naturschilderungen ist um so lobenswerther, als er darin einem Gesetze folgt. Man muß lachen, wenn man unsere schmutzigen Leihbibliotheken-Romane beginnen hört: Fürchterlich tobte der Sturm, aber fürchterlicher noch tobte es in Alonzo's Brust! Es ist aber ein guter Instinkt, der unsere Leibrock und Hildebrandt so reden läßt. Eine Naturscene, die völlig im Widerspruch mit der Gemüthsstimmung des in ihr Aufgeführten steht, macht eher einen komischen, wenigstens den entgegengesezten Eindruck, als man beabsichtigt. Der Verfasser ist hierin sehr berechnet zu Wege gegangen. Die ihm unendlich oft dargebotene Gelegenheit zu italienischen Landschaftsgemälden verschmäht er gänzlich, wenn seinen Personen die Stimmung fehlt, die für die

Naturbetrachtung nicht immer dieselbe ist. Daran erkennt man die Bekanntschaft mit einem tiefen psychologischen Gesetze. Die Natur steht unter der Herrschaft des Gemüths, und sie wird uns nie anders erscheinen, als wir sie ansehen.

Nun aber den Tadel betreffend, so weiß man, daß die Abneigung gegen **Walter Scott**, die so schnell den frühern Enthusiasmus verdrängte, auf Rechnung seiner politischen Grundsätze kam. Für den Dichter wären diese Grundsätze meiner Ueberzeugung nach gleichgültig gewesen, hätte er sie in dem Leben Napoleons nicht auch politisch und historisch geltend machen wollen; allein an **Walter Scott** bemerkte man nicht so sehr den Legitimitätseifer, als vielmehr einen Aristokratismus, der sich sogar nicht scheute, mit dem Prätendenten die Fahne der Empörung aufzustecken. Unser Verfasser kehrt aber dies Verhältniß um, und beklagt

Scipio, daß er sich gegen die bestehende Staatsgewalt auflehnt!

Ueberhaupt stimmt der Verfasser gegen den Schluß seines Werkes einen gar fremdartigen Ton an; er bejammert seinen jungen Helden, wirft ihm seine hochverrätherischen Absichten vor, und bringt diese sogar, wie es ein Prediger thun würde, mit seinem zunehmenden Mangel an christlicher Gesinnung in Verbindung. Es klingt sonderbar, einem Neapolitaner des sechzehnten Jahrhunderts, einem von Kindheit an heidnischen Katholiken, Vorwürfe wegen seines Christenthums zu machen. Der Verfasser spricht in seiner Vorrede so schön über die Wahrheit der Poesie, warum sollen Ehre, Hochherzigkeit, Freiheitsliebe in des Dichters Wagschale nicht mehr wiegen, als die sogenannte bestehende Staatsgewalt?

Ja selbst die Annahme des Turbans hätte den Verfasser

nicht bewegen sollen, von diesem Augenblick an über Scipio die Achsel zu zucken; diese Verirrung ließ sich rechtfertigen, und gerade am meisten durch die Umstände, die im Vorangegangenen mit so vieler Vorliebe geschildert worden sind. Auch in Porzien nur den Engel und die bessere Hälfte Scipio's zu sehen, ist ungerecht, vielmehr war die Trennung, die das Geschick über beide verhängte, die nothwendige Folge dieses Verhältnisses, das durch einen Frevel herbeigeführt, eben durch den wahren Ausdruck charaktervoller männlicher Unabhängigkeit wieder aufgehoben werden mußte.

Den Preis zunächst verdient die hohe Braut, ein Roman von **Heinrich König.**

Etwas Classisches liegt in diesem Buche; doch sind nicht auch die alten Hermen classisch? Hermen nannte man jene

Bildsäulen, welche vom Kopf bis zum Nabel eine vollkommene Statue ausdrückten, doch der Arme ermangelten, und nach unten hin sich in einen formlosen Stein verloren. Kein Vergleich möchte den Eindruck dieses Romans passender wieder geben. Läßt sich die Schönheit der Exposition verkennen? Sind die ersten Physiognomien je schöner ausgeprägt worden? Das Haupt, der Nacken, die Brust sind meisterhaft gearbeitet, aber schon oben werden die Arme vergessen, und nach unten lös't sich Alles in einen sinnlosen Block, in eine unausgeprägte Steinmasse auf, an welcher die glättende Kunst des Meißels vergebens verschwendet ist.

Der Titel „Die hohe Braut" erinnert auf eine für das Buch schädliche Weise an das hohe Lied und die doppelte Auslegung der in ihm gepriesenen Braut. Man sieht gleich in den ersten Kapiteln, daß das neue Evangelium, die Freiheit, in dem Romane die Grundlage bildet, und rechnet

fest darauf, Anfang und Ende ziele auf das erhabene Idol der Völkeranbetung. Man glaubt, der Verfasser wolle das „heimliche Klagelied der Junggesellen“ dieser Zeit singen, und den Zwiespalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlandes in ein tragisches Licht setzen, allein für die vielen Seufzer, welche diese Trennung zweier Interessen schon gekostet hat, soll der Dichter erst noch gefunden werden.

König's hohe Braut ist nur insofern eine hohe, als sie von einem Schulzensohn geliebt wird, und die Tochter eines Marchese ist; sie würde die hohe Braut nicht mehr sein, wenn sie von Jemanden geliebt wäre, dessen bürgerliche Stellung höher als die ihrige läge. Genug, Blanka ist die Tochter des Marchese Malvi. Ein treuer Diener seines Herrn, des Königs Victor Amadeus von Savoyen, verbietet er Giuseppen das Schloß, seitdem er des jungen

Menschen Neigung für Blanka bemerkt. Er thut dies um so eher, als er in Giuseppen viel revolutionären Ansteckungsstoff zu finden glaubt. Dies war eine Präsumtion, welche keinen Grund hatte. Giuseppe war ein guter Jäger, ein frommer Beichtgänger, ein verliebter Milchbruder Blanka's. Er weiß Nichts von der Revolution, kennt überhaupt die Welt nur bis zum Ende des Horizontes, der sich über seinem Dorfe wölbt, und wird zulezt, wo er mit einigen entarteten Söhnen der Freiheit in Berührung kommt, sogar ein Gegner der neuen Lehre. Schwärmerei, Idealität finden in seine Seele keinen Eingang, und die dämmernde Ahnung Dessen, was sich in seiner Zeit entwickelte, verdankte er nur den Unterweisungen eines Bettlers auf der Landstraße und eines Priesters im Beichtstuhle. Was war ihm die Revolution?

Und doch war er bestimmt, um ihretwillen zu leiden.

Die Meinung, welche er am wenigsten verdiente, verfolgte ihn. In dieser Lage machte er Bekanntschaft mit einem Genuesen, der im Geheimen das Revolutionswerk von Nizza leitete. Er kommt mit den Verschwörern im Gebirg zusammen, unter denen sich auch nicht ein einziger würdiger Repräsentant der neuen Lehre findet. Giuseppe wendet sich ab von diesen Verstümmelungen der Freiheitsidee, welche der Verfasser mit vieler Vorliebe zeichnet, er versagt es kurzweg, sich zu irgend einem Plane brauchen zu lassen. Dennoch zieht sich die Verbindung mit dem Genuesen immer fester zusammen. Es war ein gleiches Schicksal, das Beide in der Liebe theilten. Der Genuese hatte über seinen Stand hinausgewählt, die Tochter des Grafen Rivoli liebte ihn, er entführte sie und lud den Fluch und die Verfolgung der Familie auf sich und seine Geliebte. Die Revolution arbeitete seinen Plänen in die Hand; er rechnete auf die

Abschaffung des Adels und suchte die Zeit, wo er sich mit seiner Geliebten ohne Weitres vermählen durfte, mit Gewalt zu beschleunigen. Giuseppe vermochte diesen Combinationen nicht zu widersprechen, es lag zu viel logische Wahrheit darin, seine Liebe überredete ihn eine Zeitlang, sie auch moralisch zu finden. Doch war noch kein Entschluß in ihm vollkommen reif, der Horizont seines Dorfes verfolgte ihn noch überall. Die Verschwörer im Gebirge bedrohten des Marchesen Leben, und lauerten ihm auf, als er von Turin mit seiner Tochter heimkehrte. Giuseppe warnt ihn und rettet ihm das Leben. Aus Dankbarkeit verspricht ihm der Aristokrat, daß er beim ersten Feste im Dorfe mit seiner Tochter tanzen dürfe. Giuseppe jubelt; was ist ihm die Revolution? Er muß sie verwünschen; denn sie schiebt nur seinen Tanz auf, sie verzögert es, daß er Blanka's Kleid berühren darf. Die verdammte Revolution! Der Marchese

findet keine Zeit, im Dorfe tanzen zu lassen! Ha, endlich wird getanzt. Aber wie haben sich die Dinge verändert! Blanka ist nicht mehr frei, sie feiert ihre Verlobung, der junge Graf Rivoli ist der Glückliche, der natürliche Schwager des Genuesen. Giuseppe findet sie unter der Linde des Dorfs am Arme eines Andern, dennoch will er tanzen, Blanka fällt in Ohnmacht, Rivoli zieht den Degen, Giuseppe wird mit Hunden gehezt und entspringt. Er wüthet; gegen Blanka? Nein. Gegen den Marchese? Nein. Gegen Rivoli? Vielleicht; aber nur einen Augenblick; denn er sieht, wie sich des Genuesen Zorn gegen diesen wendet. „Was geht mich Rivoli an!“ ruft er aus, „der mag sehen, wie er mit seinem Schwager fertig wird.“ Des Genuesen Geliebte wird von ihrem Bruder Rivoli mißhandelt, sie ertrinkt, der Zorn des Genuesen kocht und Giuseppe wird in die Gährung hineingerissen. Er fängt an, für den Augenblick

Einiges zu thun; er weiß ja, daß der Adel und die Mesalliancen abgeschafft werden. Er greift Nizza an, er stürmt die Festung, und wird mit seinem Freunde gefangen. Sie sind zum Tode verurtheilt, Blanka ist ängstlich, sie bittet, man möchte Etwas für Giuseppe thun; sie glaubt, er ist losgesprochen, und fährt nach Nizza, um sich mit Rivoli zu vermählen. Der Zufall befreit die beiden Gefangenen, der Genuese ermordet Rivoli am Traualtare, Beide fliehen.

Der Faden der Erzählung muß dem Verfasser hier plötzlich gerissen sein, er spinnt ihn von Neuem an. Giuseppe tritt mit anderem Namen auf, er hat den Genuesen und die Republik verlassen, er geht zur savoyischen Armee über. Seine breiten Schultern empfahlen ihn den Umgebungen des Königs; denn er trug die Frau eines Ministers den Mont Cenis hinauf, als diese in Gefahr war, von einer Lawine verschüttet zu werden. Giuseppe schwärmt für die

Sache des Königs; er bekommt die Epauletts, wird Major, erhält den Adel, befreit sich von dem Verdachte, Rivoli ermordet zu haben, tritt vor die erröthende Blanka und darf sie heimführen, seine hohe, jezt erstiegene Braut.

Diese Umrisse des Ganzen geben bei weitem nicht den Eindruck, den der Verfasser durch eine Menge einzelner Schönheiten, durch anziehende Nebencharaktere, durch eine durchweg, wenn auch nicht frische, blutvolle, energische, doch geistreiche und künstliche Behandlung im Ganzen erreicht hat. Allein um ihretwillen ist alles Uebrige da, und, wie sehr auch umrankt von den kunstvollsten Arabesken, treten einige Personen, welche das Ganze auf ihren Schultern tragen, doch entschieden in den Vordergrund. Man muß gestehen, daß die beiden Hauptfiguren, Blanka und Giuseppe, das wenigste Interesse einflößen. Giuseppe ist

ein völlig untergeordneter Charakter, ein Schulzensohn, der sich wenig über seine Geburt erhebt und den Anflug des Adels nur darin blicken läßt, daß er fortwährend unnützen Beschäftigungen nachgeht. Seine Gedankenlosigkeit ist kein poetischer Zauber, der seine Erscheinung höbe. Wo nimmt er den Anlauf, mehr zu sein, als wozu ihn die Natur bestimmte? Was sollte ihn der Liebe Blanka's würdig machen? Seine Gewandtheit, in den Gebirgsteichen Forellen zu fangen? Seine erlegten Eber, die er selbst auf das Schloß trägt? Seine frommen Besuche der Dorfkirche? Seine Jugend, welche Blanka bestimmte, bei den ihn treffenden Beschuldigungen für ihn gut zu sagen? Nein, wir finden nirgends einen Grund zur Liebe des Schulzensohns, den der Verfasser so gut und zahm schildert, daß er ihm unter der Hand das Interesse verliert. Er muß die Erzählung von Neuem wieder aufnehmen, Giuseppen plötzlich in den

Reiz des Geheimnißvollen kleiden, ihm einen falschen Namen geben, und ihn so eben zu halten suchen.

Noch uninteressanter ist Blanka, die sogenannte hohe Braut. Sie zittert, von Giuseppen zu sprechen. Sie fürchtet, der Leser könne ihr Vorwürfe machen, daß sie ihn nicht liebe. Durchaus nicht, meine Schöne! Welches Glück für Ihre Zukunft kann Ihnen denn der Schulzensohn gewähren, der sich einmal in den Kopf gesezt hat, in die Tochter seiner Gutsherrschaft verliebt zu sein? Blanka sieht das auch endlich ein, sie verlobt sich einem ihr Ebenbürtigen. Mußte sie jezt nicht allen Reiz für Giuseppe verloren haben? Für Giuseppe nicht; er liebt sie noch, als sie schon vor dem Traualtare mit Rivoli gestanden, und Blanka, da sie durch Rivoli's Ermordung eine verwittwete Jungfrau geworden, greift immer noch zuweilen an ihren klopfenden Busen, und frägt: „Für wen schlägt denn dies stürmische

Herz?" Sie gesteht sich denn erröthend: „Für Giuseppe, den Schulzensohn, den du am Traualtare verrathen hast!" Nein, wir wollen nicht sagen, daß der Verfasser diese Prüderieen beabsichtigt hat; es ist viel Natürlichkeit und Lebensfrische in seinem Gemälde, aber sein Stoff ist ihm in diese fatale Tendenz ausgeschlagen, ohne daß er's wußte. Ich glaube, er hatte seine beiden Leute schon lange aufgegeben, als er noch genöthigt war, an ihnen zu meißeln und zu hämmern, und ihre Erscheinung wenigstens zu einer scheinbaren Vollendung zu bringen.

Auch in den Nebencharakteren befriedigt nicht Alles. Cola, ein Landstreicher, der den Philosophen spielt, und immer da eintrifft, wo er nöthig ist, erinnert an einen widerlichen Typus unserer Romane. In der vortrefflichen Scene zu Eze am Meere behandelt der Genuese diesen Bettler mit einer solchen entsprechenden Rücksichtslosigkeit, zu

der sich der Verfasser selbst nicht einmal hat erheben können. Die Gespräche zwischen Franzesko und der alten Baronin ermüden, und die Behandlung, welche diese zuletzt jenem angedeihen läßt, ist widerlich; denn der Verfasser wollte doch mit der ganzen wunderlichen Mystification, welche sich die Baronin gegen den Priester erlaubt, nur eine Notiz über ihr früheres Leben retten, welche er, um auch der alten Baronin etwas Charakteristisches zu geben, früher ohne alle Vorbereitung und Erwartung beigefügt hatte. Zuletzt verliert sich der Verfasser auf eine spaßhafte Weise in die Poesie der Schwangerschaft. Ich wundere mich, daß der Verfasser die ganze Abgeschmacktheit der süßen, verschämten, erröthenden Geheimnißkrämerei nicht gefühlt hat. Wie albern benimmt sich die junge Baronin, als sie von Viertelstunde zu Viertelstunde in das Kabinet ihres Mannes tritt, um ihm Etwas zu sagen, was er gar nicht verstehen

will, und wie sie immer wieder kommt, und immer wieder erröthet, und er immer noch Nichts merken will! Es hält schwer, an Personen, welche sich so verirren, ein Interesse zu nehmen.

Die reichsten Vorzüge dieses Romans liegen unstreitig in den feinen Bemerkungen des Verfassers über Zeitgeist, Revolution, Adelsherrschaft. Zwar ist der Verfasser in seiner Vorsicht, die Schönheit nicht auf Rechnung der politischen Meinung zu setzen, zu weit gegangen, indem er wenigstens einen würdigen Repräsentanten der Revolution hätte aufstellen sollen, allein es ist unverkennbar, daß ihm in jenen Partieen doch seine Begeisterung die Farben lieh.

August Lewald scheint zwar das Romanenfach gänzlich aufgegeben zu haben, und sich in anderen Gebieten auszeichnen zu wollen, doch wählte er für seine romantischen

Erfindungen immer die glücklichsten Staffagen. Er hat die Menschen in ihrem Treiben mannigfach beobachtet, und besitzt ein feines Auge für das Ausserordentliche in unseren Begegnissen. Jede seiner kleinen Novellen wird von einer neuen spannenden Situation ausgehen, wo es unverkennbar ist, wie ihm irgend eine poetische Beobachtung hierzu die Veranlassung gegeben. —

Ein größerer romantischer Versuch, Gorgona, ist ihm, was die poetische Ausführung anlangt, minder gelungen. Die Gestalten, welche er seine vortreffliche Auffassung der Zeit beleben läßt, scheiden sich aus dem dunkeln Hintergrunde nicht lebhaft heraus, eine deckt wohl gar die andere, oder wenigstens, wo so viel Licht in sein Gemälde hineinfällt, daß irgend eine Figur einen Schatten werfen kann, da wird dieser immer störend die Physiognomie einer andern Figur verhüllen. Lewald opfert seine Personen

ihren Schicksalen auf. Die Lagen, in welche sie gerathen, interessiren ihn weit mehr, als die Charaktere, welche damit oft in Widerspruch stehen.

Sonst hat Lewald in Paris zu diesem Gemälde des französischen Mittelalters vortreffliche Studien gemacht. Die phantastischen Schauer des vierzehnten Jahrhunderts durchrieseln uns. Die Nebelgestalten der chymischen Zauberwelt tanzen vor der erregten Einbildungskraft ihre gespenstischen Reigen. Das Bild, welches uns der Verfasser von dieser Zeit gibt, ist treu und in seinem Detail vielleicht einzig. — Sinnlichkeit und Herrschsucht bemächtigten sich des Zauberglaubens jenes finstern Jahrhunderts. Die Schätze der Juden sind blos gestellt, weil die kecke Behauptung, der Jude habe die Hostie gekocht, hinreichte, für ihn einen Scheiterhaufen zu schüren. Der politische Einfluß der geistlichen Orden fiel mit der siegreichen Beschuldigung, als

hielten sie geheimnißvolle Zwiesprache mit den dämonischen Kräften der Natur. Die leidenschaftliche Genußsucht der höchsten Frauen baute abgelegene Thürme, deren Weichbild rings mit grauenhaften Sagen bevölkert wurde, und welche dazu dienen mußten, die Opfer ihrer Verführung zu verlocken und auf ewig stumm zu machen. Straßenraub, Vagantenunfug, Waldleben waren frei gegeben. Die Gesetze schwiegen und Jedes Sicherheit war auf die Spitze seines eigenen Schwertes gestellt. Endlich lag der bei Weitem grauenhafteste Zug jener Zeiten in der mystischen Auffassung der alten Sage von Pygmalion. Man suchte die todten Kräfte der Natur zu beleben, und ihren geheimnißvollen Lauten eine verständliche Sprache unterzuschieben. Wir wissen aus unseren eigenen Dichtern jener Zeiten (Wolfram von Eschenbach) welche geheimen Zauber den Steinen beigelegt wurden, aber man ging noch weiter. Man hielt

die Kunst des Bildners für einen Fortschritt zur lebendigen Schöpfung, und suchte unermüdet nach jenen verloren gegangenen Formeln, von denen man behauptete, daß sie in der Materie ein erloschenes Leben wieder anfachten. Das Leben wurde mit dem Tode in Rapport gesezt. Man schwur, daß die Manipulationen, welche einem Bilde von Thon oder Wachs angethan wurden, in dem entfernten Wesen, das es vorstellen sollte, Liebe und Leid hervorbringen könnten. Ja, es ging der Glaube, viele Menschen seien nur Produkte eines Zauberers und müßten in Asche zusammenstürzen, spräche ihr Meister die Formel ihres Daseins aus. Noch grauenhafter war der Glaube an die Verjüngung des Alters durch blutige Opfer, ein Volkswahn, von dem sich noch im vorigen Jahrhunderte Spuren in Paris vorfanden. Und wurden alle diese grauenhaften Verirrungen nicht durch die Verfolgungen, welche sie trafen, überboten? Die

Sorbonne wüthete, aber nicht gegen den Wahn dieses Glaubens, sondern gegen seine Kraft, gegen die Beschwörungen des Teufels, deren Wirksamkeit sie niemals außer Zweifel stellte. Daher die Hexenprocesse, die Judenverfolgungen, die Anklagen Einzelner, welche Verkehr mit der Unterwelt treiben sollten. Die Gerechtigkeit, gleich scheußlich, wie das Verbrechen.

Einen ganz neuen Standpunkt nimmt Lewald in seinem Panorama von München ein. Könnten sich die Deutschen zu einer Weltanschauung erheben, wie sie in diesem vortrefflichen Buche herrscht, so würden wir vor unserer Metamorphose selbst erschrecken. Wie kämet ihr euch wohl vor, wenn plötzlich eure Nachtmütze gefiedert in die Luft flöge und in den Wolken verschwände, wenn ihr als Männer von Welt und Ton nicht mehr das Stichblatt

fremder Nationen wäret, wenn ihr Austern mit Burgunder zu einem Nationalessen erhöbet, und es endlich einmal lerntet, mit Anstand und Würde zu repräsentiren! Die Literatur soll der Revolution der Sitten immer vorangehen. Aber welche Sitten konnten folgen, so lange die Literatur au quatrième wohnte, Schuhe mit eisernen Absätzen trug, und Priesterleibröcke, worin Tinte die mit weißem Zwirn genähten Schäden schwarz färbte? Unsere Literatur von gestern, das liebe Augustäische Zeitalter, konnte ohne Mäcene nicht sein, das heißt nicht ohne Tafelabhub, Entwürdigung und Gelegenheitsgedichte. Des Gönners Blick war der Muse Sonnenschein. Die Poesie konnte wie Salmasius wohl eine phrygische Sarabande tanzen, aber nicht anständig auf dem Stuhl sitzen. Sie wußte nicht, wie man Pasteten essen soll, ob mit der Gabel oder mit dem Finger, und konnte trotz einem Schulzen, den die Gutsherrschaft an ihre Tafel zieht, sich

nicht entwöhnen, mit Brod die übrig gebliebene Sauce eines Bratens von dem Teller zu wischen. Das wird Alles anders. Wir haben keine Fürsten mehr, welche die Literatur in Schutz nehmen, wenig Mäcene, welche eine Ehre darin suchen, ihre Salons durch literarische Renomméen zu zieren, die Literatur antichambrirt nicht mehr, sie kann sich einen Gig und zwei Fuchsblessen halten, eine Loge in der großen Oper auf das ganze Jahr bezahlen und ein Albano vor dem Thore miethen, um welches die Mäcene von ehemals sie beneiden. Unsre Literatur ist endlich aus den Schulden heraus, und au comptant gekommen. Der arme Poet Kindlein und die Dachstube ist jezt eine Chimäre.

Ich darf nicht sagen, daß ich in August Lewald nichts sehe, als den vollendetsten Repräsentanten dieser bürgerlichen Noblesse unserer Literatur. Wie schön, wenn zu dem Weltmanne noch der Werth einer wirklichen poetischen

Zulänglichkeit kommt, Scharfblick, witzige Combination, schöpferisches Vermögen! In der That ist die ruhige und englische Haltung **Lewald's**, sein Plie und die kleine Kokotterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans dessinirten Gilet nur die äußre Hülle, ich möchte sagen, die stylistische Hülle eines tiefen Geistes, der die menschlichen Zustände mit klarstem Auge durchschaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrlich nur diesem Namen verdanken. Denn kann man **Weber's** Anekdotenjagd, des Fürsten **Pückler** Einseitigkeit nach dem Plebejischen und Ordinären hin die rechten Belege zur Reise- und Memoiren-Literatur nennen? Wahrlich nicht: hier überwog noch immer ein specielles subjectives Interesse, das in **Lewald** gänzlich verschwindet; denn er ist thatsächlich, hingebend, plastisch schön.

Es war auch nur eine halbe Wahrheit, wenn ich in

Lewald das Noble so ausdrücklich hervorhob; denn seht, ihr werdet ihn öfter noch finden, in einem grauen Malerkittel, mit Farben beklekst, Kalkstaub in dem Haar, die Finger kolorirt von dem Abfall der Palette — so zuweilen — und ein Andermal im Reisehemd, ein Portefeuille unterm Arm, als Fußwanderer, der die Gebirgsrücken ersteigt, und dann mitten unter Kirchweihfesten, jubelnd, wenn der Kopf eines Adlers auf der Stange von dem besten Schützen des Dorfes getroffen ist, populär zufrieden mit einem harten, aber reinlichen Bette, kurz er ist in diesem Sinne ein Mann des Augenblicks, einer der Geschöpfe, welche Gott am liebsten sind, weil sie selten murren und höchstens nur dann, wenn sie für theures Geld schlechte Bedienung bekommen, sonst aber sauber und demüthig alles Glück der Zeitgenossen einregistriren und über die Momente des Lebens, über die bunte Existenz der Menschheit originelle und lesenswerthe

Bücher führen. Hier ist es am Platz, das zu wiederholen, was über **A. Lewald** schon so oft gesagt worden ist, daß er als der beste Genremaler unserer Literatur gelten muß.

Das gegenwärtige P a n o r a m a einer im Augenblick immer wichtiger werdenden deutschen Hauptstadt bietet uns den Verfasser in allen einzelnen Nüancen seiner Meisterschaft. Bald sehen wir den Weltmann, der gereis't ist, und vergleichen kann, der auch oft recht spöttisch lacht, wo es am Orte ist, bald den Dilettanten, der sich zu den Bestrebungen der Kunst gesellt, sich belehren läßt und belehrt, hört, prüft und zulezt an etwas appellirt, was über Manier, Schule und Ideologie erhaben ist, an das gesunde Urtheil; bald den Volksfreund, welcher an die Thüre der niedern Stände bescheiden pocht, und auf eine kurze Weile Freude und Glück auch bei der Armuth um sich verbreitet, da er die Armuth belauscht, und sich theilnehmend erkundigt, was sie hofft,

glaubt, wie viel Kinder sie hat, und was sie wöchentlich verdiene? Und in all diesen Thätigkeiten kehrt immer Eines wieder, was das Schönste ist, die Monotonie derselben künstlerischen Auffassung, ein Styl, welcher nichts verdirbt, Worte, die veredelnde Kraft haben. —

Für die schönste Piece des Ganzen halt' ich den Abschnitt: Bei den Franziskanern; denn hier erhebt sich nicht nur das Genre zur Novelle, sondern man wird sogar zurückgewiesen auf die alte Lessing'sche Frage, wie weit die Gränzen zwischen Poesie und Malerei gezogen sein dürfen? Die weißgetünchte Halle des Klosters, der gedeckte Tisch, die hölzernen Löffel, die Märtyrergemälde, die Vogelbauer an den Fenstern, draußen der Garten mit dem herbstlichen Laub und den Astern, und zulezt der Bruder Küchenmeister, der mit hochaufgehobener Kutte etwas Selleri für die Abendsuppe sammelt — hier bleibt keiner Kunst mehr

etwas hinzuzufügen übrig. Man legt erstaunt einen Moment das Buch zur Seite, bedeckt das Auge und sezt sich aus unsichtbaren und geheimnißvollen Farben das reizendste Gemälde zusammen, ohne sonst die kleinste Contur mit der Kohle zeichnen zu können. Das ist ein Sieg über alle darstellenden Künste, welcher der ächten Poesie niemals genommen werden kann.

Ludwig Storch ist eine gesunde frische Natur. Er haut wie ein Husar in seinen Gegenstand ein. Man vergibt ihm eine Ausschweifung, denn er raffinirt nicht, er strozt von guter Laune. Storch schreibt alle Augenblicke Etwas, was sich nicht recht fügt und einrenkt; aber er ist ohne Prätension, fängt von Frischem an, und gelingt es ihm wieder nicht, so lacht er zuerst, und jubelt, wenn man ausruft: Es ist doch Alles dummes Zeug in der Welt!

Storch ist keck und übermüthig. Man sieht es ihm an, daß er, statt zu schreiben, es weit lieber hätte, wenn er Jemanden prügeln könnte. Er schreibt auch nur so, daß man glaubt, er halte unter dem Schlafrock einen großen Stock zwischen den Beinen versteckt. Noch nie ist mir der Liberalismus, dem der wackre Mann übrigens mit Leib und Seele, und aller nur möglichen Auswanderungslust zugethan ist, so raufsüchtig und händellustig vorgekommen, als bei **Storch**.

Velani ist weit exakter und detaillirter als **Storch**. **Storch** skizzirt und beißt sich durch seinen Stoff durch, wie es grade geht; **Velani** malt aus, ist pointillös und abgerundet. Man kann gar nicht läugnen, daß **Velani** viel Praxis und Takt besitzt; er hat die Welt kennen gelernt, und spricht mit dem Tone einer reifen, oft überreifen

Erfahrung. **Belani** ist ein ausgesogener Weltmann, der, was ihm an Kraft und Jugend fehlt, durch Raffinement ersezt. Bei **Storch** laufen die beiden Geschlechter unverschämt naiv zusammen, und seine Weibsbilder sind so originell, daß sie sich immer von selbst den Männern an den Hals werfen. Das Sinnliche ist bei **Storch** Uebersprudeln der Natur, und wenn sich einmal die Gelegenheit dargeboten hat, Nichtlassenkönnen; **Belani** aber kalkulirt, kuppelt, hat irgend etwas Bestimmtes im Auge und führt die verdächtigen Scenen mit Absicht herbei; er will, daß man seine Phantasie an Blicken hinter Vorhänge erhitzen soll, das taugt wahrlich nicht!

Der Kreis von Anschauungen, in denen sich **von Eichendorff** bewegt, ist klein aber reizend. Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand so warm

empfunden hat, als dieser Dichter, welcher nahe an der Schneelinie in Königsberg in Preußen wohnt. In diesem Manne lebt nur Wanderlust, die Natur nicht in ihren Schauern, sondern in ihrer trauten Heimlichkeit; in seinen Gedanken blizt Alles von Morgenthau und Sonnenschein Es scheint, als könne man nur so in Deutschland empfinden, in einem Lande, das in seinen Harzgründen, in seinen Oderbrüchen, in seinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in seinen Rheingauen, und den lachenden Neckarthälern mit hellen Klosterglocken und einer immer wachen historischen Erinnerung, so ungemein viel sanfte, bescheidene und wehmüthige Poesie verbirgt. **Eichendorff** jubelt, wenn man ihm eine einfache Scene vorführt, wie ihr sie alle erlebt habt. Ihr wandert durch einen Wiesenplan, die Lerche steigt, ein fernes Glöcklein ruft, Ihr tretet in einen Busch, der Specht hackt in der Nähe, da kommt der Jäger aus

dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — **Eichendorff** schwelgt! Oder es ist Herbst, der Regen klatscht an die hohen Fenster eines Schlosses, das Euch beherbergt, die Kastanien in der Allee platzen, weit im Walde schallen sanfte Waldhornklänge, der Jäger bläst dem Sommer Abschied. Am Morgen tretet ihr hinaus in den Schloßgarten, es ist Alles frisch, die Sonne meint es gut, sie denkt noch sommerlich, aber das Laub verdünnt sich schon, und in der Weite sieht man melancholische Statuen durch die offenen Bäume glänzen. Da ist wieder **Eichendorff**. Oder macht es so wie ich, und besucht Heidelberg, den Kaiserstuhl deutscher Romantik, des Nachts: da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich im Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnißvoll, hier der Gesang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein gemüthlicher Student

spielt die Cither, Alles ernst, selig und übermannend, Alles Poesie. Ich habe diesen Traum zweimal erlebt und dabei immer an **Eichendorff** gedacht.

Eichendorff spricht und singt oft von der „guten alten Zeit.“ Nehmt das nicht so genau! Es ist nicht bös gemeint. Die gute alte Zeit ist hier nichts, als ein Ton, der klingend durch den Wald rauscht, als eine Fee, die man im Traum an einer Quelle sieht, als ein flüchtiges Reh, das mit muntern Blicken aus dem Grün einer Waldesecke grüßt. Die gute alte Zeit ist hier nur ein trauter Abend, unter Freunden genossen; ein reizender Spaziergang, den ihr vom Schloß zu Heidelberg herunter nach dem Wolfsbrunnen machtet; nichts als Erinnerung, Ahnung, eine Zeit, die vielleicht noch gar nicht geboren ist, oder jene geheimnißvolle Vergangenheit, wo wir noch im Schooße des Weltgeistes, in einer verklungenen Offenbarung lebten.

Von allen alten guten Zeiten, die die Leute im Munde führen, ist Eichendorff's vielleicht die unschuldigste.

Es ist wahr, daß freilich unter diesem lyrischen Zerfluß die poetische Composition leidet. Eichendorff ist formlos, nur Anhauch, Leben nur in so weit, als er selbst mit voller Seele bei seiner Darstellung zugegen ist. Hier tritt nichts scharf hervor, nichts schneidet sich von der Folie ab, seine Dichter und ihre Gesellen schlüpfen nur geisterhaft an uns vorüber, und lassen artige Lieder und Anklänge zurück. Eichendorff gibt von Dem, was er sagen will, nur immer die eine Seite; die andre klingt in dir nach, und du bist gezwungen, seine ganze Darstellung wie eine Kupferplatte noch einmal aufzustechen, und Das auszuführen, was er nur andeutete. Dies ist ein Mißstand für die Gattung, für den Roman; allein man vergibt ihn hier, wo die Andeutungen so frisch, hell und naturwahr sind, und

dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung so viel Vergnügen verschafft.

Eine Formlosigkeit, wie die **Eichendorff's**, ist immer ein Fortschritt für die Stufe in der Darstellungskunst, welche unsere Literatur noch erreichen muß. In dem Prinzip der romantischen Schule liegt an und für sich keine Degeneration jener Kunst, sondern nur in ihren Consequenzen, in ihrer Vertrivialisirung. Diese matten, todtgebornen Gestalten der meisten Romane, mit welchen wir noch täglich überflutet werden; diese Schattenfiguren, welche an der Hinterwand **Walter Scott**'scher Drapperien sich wie Menschen bewegen, da sie doch nur Ombres chinoises sind; diese Hautreliefs sind allerdings die klägliche Folge der Romantik, und haben diese heruntergebracht zur Poesie des Nichts; allein das lyrische Element, so ausgeprägt wie bei **Eichendorff**, so verwebt in die Wahrheit der Natur, wenn

auch nur der einseitigsten, in die Wahrheit der Landschaft, dies Element, so aufgegangen in dem Dichter, der in seinem Roman wenigstens die einzige haltbare und begreifliche Person ist, muß unsere Darstellungskunst fördern; denn wer wollte damit was Anderes ausdrücken, als daß wir ein so klares, beruhigtes Resultat in unserer Poesie erreichen müssen, wie Göthe? Göthe's spiegelglatte, wie man zu sagen pflegt, jonischhelle Darstellung ist nur die erste Stufe des Romans, die epische; jene Stufe, wo der Dichter einen Gegenstand sich „vom Leibe" hielt, wo er wie ein Cherub des Friedens über ihn hinfährt, wo man den Künstler sieht, der aus dem rohen Marmorblock eine göttliche Gestalt, aber eine Gestalt mit trauernd hohlen Augen meißelt. Hier blieb Göthe stehen. Die romantische Schule drang in der That auf Vergeistigung, sie wollte aus dem Ich die Welt schaffen, und bereicherte die Kunst mit einem neuen Gedanken

den die Narren christlich, mittelaltrig, was weiß ich! genannt haben, der aber kein andrer ist, als die Subjektivität, in der sich die Welt spiegelt. Man begann, lyrisch zu componiren, die gespenstischen, die humoristischen Darstellungen kamen auf, es war gleichsam eine Selbstbefruchtung; denn Niemand hat in der That etwas Anderes damals hervorgebracht, als sich selbst. Für die Misere kam dies Prinzip wie gerufen: die Romantik der Restauration wucherte daraus hervor, wie Unkraut und Pilze. Für die dritte Stufe der Darstellungskunst, für die dramatische, für die lebenschaffende, welche den subjektiven Prozeß überstanden hat, für eine Kunst, welche erst im Anzuge ist, geschah wenig, wenn man **Arnim, Brentano,** vielleicht **Tieck** und **Eichendorff** ausnimmt. **Eichendorff** hat nur den Fehler, daß er zu spät kommt; er verbessert ihn vielleicht dadurch, daß er das Prinzip recht klar macht, die Tradition

lebendig erhält, und uns Jüngern recht lebhaft zeigt, wie man die Weise seiner Schule mit Göthe's Classizität verbinden muß. Unsere Romane sollen von der Leidenschaft geboren sein oder einer hohen Idee; wir sollen Alles, was in uns Leben schafft, aussprühen lassen, als elektrische Funken zur Belebung der Personen, welche die Träger unseres Gedichts sind, und nichts objektiv darstellen, was wir nicht subjektiv aus uns selbst geboren haben. Nur so kann Neues kommen: Neues, das hie und da dem Alten ähnlich sieht, aber einen gewissen unerklärlichen Ursprung verräth, ein unheimliches, wirres Auge, das noch nicht Alle verstehen, das jezt noch sonderbar, auffallend, selbst peinlich ist für einen Betrachter, der in die alte Sauce noch gern eingetunkt ist; aber allmälig muß das Verständniß eintreten und das Sonderbare wird uns so gewohnt werden, daß wir es lieben lernen. Diese ganze Deduktion ist keine Sophistik,

sondern ein tiefes Gesetz, welches aus der Verwirrung der gegenwärtigen Literatur sich deutlich herausscheidet.

Vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, sind sechs Erzählungen aus dem Nachlasse **Achim v. Arnim's**, dem Tone und der Anlage nach, Novellen im Sinne der alten Italiener. Dieselbe Reflexion, dieselbe Keuschheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, dieselbe Monotonie, möchte man sogar sagen, die uns an Bänkelsänger erinnert und alte Tragödien, so sich Anno domini 1333 in Florenz zugetragen haben. Keiner unserer neuen Dichter hat so wie **Arnim** verstanden, das Helldunkel der alten italienischen Romantik wiederzugeben, jene Gestalten, welche wie im Mondlichte flimmern, obschon sie sich an hellem lichtem Tage hantbieren. Es ist, wie wenn seine Figuren eingetaucht wären in die Tiefe des Meeres, und würden nun umbraus't von einem wunderbaren Rauschen, in dem sie zu vergehen

wähnen. Oder vergleichet auch Arnim's Erfindungen mit jenen schönen Conchylien, welche man an's Ohr hält und dann ein leises Brausen, wie das Echo einer fernen Meeresbrandung, vernimmt. Frau von Saverne, die Geschichte einer Dame, welche von der Bosheit für verrückt ausgegeben wird, ist ein schönes Beispiel dieses mährchenhaften Clärobscurs der Arnim'schen Dichtungen. Wer fühlte hier nicht, daß ihm der Boden unter den Füßen schwindet, und geheime Fäden gesponnen und gezogen werden, welche die Illusion des Lesers in das Gespinnst mit hinein verweben, so daß man zulezt nicht mehr weiß, woran man ist und Wen man närrisch nennen soll? Frau von Saverne? Ihre Feinde? Uns selbst? Man kann sagen, daß diese Wirkung aus Arnim's eigenthümlicher Reflexion entsteht. Er läßt sich nie zu dramatischer Gestaltung hinreißen, obgleich es immer Scenen und Situationen sind, die seiner Phantasie

vorschweben. Wer vermöchte aber, durch bloßes Beschreiben solche Wirkungen zu zaubern!

Ein charakteristischer Zug in **Arnim's** neuen Poesien, der auch in den vorliegenden Erzählungen wiederkehrt, ist sein Unmuth über realistische Tendenzen; nicht Spott, Aerger, sondern Lächeln der Wehmuth. **Arnim**, der in seinen spätern Lebensjahren von der Poesie zur Landwirthschaft überging und statt des Knaben Wunderhorn öfter das Horn des Kuhhirten blasen hörte, ist uns recht ein Bild vom Pegasus im Joche. Wie er ausschlägt gegen den Pflug, der muthige Renner! Wie er die Mähne hebt, welche ein ledernes Kummet tragen soll! Nirgends ist **Arnim** komischer, als in der Persiflage des Rationalismus, der Kuhpockenpredigten, des Dungprinzips der Landwirthschaft, weit komischer, als **Tieck**; **Tieck** bespöttelt den Realismus nun schon seit vierzig Jahren; aber als fauler

Hans Lüderlich, der sich auf der poetischen Ofenbank räkelt und kleine Klingverse nebst literaturgeschichtlichen Grillen gegen Tendenzen eintauschen will, die er nicht kennt. **Tieck's** Romantik ist die Romantik der Faulheit. **Tieck** hat in seinem ganzen Leben nichts Ernstliches gewollt oder gethan; seine Poesie war zweckloses Treiben, Literaturgeschichtskrämerei. **Arnim** dagegen erlebte das Widerspiel seines Genius. Er mußte sich den Schweiß der Arbeit von der Stirne wischen und trieb lustig den Realismus mit, weil er sich geschämt hätte, ein ganzes Leben aus Narrethei zusammenzusetzen, wie **Tieck** gethan hat. Deßhalb ist aber auch sein Spott gegen den Mist und die Klugheit des Lebens so originell, poetisch und rührend. Die Rastaugenblicke nach vollbrachter Arbeit im Schatten der Dorflinde sind wirkliche Wonneschauer der Poesie. **Tieck's** Witz ist Medisance, **Arnim's** Witz Humor des Gemüths. **Tieck's** Poesie

ist Literaturgeschichte, **Arnim's** Poesie Idealismus. **Tieck's** Romantik ist Schwirren, Girren, Flirren, Klirren, Wirren und eine riechende Trägheit, **Arnim's** Romantik Uebermaß der Arbeit, die Sehnsucht und die Unruhe schöpferischer Bewegung. **Tieck** ist *Caliban*, **Arnim** *Ariel*.

Hier an **Shakespeare** zu erinnern, ist wohl eine verzeihliche Gedankenverbindung. Eine vor mehreren Jahren herausgekommene Quellensammlung der **Shakespeare**'schen Dichtungen veranlaßte folgende Aeußerungen:

In Sachen des Geschmacks und des Urtheils sollten die Extreme nie gelten, aber der Enthusiasmus liebt sie. **Shakespeare** hat das Schicksal aller großen Geister getheilt. Oefter verkannt, ist er noch öfter überschätzt worden. Wenn **Shakespeare** noch in dem lebendigen Bewußtsein

der Sage und der Volkspoesie dichtete, wie **Karl Simrock** in dieser Sammlung etwas kühn behauptet, so durfte derselbe auf der anderen Seite gegen Die, welche **Shakespeare** seiner Schulstudien wegen anklagen, nicht ausrufen: Sollte es einem Genie, wie dem seinigen, nicht ein Spiel gewesen sein, sich Sprachen anzueignen! In beiden Urtheilen liegt ein Widerspruch. Wenn **Shakespeare** mit seiner Bildung und Anschauungsweise noch in dem volksthümlichen Boden seiner Zeitgenossen wurzelte, so konnte er die vielbesprochene Sprachenkenntniß höchst wahrscheinlich nicht haben; und diese Unmöglichkeit lag nicht in seinem Genie, sondern in der Sitte der Zeit. Man erwäge nur, welch' ein ungeheurer Bildungsapparat dazu gehört hat, daß unsere Schuljugend sehr wohl weiß, Böhmen werde nirgends vom Meere bespült, eine Kenntniß, die **Shakespeare** vielleicht nicht hatte. Warum aber auch

Shakespeare gegen Vorwürfe der Unwissenheit verthei-
digen, da über Die, die sie ihm gemacht haben, längst der
Stab gebrochen ist.

Shakespeare's Quellen waren meist kunstgemäß aus-
gebildete Erzählungen, die er im Englischen entweder als
Originale, oder als Uebersetzungen, oder, wenn er in der
That fremde Sprachen verstand, im Französischen und Ita-
lienischen vorfand. In diesem Buche sind die Novellen, die
augenscheinlich zu den berühmtesten seiner Dramen den
Stoff darboten, in wohlgelungenen Uebertragungen mitge-
theilt; sie sollen der Mehrzahl der Leser Unterhaltung,
einigen Liebhabern auch Belehrung gewähren.

Unsere modernen Erzählungen suchen in der möglichsten
Annäherung an das Drama ihre höchste Aufgabe zu er-
reichen, jene alten Novellen tragen durchgängig den epischen
Charakter. Jetzt führen wir Jedes dem Auge vor, damals

dachte man sich nur Hörer, und berichtete Alles. Die Leidenschaften und Empfindungen sind von demselben Gesetz der Mäßigung beherrscht, wie die Darstellung, und noch ganz fehlt es an der Absicht unserer heutigen Erzähler, die dargestellte Geschichte in dem Hörer oder Leser eben so zu reproduziren, wie sie den handelnden Personen der Erzählung zugestoßen war. Wie würde ein **Tromlitz, Blumenhagen**, die erwachende Julie und den überraschten Romeo dargestellt haben? Romeo und Julien, die bei Bandello sich schweigend umarmen, und sogleich wieder den verliebten Ton zierlicher Courtoisie anstimmen?

In eben diesen Erzählungen wird das große, unerschöpfliche Thema der Liebe unaufhörlich variirt. Oft dreht sich das Ganze der Intrigue um eine einzige Nacht, die entweder schon genossen ist und sich später rächt, oder um eine, für deren Glück ein Nobile tausend Zechinen und

die Hälfte seiner Seligkeit geben würde, die er aber meist nie erhält, sondern dafür entweder eine untergeschobene Beischläferin, oder einen Nebenbuhler, oder wohl gar Prügel. Interessant ist die Vergleichung, wie sich solche Novellenstoffe bei verschiedenen Völkern, z. B. in deutscher und italienischer Gestalt ausnehmen. Die Italiener schildern mit einer feinen, abgerundeten Etikette, ihre Prosa ist so glatt wie ihre Gewissen, und ohne den Ernst des Livius zu besitzen, ist doch bei Allen das Studium seiner leichten, gefälligen und in den Reden oft tiefsinnigen Prosa nicht zu verkennen. Anders die Deutschen. Nur durch die leichte Färbung der Naivität wird bei ihnen der Mangel der Grazie ersezt. Da stehen die Figuren aneinandergereiht, mehr angedeutet als ausgeführt; an einen Hintergrund, an Perspektive, an künstlerische Haltung der Charaktere ist nirgends gedacht. Wie auf altdeutschen Gemälden der Ausdruck

des Gesichts allein anzieht, so deutet auch hier immer das Eine, was da ist, auf das Andere, was fehlt, und überläßt das Meiste der Ahnung. Zum schlagenden Beweise dieser Bemerkung kann die Geschichte vom Apollonius aus Tyrus dienen, die nach ihrer deutschen Bearbeitung in dieser Bibliothek erzählt ist. An die Stelle der sinnlichen Lust ist hier die sinnliche Liebe getreten; Apollonius wird von Lucina nicht seiner anmuthigen, männlichen Gestalt wegen geliebt, sondern weil er das Trivium und Quadrivium durchgemacht hat, und ihr so vortrefflichen Unterricht in der Harfenirkunst ertheilen kann!

Eine verdienstvolle Zugabe zu diesen Uebertragungen sind einige literarische Zusätze von **Karl Simrock**. Nur wäre es wünschenswerth gewesen, er hätte sich über den Sinn eines vielgebrauchten Ausdrucks, dessen er sich auch bedient, bestimmter ausgesprochen. Man pflegt nämlich zu

sagen, die Geschichte von Romeo und Julie sei die Sage von Hero und Leander; der rasende Orestes sei der blödsinnige Brutus, und Brutus wieder der nicht klügere und nicht unklügere Hamlet. Soll in dieser Zusammenstellung nur eine witzige Parallele liegen, oder wird damit eine tiefere Verwandtschaft angedeutet? Kann man von der Identität solcher Figuren in einem andern Sinne sprechen, als in dem, daß die Liebe ein ewiges Gedicht ist, die Rache aber ein scharfgeschliffener Diamant, der den Zeiten und Jahrhunderten trozt? Die Sage legt dem Brutus einen goldgefüllten Stab bei; eines Aehnlichen erwähnt Saxo in der Geschichte des Hamlet; liest man nun die Erläuterung über dieses Attribut, so sollte man fast glauben, der Erklärer halte nicht die Idee des Rächenden für identisch, hier und dort, sondern die Rächer selbst, nur unterschieden durch die Akkommodation an die Sitte der

Zeit und des Ortes, welches eine sehr verwegene Behandlung der Geschichte wäre.

Den Uebergang zu einigen allgemeinen Bemerkungen über den Roman möge einer der berufensten Namen in der deutschen Literatur bilden, den wir lange bedauert haben, nur an der Spitze von Uebersetzungen zu finden; **Louis Lax** hat Phantasie, Witz im vorzüglichen Grade, und zwei Eigenschaften, die an unseren Autoren so selten angetroffen werden, einen historischen Standpunkt und das Selbstbewußtsein der Bildung. Ein Autor wie Lax kann eine unglückliche Wahl treffen, aber nie wird er Etwas, das er wählte, verderben, sollte es auch nur die Gewandtheit des Styles sein, welche ihn unter keinen Umständen verläßt.

In seinem Chevalier Reynaud gibt Lax im Grunde nur einen Entwurf. Die Scene steht mit der Fabel, die

Hülle mit dem Kern in keinem Verhältnisse; und doch haben diese Schilderungen aus den Zeiten vor und während der französischen Revolution sehr viel Anziehendes. Das Volk, der Adel, die Salons, die Philosophie, das große Ereigniß selbst, Alles eilt in getroffenen Zügen an unserer Einbildungskraft vorüber. Die Malerei des Verfassers ist so täuschend, daß wir öfter unwillig darüber werden möchten; denn klingt diese vollkommen französische Auffassung nicht wie die unumwundene Absicht, Sittengemälde von Frankreich geben zu wollen, so gut wie die Franzosen? Der Ruhm des Malers muß dadurch steigen; aber ein fantastisches Urtheil könnte sagen: Man sieht, wie viel Farben Herrn Lax bei seinen Uebersetzungen an den Fingern kleben geblieben sind; oder auch: Herr Lax gibt hier die Abfälle seiner Uebersetzungen zusammengekehrt und zu einer Masse verbunden, welche ohne den rechten Mittelpunkt ist.

Diesem Urtheil würd' ich beistimmen, wenn es sich mäßigte und folgendermaßen ausdrückte: Herr Lax hätte besser gethan, den Franzosen selbst diese pointillös genaue Schilderung ihrer Zeit zu überlassen, und keinen Wettkampf einzugehen, bei dem er doch immer von der andern Nation wird übertroffen werden.

Hätte Lax sich in der kleinen Eitelkeit, französische Sitten zu schildern, zu beschränken vermocht, so würd' er Zeit gewonnen haben, seine eigene Erfindung, und die Personen, welche die Träger derselben sind, deutlicher auszuprägen. Ist es doch so gekommen, daß die Hauptperson des ganzen Romans diejenige zu sein scheint, welche den Verfasser am wenigsten interessirt. Unter solchen Umständen muß das große Lob, welches der Roman in Betreff seines Apparats und seines meisterhaften Details verdient, immer ein zweideutiges bleiben.

Vortrefflich ist Lax in der allmäligen Entwicklung der Revolution. Die Frivolität, der Aristokratismus, die jansenistische Halsstarrigkeit der Parlamenter, die Umtriebe der Advokaten, Nichts fehlt, dies Gemälde vollständig zu machen. Auch Danton und Marat werden in ihren ersten biographischen Anfängen hier aufgeführt, jener aber richtiger gezeichnet, als dieser. Marat war primitiv keine Hyäne. Marat war ein schüchterner, furchtsamer Mann vor der Schreckenszeit, der, als er zur Gewalt kam, nur deßhalb so wüthete, weil er sich einbildete, früher Etwas versäumt zu haben. Nichts ist gefährlicher für die Menschheit, als eine unruhige Seele, die keine Entschlüsse fassen kann, die den Muth nicht hat, ihren eigenen Gedanken Wort zu halten, und sich in Extreme wirft, um dem Verdachte keinen Raum zu geben. Marat ließ die Menschheit eine Unsicherheit der Grundsätze büßen,

welche er selbst in sich witterte, und der er zu entfliehen suchte.

Um zulezt noch einige allgemeine Urtheile über den deutschen Roman zu geben, so ist derselbe mit seinen eigenthümlichen Motiven bei uns immer zu früh oder zu spät gekommen; am seltensten war er die Initiative, am häufigsten der Absud unserer Culturgährungen. In dem ersten Falle sind jene philosophischen Romane, welche aus speciellen Interessen hervorgingen, wo sich zwei Herzen verliebten, um eine Kategorie der **Kant'**schen Philosophie zu beweisen, oder jene humanistischen eklektischen Romane, wie **Haller's** Usong, oder **Meyern's** Dya-Na-Sore, zu ganz verschiedenen Zeiten, oder endlich eine Gattung, welche tiefer griff, jene Romane **Göthe's** mit ihrer didaktischen Tendenz, ihren Bildung suchenden Kaufmannssöhnen, mit

ihren Tagebuch-Schriftstellerinnen und einseitiges Kopfweh habenden Ottilien, und um diese Gattung herum die phrygisch lüsternen und künstlich raffinirten Romane **Heinse's** und **Friedrich Schlegel's**. Hier ist Tonangabe, primäre Absicht, hier ist der Roman die Blendlaterne des Ideen-Schmuggels.

Die zweite Gattung ist der Roman, welcher die Culturkeime von fernher empfängt, und sie nun zeitigt ins Ungeheure hinaus, in üppig wuchernde, das Saatkorn fast verläugnende Erfindungen, durch Kalkul und Raffinement; der vorzugsweis epische Roman, der die guten fremden Ideen breitschlägt, aus der Manie des Genies sogleich Manier macht, der Vermittlungs-Roman, wo aus Götzen von Berlichingen ein Hasper a Spada für die Masse wird, aus Werther ein Siegwart für die Nähterin, aus dem Geisterseher ein Hechelkrämer für die Spinnstube.

Mit einem Rechte, das sich auf sich selbst beruft, drängte sich zwischen beide Gattungen der historische Roman hindurch.

Nachdem nämlich die lezten Stanzen des großen Heldengedichtes Napoleon in den Trauerweiden von St. Helena verklungen waren, und sich die Weltgeschichte so dicht vor Jedermanns Auge entwickelt hatte, daß man das Schnurren der Räder und das elektrische Spinnen des Weltgeistes selbst mitsah und vernahm; da hatte sich die ganze europäische Phantasie in den Spinneweben historischer Combinationen verfangen; man machte aus Spaziergängen Begebenheiten, aus Erholungen Thatsachen; man wollte Nichts mehr anerkennen, das nicht auf historischen Fundamenten beruhte. Die Politik, welche Napoleons Bienenmantel an die siegreichen Kriegsknechte in einzelne Fetzen zerschnitt, blätterte in alten Pergamenten; die Philosophie, ermüdet von den

vorangegangenen Luftspiegelungen und Fantasmagorieen, begann aus der Geschichte nachzuweisen, daß man auch früher um die Breite eines Haares sich gestritten hatte; auch die Poesie, diese schüchterne kleine Mondscheinnymphe, die sich früher nur mit der Historie abgegeben, höchstens, wenn es den Ahnungen der Zukunft galt, wandte sich jezt auch rückwärts und schlüpfte in alte Zeiten und Erinnerungen, drängte sich graziös durch Jahreszahlen, Friedensschlüsse, Landtagsabschiede, sah den Feldschlachten und Belagerungen zu und tupfte oft recht naiv in Blutströme, von denen sie kaum wußte, warum sie vergossen waren. So entstand die historische Romantik, deren großer Apostel **Walter Scott** war.

Walter Scott ist einer der größten Detaildichter, welche nach Homer gelebt haben. Die Brautkränze der Liebe, welche er zwischen die Lücken der Geschichte hing, mögen

von fabelhaften Bäumen gebrochen, all das romantische Moos, womit er die kleinen Löcher der Thatsachen verstopfte, mag von trügerischen Wassern genommen sein; an die Wahrheit streifte er nahe heran, so nahe und so entfernt, als er mußte, um Dichter zu bleiben. Er hat der Geschichte ein bezauberndes Relief gegeben; ja noch mehr, er löſ'te der stummen Vergangenheit das Zungenband, und siehe, sie sprach in Lauten, welche wir noch alle verstanden. Was Schade für seinen Torysmus! Es ist wahr, er gehörte zu jener abscheulichen Partei, welche servil und näselnd die legitimen Lilien küßte, er war ein ganz feudaler Mensch, ein Chouan, ein Vendéer; aber seine Dichtungen sind meisterhaft, und der originelle Professor meiner Schuljahre hatte ganz Recht, wenn er uns sagte: Leute, während ich hier Geschichte vortrage, und ihr da unter dem Tisch heimlich Bücher lesen wollt, duld' ich absolut nur zwei Schrift-

steller zu diesem Zweck, den **Tacitus** oder den **Walter Scott!** Denn beide haben für die Geschichte gleichen Werth.

Erst die Nachahmung der historischen Romane **Scott's** war es, welche diese Gattung der Poesie etwas verdächtig machte. Die Stereotypie wurde erfunden, nicht nur im Druck von Tauchnitz, sondern auch im Roman von andern Taugenichtsen. Bestimmte Figuren wurden stehend in den historischen Romanen, namentlich die Meg-Merilies, und allmälig war der historische Roman heruntergekommen auf ein Amalgam von Sentimentalität, Unglück und Weltgeschichte, auf eine unverantwortliche Zuschneiderei von Thatsachen. Unsere **Van der Velde** und **Tromlitz** verarbeiteten einen Band der **Becker**'schen Weltgeschichte nach dem andern. Sie zerfezten mit ihren hergebrachten Erfindungen jedes beliebige Stück Geschichte. Es sind dieselben Zärtlichkeiten, dieselben

Nebenbuhler, dieselben Hindernisse der Verheirathungen, welche in allen ihren Romanen wiederkehren, und sich nur durch das Colorit und die Situation unterscheiden, die sie verschiedenen Zeiten und Völkern entlehnen. Das nannte man die Geschichte romantisiren, obgleich es nichts war, als eine Verstümmelung der Begebenheiten, ein Herabziehen wichtiger und ernster Zeitabschnitte in das Interesse oft sehr matter Erfindungen und unglücklicher Charaktere.

Nun wissen wir nach diesen drei Gattungen, was von **Hoffmann**, **Clauren**, **Van der Velde** und **Spindler** zu sagen ist.

Hoffmann stand schon auf der Stufe von der Initiative zum Absud. Er vermittelte sich selbst an die Masse. Was er in der Sprache der Götter erfunden hatte, übersetzte er eigenhändig in die Sprache der Menschen. **Hoffmann**, als er anfing, sich selbst nachzuahmen, fing auch an

sich selbst breit zu treten, er nahm keine Commissionaire an, welche mit seinem Genie einen Detäilhandel hätten treiben können, sondern er verkaufte selbst en Gros und nach der Elle; **Hoffmann** hatte deßhalb ein großes Publikum, aber er verlor es auch desto früher, denn dem Ungebildeten war Einiges an ihm zu gebildet, und dem Gebildeten zulezt das Meiste wieder zu ungebildet.

Clauren war auch eine Initiative, nur war zufällig Das, was er erfand, eben der Absud selbst. **Clauren** war ein Genie der Gemeinheit; man kann sagen, daß er in seiner Sphäre klassisch war. **Clauren** konnte, was **Klopstock** von seiner Idee von der Unsterblichkeit sagt, eben so gut von der seinigen sagen: Gemeinheit ist ein großer Gedanke, und des Schweißes der Edlen werth! Er hatte doch Etwas erfunden, er war ganz neu darin, und es ist nur Schicksals-Beschluß gewesen, daß Eines und das Andere,

Ziel und Mittel, das Originelle und das Triviale, das Schöpferische und das Nichtswürdige bei ihm zusammenfiel.

Bei **Clauren** hörte der Roman auf, aus dem Bereiche der Ideen zu schöpfen. Die spätern sind nur formell, die Hülle ist das Wesentliche, sie vermitteln nichts mehr als eine Intrigue, welche spannend durch drei Bände hindurchzuführen den Künstler verrathen soll; wenn sie nur interessant ist! Von **Van der Velde** und **Spindler** sprachen wir schon.

Seit einigen Jahren haben sich jedoch einige mehr oder minder vorzügliche Romane herausgegeben, welche von den Herren **König, Rehfues, Steffens, Tieck, Rellstab** und **W. Alexis** herrühren. Ich weiß, daß mehr oder minder poetische Kraft, innere und äußere Kraft, Kraft im Einzelnen, in diesen Schöpfungen hervorgehoben zu werden verdient; doch kann ich nicht umhin, das Eigenthümliche derselben vorzugsweise in dem Ausdruck: Bildung und Reife

zu finden. Himmel, darauf kommt sehr viel an! Wir sehen fertige, vollkommene Menschen, welche ihres Gegenstandes Meister sind, ihn mit plastischer Ruhe beherrschen und so viel Phantasie besitzen, daß sie auf die Wirkung ihrer Arbeiten spekuliren können. Hier ist zwar keine Idee mehr, auch keine Poesie mehr, was man eigentlich Poesie nennt, Poesie mit dem Anlaufe eines Titanen, elastische Poesie; aber Interesse und Unterhaltung, und gute Gesellschaft. Die Werke dieser Herren kann die Keuschheit in die Hand nehmen, und der Gelehrte und Gebildete, welcher Ueberdruß empfindet an der bisherigen nur auf Kinder und Pöbel berechneten Romanen-Literatur läßt sich wieder mit einer Gattung versöhnen, welche die verrufenste in der Literatur war.

Das Aechte und wahrhaft Classische bleibt immer die Idee. Die Idee muß den Roman regieren, aber man frage

mich nicht, welche, nur dies eine Merkmal kann ich angeben, daß sie etwas Aehnlichkeit mit einer Leidenschaft haben muß. Auch hab' ich Nichts dagegen, wenn man deutlicher sagen will: die Leidenschaft muß den Roman regieren. Das Dritte, das hieher gehört, ist die Kunst.

Ein Autor, der Idee, Leidenschaft und Kunst, aber jedes in einem depotenzirten Grade besitzt, ist **Emerentius Scävola.** Die Idee geht bei ihm nur bis zu der Linie des Sonderbaren und Auffallenden; die Leidenschaft ist ohne das Feuer der Subjektivität und Jugend, die Kunst beschränkt sich auf eine Fertigkeit, die lange nicht an Rehfues Meisterschaft reicht. Die Idee ist hier eine kalte Conception von Außen im Interesse der Neuheit, die Leidenschaft ergreift den Autor nicht selbst, sie bleibt immer nur bald die Wirkung, bald die Ursache seiner Combinationen, und endlich ist die Kunst etwas profan, ja sogar mehr

Brodstudium, als Entzücken, sie dehnt, um vier Bände zu machen.

Emerentius Scävola wählt immer glühende, stark mit Leidenschaft versezte Sujets, psychologische Phänomene, welche finstere Schlagschatten werfen, ja sogar Situationen, die, wenn man sie ganz unabhängig von der Fabel betrachtet, der Ehrbarkeit das Blut in die Wangen treibt. Die Heldin seines Romans Leonide ist zu gleicher Zeit die Gattin zweier Männer. Wie sich das anhört! Jedes Eheweib wird die Augen senken, und doch ist Alles sehr interessant, sehr rein und tugendhaft ausgeführt. Wir erleben hier nur eine Verirrung der Verhältnisse, weniger der Leidenschaft, wenigstens wird diese durch jene immer gemildert. Dazu kommt eine vollendete Reife der Auffassung, ja sogar poetisches Detail, wie im ersten Theile jenes Romans, in welchem sich die überraschenden Partien drängen. Die

Armuth **Auverrieres**, die Mutter Leonidens, — das ist Alles hinreißend schön. Wären nur die drei folgenden Bände unter einem bessern Gestirn geboren! Diese sind merkantilisch, dann und wann sogar ordinär; der Autor fällt in den Schlendrian der gewöhnlichen Erzählungsweise und nimmt die Aufmerksamkeit seines Lesers mit Rettungsscenen in alter längst verspotteter Manier ein.

Viel guten Willen, dem deutschen Roman in oben angedeuteter Weise aufzuhelfen, zeigt **Heinrich Laube.** Doch noch immer opfert er die Idee der Leidenschaft, oder der Leidenschaft die Kunst, oder wie er jezt zu fahren scheint, der Kunst die Eine sowohl, wie die Andere. **Laube's** Vorzüge sind nur immer noch schöne Details. Nur die kleinen Zufälligkeiten, die zwischen den wilden und häcklichen Gebüschen seiner Phantasie aufwuchern, hübsche

Beobachtungen über Geselligkeit, Benehmen und Gewohnheit, über die Stände und ihre Vorurtheile ziehen das Interesse fast immer von seinen Erfindungen ab, um uns für die Dürftigkeit derselben zu entschädigen.

Seine neueste Novelle, die Schauspielerin, scheint mir nur eine Stylübung zu sein. Wenn **Laube Göthe'n** nachahmen will, warum ahmt er ihm erst durch die dritte Hand, durch die Vermittlung des Herrn **Varnhagen von Ense** und der Memoiren des Freiherrn von S. A. nach?

Bei **Theodor Mundt's** Madonna weiß man nicht recht, ob der Roman zum Vehikel einer Reisebeschreibung, oder die Reisebeschreibung als Teppich eines Romanes dienen soll. Diese ist so wenig wie jener vollendet; Madonna zeichnet Dem, was werden und kommen kann, Riesenkonturen vor, statt daß sie als Kunstwerk Einzelnes

prägnant ausdrücken, und Einiges ihrer Ahnungen wenigstens ästhetisch verwirklichen konnte. Statt daß das Neue und Geahnte in diesem Buche die Energie und der Stamm der Erfindung geworden wäre, sind unseres Dichters Träume nur Laubwerk, ja sogar Laub, das um sein Gebild unwesentlich herumraschelt. Konnte die Heldin selbst nicht überwiegender und lebendiger in die Scene des Buchs gesezt werden?

Alles, was **Mundt** in Beziehung auf seine Heldin erfindet, ist genial, und hinreißend schön dargestellt, und läßt uns allerwege wünschen, daß er von seinem Raisonnement das Meiste hätte Fleisch und Blut werden lassen. Der Spiritualismus Madonna's bezaubert, ihre Bekenntnisse wird man mit Bewunderung lesen. Hier wird selbst das Detail, die Scene mit ihrem Genre meisterhaft. Wie launig wird der alte Schulmeister mit Casanova düpirt, den er für

einen Heiligen hält! Welche satte Pinselstriche sind in dem schönen Gemälde von Madonna's Versuchung, wo des Mädchens Ergriffenwerden von einer ihr selbst verhaßten Wollust, ihr halber Kampf, die Stummheit des Ringens mit großer Kunst wieder gegeben wird! Das Gespräch mit Madonna, wie unwirklich es ist, und wie unmöglich, so ist es doch durch und durch wahrhaftig nach jenem höheren Maßstabe, der an den erfindenden, nicht gruppirenden Dichter gelegt werden muß. —

Die Quarantaine im Irrenhause von F. G. **Kühne** läßt überall den schlummernden Poeten errathen, obschon die Novelle als solche eine Menge Fehler gegen Poesie und Leben enthält. Die interessanteste Figur des Buches, die polnische Sängerin, ist ein Unding in dem Sinne, wie man von hölzernem Eisen oder doppelter

Courage spricht. Eine Polin kann für den Dichter niemals eine Sängerin sein, da sie als Polin schon poetischen Nimbus genug hat, und den als Sängerin nicht noch dazu bekommen darf, ohne daß sich hier beide Faktoren aufheben. Doppelte Folien zerstören die Wirkung. Eine Polin, die in ihrem Gefolge die Revolution hat, darf nach dem Compendium der angebornen Dichterregeln keine Opernsängerin sein, und uns zugleich für Don Juan enthusiasmiren wollen. Auch am Schluß ist Viktorinens Freidenkerei ganz unnatürlich. Im Vorhergehenden ist Nichts da gewesen, was uns hätte veranlassen können, von Viktorinens Philosophie eine besondere Meinung zu haben. Nach einer im Handeln so energischen Erschöpfung, wie sie Viktorine leidet, mußte freilich eine Nachgiebigkeit eintreten, aber die Nachgiebigkeit, Erschöpfung und Resignation eines Weibes ist wahrlich nicht freidenkerischer Natur. Und welch

ein Widerspruch, eine Polin und eine Freidenkerin! In solchen Dingen muß sich der Dichter offenbaren; das ist sein eigentlicher Prüfstein.

Unendlich höher steht der speculative Werth dieses Buches. Und wenn auch keine Thatsachen und nicht einmal objektive, formell und als Sentenz sich schön abrundende Gedanken geboten werden, und sich diese ganze Dialektik mit jenen weißen, bleichen, knochenähnlichen Kieselsteinen vergleichen läßt, welche in ausgetrockneten Flußbeeten liegen; so gelingt doch **Kühne** Alles, was kritisch und literar-historisch ist. Da er überhaupt nicht drei Schritte gehen kann, ohne daß ihm ein Buch zwischen die Beine kommt, so finden sich der kritischen Schönheiten sehr viele. Trefflich sind die Urtheile des Verfassers über **Göthe, Schelley, Hegel**, namentlich über den Lezteren, dem **Kühne** mit einem Enthusiasmus ergeben ist, daß er Alles, was ihn

betrifft, apotheosirt. Sein Buch ist das lezte Zucken eines Hegesianers, der wahrscheinlich die Hegel'sche Lehre aufgegeben hat, zugleich aber so unglücklich ist, aus Gewöhnung noch immer mit Hegel'schen Categorieen denken zu müssen. Die wahrhaft anziehende, rührende Empfindung, welche in diesem Romane herrscht, scheint uns keinen andern Grund zu haben. Es ist die Resignation auf eine Geliebte, welche man zwar nicht ehelichen kann, der man aber ewig treu zu sein gelobt.

In Betreff Hegel's weiß ich noch nicht, ob es Kühne für erlösend hält, sich von der Schule frei zu machen, und dafür dem Leben und der Geschichte hinzugeben. Das Leben und die Geschichte haben eben so viele Klippen, wie das System, es sind dieselben Räthsel, welche hier wie dort wiederkehren. Aber der Lunge bekommt die freie Luft besser, freudiger blicken die Augen, und Massen sind es,

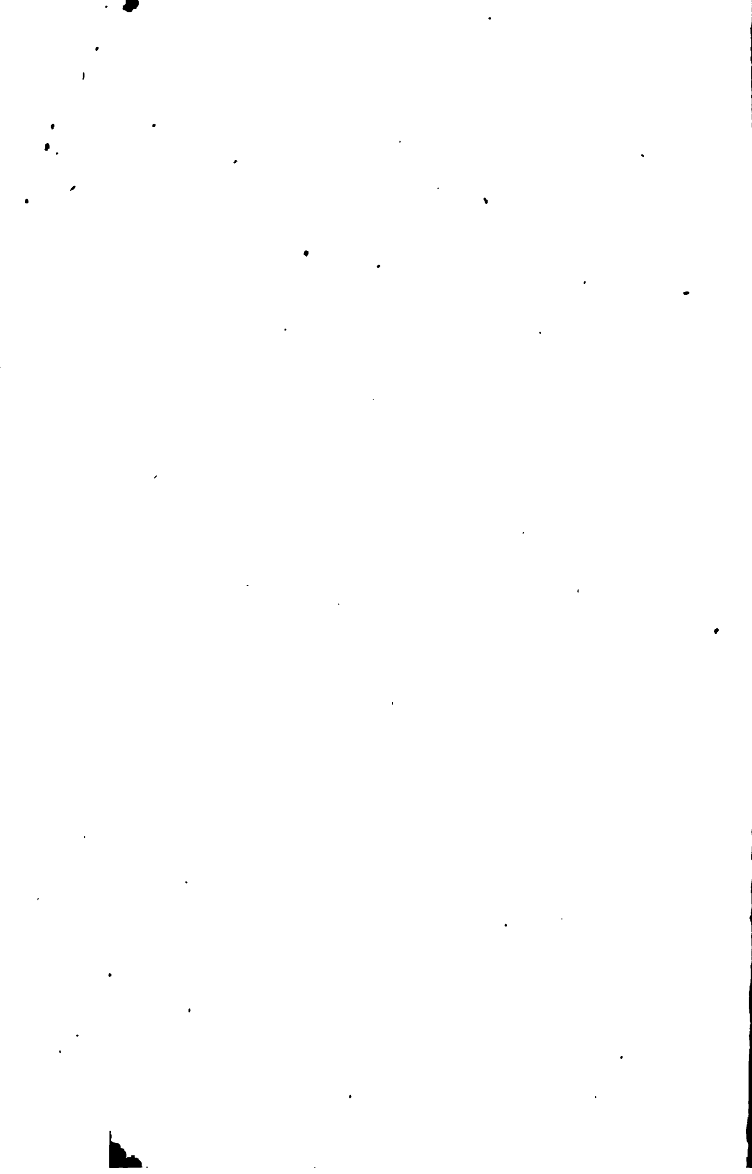
die man durch den Gebrauch seines Talentes erquicken kann. Es ist mir, als sähe ich **Kühne** auf diesem Abschiede des Lebens von der Schule. Aber er macht sich den Abschied zu schwer; **Hegel** aufgebend, glaubt er den ganzen Himmel aufgeben zu müssen, alle seine Träume und Ahnungen faßt er in jenem Namen zusammen; Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Tugend, Alles sieht er nun rückwärts gewandt, und auf ewig verloren. Aber dies sollte nur eine augenblickliche Stimmung sein, der Himmel ist überall, wie die Ahnung der Unsterblichkeit. Unter jene säuselnde Linde setze dich und blicke hinüber in das grünende Thal, schwellenden Saatfeldern wende dein Auge zu, oder des Nachts zu dem bestirnten Teppich des Himmels, und deine Seele wird mit Adlerflügen rauschen, dein Geist wird Worte der Erhabenheit und Schönheit sprechen! Nur von einem solchen Standpunkte aus kann man seine Nation erleuchten

und das Leben wecken, welches die Systeme der Schule eingesargt haben.

Die Manier, mit welcher **Kühne** an **Hegel** geglaubt hat, und wie er sie in seinem Buche beschreibt, ist jedenfalls nur durch die Jugend zu entschuldigen. Die Jugend verwechselte hier ein System mit der Philosophie selbst, **Hegel** mit Pallas Athene. Auch ist es unwahr, daß **Kühne** behauptet, im Hegel'schen Cursus hätten die Dinge der Welt hin und her geschwankt, Alles wäre beanstandet worden, Staat, Kirche, Wissenschaft hätten die alten Sitze verwechselt und ein wirrer Taumel hätte sich der jugendlichen Auffassung bemächtigt. **Kühne** urgirt das Aufheben in **Hegel's** Philosophie und würde besser gethan haben, wenn er von dem Zugrundegehen gesprochen hätte. Das Zugrundegehen mit allem etymologischen Witze, den die Herren daran verschwendeten, war der rechte **Hegel**'sche

Terminus; aber im Zugrundegehen lag eben Nichts, als das Fixiren, das Anketten der Dinge an ihr Fundament, ja leider! das Anketten der Dinge an ihr Vorurtheil, an die positive Wirklichkeit. Indem **Hegel** zeigen wollte, daß die Wahrheit weder vor noch hinter den Dingen läge, sondern in ihnen, indem er in seiner Art nachwies, daß nichts wahr daran sei, als der Begriff; fixirte er die Dinge und veranlaßte eine Philosophie, die an dem Bestehenden ein sehr verdächtiges Genüge hat.

Kühne aber wird uns Neues und seinem Talent Entsprechendes bringen.



Beiträge zur Geschichte

der

neuesten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.
P. Balz'sche Buchhandlung.



Inhalt.

Erster Band.

Zweiter Band.

Seite

Frankreich, England, Italien, Rußland.

Einige Anmerkungen über die ausländische Literatur finden in dieser Verbindung ihre geeignetste Stelle. Wie weit wir auch unsere Umgebungen in Behandlung doktrineller Gegenstände überragen mögen, so können sie uns doch in Betreff der Kunst und der meisten Gattungen der Poesie als ein Spiegel der Nachahmung dienen. Unsere Literatur von heute muß gegen Frankreich und England in den Hintergrund

treten, denn selbst die englische Mittelmäßigkeit steht höher, als die Anarchie, welche in unserem heimischen Schriftwesen herrscht.

Die klassische Periode der deutschen Literatur ist ein Gut, das selbst an die Nachahmung der Fremden und das ausländische uneigennützige Interesse des Liebhabers sich nicht veräußern läßt. Aber hat sich unseren Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt, so sind wir compromittirter, als irgend eine europäische Nation, und sinken so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowohl in den äußeren Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaktion des Dilettantismus

sein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen desselben glücklichere Gegenmittel als wir. Unsere Sprache ist ein so bildsamer Stoff, so geduldig und gefügig, daß sie dem Despotismus des Genies eben so bereitwillig sich hingibt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem sie sich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen, denn der Genius der englischen Sprache ist ihre naive Ungebundenheit. In England haben die losesten Zusammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entspricht, und selbst mit dem Klassischsten in einer unvertilgbaren Verwandtschaft sich befindet; aber in Frankreich sind diese Beeinträchtigungen des Gesetzes und der ästhetischen Regeln durch die dilettantische Formlosigkeit unmöglich. Die Akademie tyrannisirte den Geschmack, sie verhinderte vielleicht eine sehr begabte Nation, **Ossian, Byron** und **Göthe** zu besitzen, aber sie schüzte sie auch vor einer

solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung und Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben, und um dies zu können, die Voraussetzung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu bereichern. In Frankreich wird viel produzirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird besser sein, als Das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht, oder stellen sie auf eine Weise an, welche selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit sezt. So hat **Huber** in

seinem Buch über die neu-romantische Poesie in Frankreich derselben allerdings einen Dienst erwiesen; denn er vertheidigt sie, und selbst ihre Auswüchse bestimmen ihn nicht, sie zu verdammen; aber wie soll man sich gegen Dienste verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleistet werden? Unser Apologet ist in Täuschungen befangen, die weniger auffallend sind, weil sie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt ist. Seine Behauptungen sind da unsicher, wo sie nur charakterisiren wollen, und ungerecht, wo sie ausschließlich werden. Seine Parteinahme überrascht, aber sie ist so wenig energisch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neueren französischen Romantik wird in diesem Buche an Bedingungen geknüpft, die Niemand unterschreiben kann. Nicht Jeder hat ein so kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm

nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will unsern Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Herr **Huber** will uns einige neuere Theorien der französischen Dichtkunst erklären, und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, von der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt, doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., den Jahren der Philsophie und Aufklärung, zurückkommt, über die Leichen der Revolution steigt, Napoleons Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Welch' ein ausschweifender unlakonischer Mann! Jezt

endlich haben wir ihn, und vermögen aus einem weitläufigen Gerede einige seiner Behauptungen auszuziehen.

Unsere Schrift will die Quelle der neufranzösischen Romantik in jener Geistesrichtung finden, welche Napoleon Ideologie nannte. Sie hält sie für deutschen Ursprungs, und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden, will man einmal fremden Ausdrücken einen willkürlichen Sinn unterlegen? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung, und verstand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgestorben ist, die keiner Partei erwünscht sein kann, weil sie Allen gefährlich ist. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Schmätzer aus Deutschland stammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben wußte.

Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höheren Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit Das sein, was die alte Romantik für das Mittelalter war."

Es hält schwer, den Grund dieser Begriffsverwechslung anzugeben. Ist die Romantik jene träumerisch-sehnsüchtige Geistesrichtung, die an der Hand der deutschen Philosophie sich in eine Zeit flüchtet, welche sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche überall ausgibt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei,

verwechselt werden? Hat die von dem Beispiele **Chateaubriand's, Lamartine's** und **Viktor Hugo's** geschüzte Poesie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in verschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem G e n u ß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, und versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüte ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Herr **Huber** auf der einen Seite sagt? Warum sollte sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. **Friedrich Schlegel** hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu

beweisen, daß seine Gedichte romantisch sind. **Tieck** war immer indifferent, **Arnim** sogar entschieden protestantisch, und Niemand wird anstehen, ihre Werke für die Blüten der neueren Romantik zu halten. Man irrt sich, wenn man in unserer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben voraussezt.

Wohin bringt **Huber** bei seinen Unterscheidungen die Schriften von Jouy? Jouy begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte diese kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genrestücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfasser der romantischen Schule zugetheilt werden. Jouy ist aber Akademiker, die neue Schule übersieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klassikern. Hier war ein Feld, wo sich Herr **Huber** zu scharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen sollen. Er mußte nachweisen, welche Phasen der Romantik

zwischen den Threnodien eines **Lamartine** und den Pariser Hunden eines **Janin** liegen, und zulezt würde er zu dem Geständniß gezwungen worden sein, daß eine Versöhnung zwischen den beiden in Frankreich streitenden Parteien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar schon geschehen ist. **Lemercier** schreibt Melodramen und **Casimir Delavigne** hat die drei Einheiten verlassen.

Herr **Huber** sieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Mysterien dürsten, sich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutsche Philosophie studiren. Aber das sind nur Ausnahmen. Die neuen Romantiker sind lebensfrohe, heitere Menschen, die sich ein Reitpferd halten, sehr gut essen und trinken, und Nichts von der Verzweiflung kennen, die ihnen **Göthe** angedichtet. Wenn ihr sie bei einer Tänzerin antrefft, können sie da nicht sehr eifrig studirt, und zarte

sinnige Gedanken niedergeschrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu sein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu schreiben, sondern selbst tief zu empfinden? Ich verstehe die Menschen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthusiasmus für die Kunst, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. **Viktor Hugo** besingt Napoleon. Warum soll er dem Helden seine Bewunderung versagen? Er ist ein energischer Charakter, hat einen freien, poetischen Blick, und ist eifersüchtig auf die Macht, welche die patriotische Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr **Huber** urtheilt darüber anders. Es ist ihm Alles darum zu thun, in **Viktor Hugo** einen Christen zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der christlichen Liebe auf die Weltgeschichte!“ Kann bei solchen Maßstaben eine gesunde Ansicht gewonnen werden?

Wir können zum Schluß nicht umhin, Herrn **Huber** zu versichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Klassiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und Wer wollte sie den Koryphäen der französischen Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr **Huber** verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathien jene geistvollen, freien und dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perüken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Unge-

rechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns deutsche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr Huber sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Nein, das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen großen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig.

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier in der That ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die

natürliche Beredtsamkeit des Forums in ein System, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verständiger Ueberlegung verwandeln lasse. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine siegreiche und dauernde Usurpation Napoleons für Deutschland und Frankreich nach sich gezogen hätte, sind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeister der Franzosen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unseren neuen Zöglingen die Flügel beschnitten, wir würden sie gelehrig gefunden, und ihre Phantasie an die Buchstaben eines schwierigen Alten oder eines noch unverständlicheren Neueren gefesselt haben. Auf der Spitze der französischen Bajonnette würde allen Völkern die deutsche Grammatik überbracht worden sein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden besiegten Volkes in Beschlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine

so ehrenvolle, ja wir würden gesagt haben, in eine allein für uns passende Stellung gekommen wären.

Diese müßige Hypothese dient wenigstens dazu, für eine merkwürdige Erscheinung des Augenblicks eine schwache Analogie zu geben. Die deutschen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch sie sind da, sie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetscher gefunden. Die spitzen, gedrückten Köpfe der Franzosen sind von ihnen in Besitz genommen, und davon so rund geworden, wie nur irgend ein deutscher Hirnschädel. Unsere Ideen haben bei den Franzosen eben so viel Kluge wie Narren gemacht, als bei uns; die Empfänglichkeit ist in allen Gemüthern dieselbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterschied. Es ist sonderbar. Während unsere Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die sich die

Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery so bald verriethen, sind bei den Franzosen die Sammtbarets aufgekommen. Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anstrengungen der Väter vom Menilmontane mit unsern eigenen Thorheiten zu Hilfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsere mystischen Zustände zu lauschen, und aus den Entzückungen unserer wiedergebornen Leinweber der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoscop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Gränzen gesprungen ist, während er die Einheit Deutschlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasien der Franzosen von unsern weiland schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden; sie haben die Trümmer unserer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen

angestellt, um den Nibelungenhort der deutschen Kaiserkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germanisirenden Franzosen schon genug kenntlich gemacht habe. Es versteht sich von selbst, daß ein Franzos seine Ansichten nur in seinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutsche auch in der ganzen Weise seines gesellschaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen standen nur der deutschen Leser wegen da, weil wir in der That manche Ideen am besten durch die Kleider der Leute, die sie verfechten, kenntlich machen. Es ist nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Händ in Hand geht, und seit dem lezten Ministerwechsel das Kompendium mit dem Portefeuille vertauscht hat. Herr Guizot, derselbe Minister, der schon kurz nach der Julirevolution so unpopulär wurde, weil er in seinen

Rundschreiben an die Maires und Präfekten spekulative Untersuchungen anstellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung seiner philosophischen Resultate benützen zu wollen, derselbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann ist die rechte Hand des Königs. Herr Cousin ist wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutschen Franzosen sind zulezt die rechte Hand des Herrn Cousin. Sollte es zu einer französischen Invasion kommen, so wissen wir nun doch die Genealogie unserer Liebhaber, die den Deutschen die Einheit geben werden, nicht weil sie zur Propaganda gehören, sondern weil sie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorlesungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem sich die Franzosen in neuerer Zeit auf deutsche Wissenschaft und Kunst geworfen haben, ist für sie eben so außerordentlich als schmeichelhaft für uns. Sie

haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiete der freien dichtenden Künste eine überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von jenen gestanden sie, daß sie vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unserer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen nicht unbekannt geblieben, ja selbst die kühnsten Hypothesen, über die wir erst erstaunten, und darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch im großen Ansehen, und beschäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsere philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unserer Tiefe und unserer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer

gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsre politischen Verhältnisse haben jezt dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

Auch diese zu verstehen, mußte den Franzosen um so leichter werden, je einfacher sich der Uebergang aus unserm wissenschaftlichen Leben in das politische bildete. Wir haben die Erfahrungen des einen zu den Voraussetzungen des andern gemacht. Die Koryphäen der Wissenschaft gaben sich zu Dolmetschern unserer politischen Wünsche her; die Männer

des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unsers öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeine, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zuletzt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren fixen Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht sein.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unter-

richten wollten, so sind sie bis jezt immer so unglücklich gewesen, daß sie ihre Absicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben den Begriff eines unaufhaltsamen Bildungsganges, wie ihn jedes Volk verfolgt, niemals gehabt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zustandes kennen zu lernen, und nach diesem Maßstabe auf alle folgenden Zeiten zu schließen. Wie lange sind ihnen die Deutschen jene ungeleckten Bären gewesen, die unsre Urgroßväter im dreißigjährigen Krieg wohl mögen gewesen sein! Wie lange kannten sie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um sich von ihnen bilden und betrügen zu lassen! Jezt werden wir ihnen einige Jahrzehende hindurch nur jene düstere Phantasten sein, die mit verklärten Augen nur immer den Himmel offen, nie die Hindernisse der Gasse sehen, die sich an heimlichen Oertern versammeln, ein Feuer anzünden, ein

lamentables Lied singen, und über Deutschlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiser auf den Thron setzen und ihn mit Philosophen und Dichtern umgeben würden. Das nennen die doktrinären Franzosen den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Die Meinung, die unsere neuen Kenner von uns gefaßt haben, ist ungefähr folgende. Sie sagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen sie den Deutschen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der sie zu den Menschen steigen könnten, dieses, um dem himmlischen Prinzip ein tellurisches als Gegengewicht an die Seite zu setzen. Die Deutschen sind unpraktisch. Schon in ihren Wäldern brüteten sie auf den Bärenhäuten und überließen die Geschäfte des Hauses ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein

französischer Gatte sich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüse zu kaufen. Von Natur ist der Deutsche republikanisch, wie seine Literatur; doch wird er sich jede Herrschaft gefallen lassen, in die die Wissenschaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All' ihre friedlichen Widersprüche und gewaltthätigen Aufstände sind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, sondern zu den Beschwerden, die man abgestellt wissen wollte, mußte sich noch immer ein ideeller Anstoß gesellen, ehe sie zu den Waffen des Eisens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieses zweite Element die Religion gewesen ist, so ist jezt die Tendenz nach einer organischen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollten nicht mehr Sachsen, Hannoveraner, Hessen sein, sondern Deutsche. Napoleons Druck hat sie an ihre Ursprünge erinnert, aus den

Quellen der Geschichte schöpften sie ihre Begeisterung, jezt wollen sie nur in so weit frei sein, als sie einig zu werden verlangen. Der nächste Weg, der zu diesem Ziele führt, besteht in Nichts, als die Fürsten zu übersehen. Diesen werden aber die Deutschen immer verachten, sie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weise und die Weisen Könige sein werden. Nun ist der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, so schließen die Deutschen und die Franzosen, einen Staat geben, der gleichsam die Kraft aller Uebrigen in sich absorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders sein, als der Preußische? Der Zustand der preußischen Schulen, wie er durch Herrn Cousin an's Tageslicht gebracht ist, wird für Deutschlands Einheit entscheidend werden. Die Preußen werden glorreich

unter die Hadernden treten, und die Widersacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen senken.

Man sieht, diese Gedanken sind nicht originell, und das sollen sie auch nicht sein. Es sind alte Bekannte, mit denen wir schon oft zusammentrafen, und die wir eben so oft widerlegt haben. Man kann unsern Franzosen also nicht den Vorwurf machen, daß sie über die Wünsche der Deutschen gefabelt haben. Sie sind nur so unglücklich gewesen, eine Partie für die Masse und ein besonderes Interesse für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Diese Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn sie in Preußen sich nicht ausschließend unterrichtet hätten. Daran thaten sie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelschulen zu studiren, und als sie wieder in Paris waren, bestiegen sie den Katheder und sprachen von den politischen Erwartungen der Deutschen. Sie eröffneten

Curse über deutsche Geschichte, und gaben vor, sie aus neuen und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Vorlesungen sind jezt bekannt geworden. Ich gestehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutschen Phantasien in die natürlichere Ausdrucksweise der Franzosen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutschen Professoren zu ihren neuen Schülern Glück wünschen.

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer sein, zu begreifen, welche Stellung sie dann im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollten. Es ist zwar Nichts gewisser, als daß weder die Träume unserer, noch der französischen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber Beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsere Gemäßigten

des Tierspartie sagen: Traut dem Erbfeinde nicht? Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Kathedermänner über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unserer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seien sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß ausstellte. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Churfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben; wenn wir nur

damit erreichen können, daß unsere Unitarier und Hegemonisten sie nicht als Autoritäten citiren, und daß Dasjenige, was bei uns unreif ist, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch französische Vermittlung Denen gefangen gibt, die wir uns daheim noch ziemlich glücklich vom Leibe halten.

Der französische Roman, das Drama, reagiren mannichfach auf die deutsche Literatur, weniger das lyrische Gedicht. Die Ursache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viele deutsche Elemente in sich aufgenommen, und verwandte Dinge immer die meiste Anziehungskraft haben. Der französische Gesang ist niemals bei uns einheimisch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerste Natur der Völker sich ausspricht, und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltansicht gemodelt

werden. Die Deutschen werden immer behaupten, daß die französische Lyrik nicht wie aus dem Borne des Gemüthes klingt, sondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation versezt ist, und der Franzose wird gerade diese Ingredienzien an der deutschen Poesie vermissen, sie haltungslos schelten und ihr keine Kraft der Repräsentation einräumen, und Beide werden Recht haben. Niemand kann schon bis an seinen Himmel greifen; aber noch weniger über seinen Himmel hinaus.

Das politische Element der neuen französischen Lyrik möchte geeignet sein, sie unserer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht ist sie von einer wahrhaft erhabenen Ansicht der Geschichte, die nur deßhalb zu gleicher Zeit partikulär patriotisch ist, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereignissen den Kern der Weltgeschichte gemacht hat. Die deutsche Lyrik kennt diese historische Freudigkeit

nicht, wie die französische. Wir singen auf der politischen Lyra immer, als hätte sie nur eine Saite, und noch dazu eine sehr tiefe, brummerische; die Politik wird in unsern Liedern immer in Wehmuth ausfallen. Deßhalb überrascht uns das pompöse Colorit der französischen Lyrik, welche sich ganze Länder als Endreime zuwirft, und das Blut von tausend Schlachten nehmen darf, um ihre stolzen Alexandriner damit zu färben.

Die vernünftigen, gescheidten, praktischen Franzosen waren vor einigen Jahren auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. In Schuhen, die wir längst ausgetreten haben, machten sie die ungeschicktesten Sprünge, die Romantik hatte den Franzosen den Kopf verwirrt; es war zum Lachen, wenn sie Hoffmann und den Satan in den Mund nahmen. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht, langstarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltisch,

perdu, ein versuchter Selbstmord, eine Engelschönheit, eine Verführung, Blasphemie; das waren die Farben, mit denen sie den Teufel an die Wand malten, das waren ihre Vorstudien der Hölle. Hätten die Franzosen nicht im Style ihre bewundernswerthe Leichtigkeit und das Talent besessen, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu machen; sie würden mit ihrer ästhetischen Desperation, mit ihren Bizarrerien und Nachtstücken eine recht klägliche Rolle gespielt haben.

Balzac hat drei schriftstellerische Perioden gehabt; die erste war obscur, in der dritten lebt er jezt. In der zweiten wollte er um jeden Preis der französische **Hoffmann** sein. Er war unerschöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtseite des Lebens nannte. Er hatte einen Bund mit dem Satan geschlossen, dessen Früchte seine Phantasiestücke, seine braunen Erzählungen, seine Elendsfälle waren. Was fehlte ihnen? Der Witz, den einem **Hoffmann** die

Natur gab, die heitere ironische Laune, die einen **Janin** so liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man selbst in den grausamen Erzählungen eines **Eugene Sue** nicht vermissen wird. **Balzac** schrieb in der unnatürlichsten Champagnerbegeisterung, einem Feuer, das den wässerigsten Weintrinkern von der Welt, den Franzosen bisher fremd war. **Balzac** schilderte keine Menschen, sondern nur Schatten. Was die Tiefe ihres Charakters sein sollte, war Etwas, mit dem man sich nicht befreunden konnte. Seinen Wahlspruch: gemein im Gemeinen, und erhaben im Erhabenen führte er in beiden Fällen nicht göttlich genug aus.

Aber wer nun drei Jahre später den Vater Goriot mit **Balzac's** früheren Schriften, jenen dämonischen Mixturen vergleicht, die ihm den Namen des französischen **Hoffmann** verschafften, wird erstaunen, bis zu welcher

Vollendung man gelangen kann, wenn man sich von ästhetischen Sympathien und den Geschmacksbestimmungen der Mode frei erhält. **Balzac**, dem eine ursprüngliche Tiefe, schöpferische Kraft, Phantasie und Speculation zu Gebote standen, brachte die Vortrefflichkeit dieses Talentes doch erst durch seine Zeitgemälde zur Reife. Man kann sagen durch die Beobachtung der Straße ist **Balzac** geworden, was er jezt ist.

Paris kennen, heißt auch die Welt kennen; denn Paris ist der Puls der Civilisation. Man muß auch sagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Interessen, welche Gefühle offenbaren sich nicht in einer Stadt, die Frankreich und die Bildung Europa's in sich absorbirt? Paris ist so liebenswürdig durch seine Contraste; das Erhabenste wird vom Naivsten berührt; neben den Schlägen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der höhern

Politik, der Börse und der verwickelten Interessen zeigt, hört man tausende von kleinen Genfer Uhren picken, Herzen, welche die Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, wie wir sie nur in isolirten Sphären zu sehen gewohnt sind, nicht weniger methodisch durchmachen. **Jules Janin**, mit seinen naiven Erfindungen, **Michel Raymond**, mit seinen Werkstatterzählungen, keiner der Autoren, die sich würden die Ehre rauben lassen, etwas Anders zu sein als Pariser, geben dennoch Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man sie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt zu wohnen.

Balzac ist der glücklichste Beobachter; seine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariser Existenz. Er anatomirt diesen großen Cultus, dem sich Paris opfert und von dem man kaum weiß, ob er blos der Cultus der Mode

oder der des Geldes ist. Das Geld ist der revolutionäre Grundsatz unseres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Interessen in einander, wo es sich um das Umsatzmittel der Bedürfnisse und der Waaren handelt! **Balzac** ist der Dichter des Geldes, einer neuen Maschinerie, die ihre Wunder hat, so gut wie das alte Epos. Wäre der Pariser geizig, käme seine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in seinen Truhen zu haben, so würde die Poesie wenig Vortheile von seinem Gottesdienste ziehen. Aber der Pariser liebt das Geld nur, um sich Nichts zu versagen, und um mit den Reichthümern Andrer zu wetteifern, er sammelt das Geld immer, um es zu seinem Vergnügen auszugeben, und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche Alles bietet, leben zu müssen, und doch nach Nichts greifen zu

dürfen. Darum ist mit dem Gelde in Paris so viel poetische Abwechslung verknüpft, und die Erfindungen **Balzac's** können nicht ermüden. —

Man ist gewohnt, eine Auffassung des Pariser Lebens, wie sie **Balzac** gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat sich dazu bestimmen lassen, weil es heißt, die Franzosen seien ernst, schweigsam, nüchtern und tugendhaft geworden seit den großen Ereignissen, welche so viel Blut gekostet haben. Man spricht von einer Verwechslung der Gegenwart mit einem verflossenen Zeitalter, dessen Frivolität die alte französische Literatur liebreizend genug geschildert hat. Aber selbst wenn man eingestehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtsinn seine rosigen Triumphe feierte; so scheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede

der Nation keine Beschäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu sein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politische Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Lust mischte. Der alte Adel, der neue bonapartistische, die Aristokratie des Geldes, welche sich in dem Königthume Louis Philipps sonnt; dies sind die drei Faktoren der jetzigen Pariser Gesellschaft, welche unter einander wetteifern und es nicht können, ohne sich im Luxus und in eigenthümlicher Bestimmung der Fashion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, sondern schon der nackten Auffassung des Künstlers! **Balzac** weiß ihn meisterhaft zu benutzen.

Eugene Sue hat in Atar-Gull eine Verwickelung von Situationen geschildert, deren Grausamkeit selbst den

französischen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von Dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; aber das ist schon immer zu viel. Dieser Roman ist eine so ausgezeichnete Erscheinung, daß wir Deutschland Glück wünschen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es ist wahr, noch nie ist mit dem Menschenleben ein solches Würfelspiel getrieben, wie hier, noch nie hat man so rücksichtslos des Mitleids, der Menschlichkeit und jeder erbarmenden Empfindung gespottet, aber was läßt sich thun? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber sentimentale Deklamationen vortragen lassen? Sollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung liebgewordene Personen plötzlich zu baumeln kommen, durch einen Theatercoup wieder abgeschnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Boa

Constriktor kommt, nicht von einer Schlange können gebissen werden? Und sollen unserer Nerven wegen etwa diese Schlangen keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger solche Gefühle hegen, als sei er in einer Pension unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er die Romane der **Delphine Gay** in den ästhetischen Soiréen der aristokratischen Damen vom Faubourg St. Germain vorlesen hören? Nein, diese Grausamkeit ist herrlich, weil sie den Charakteren entspricht; diese Todtschläge sind köstlich, weil sie in den Umständen liegen! Hieher tretet, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Dasjenige, was an **Eugene Sue** am Meisten beleidigte, war auch weniger seine Grausamkeit als seine Moral. Die Erfindungen dieser feurigen Phantasie pflegen nämlich immer darauf zurückzukommen, daß die Tugend übervortheilt,

und das Laster noch dazu belohnt wird. Die leidenschaftlichsten und grausamsten Charaktere erhalten bei ihm den Tugendpreis des Herrn von Montjyon, und die verstecktesten Verbrecher sterben mit lächelnder Miene, das Kreuz des Erlösers an ihre Lippen drückend, und in den Mienen der Umstehenden schon selig gesprochen. Diese bittre Ironie wirkt aber wie der Magensaft auf Eugene Sue's Romane, unterstüzt die organische Verarbeitung seiner mannichfachen Ingredienzen, und läßt in dem Leser, wenn auch gereizte, doch immer starke, nie ermattete kräftige Empfindungen zurück.

Jules Janin, die personifizirte Munterkeit, Naivität und Geschwäzigkeit, scheint nicht, wie es herkömmlich ist, mit drei Fingern zu schreiben, sondern mit allen, ja mit beiden Händen, mit Händen und Füßen, jedes Glied

ist in Bewegung und extemporirt. **Janin** gehört nicht unter jene Autoren, unter welchen wir **Balzac** und **Sue** hervorgehoben haben: er ist versöhnend, vermittelnd, kann kein Blut sehen, und mußte das Gräßliche, womit er in seiner Laufbahn begonnen, fortzusetzen unterlassen. **Janin** ist eine ganz ländliche idyllische Natur, obschon in Ton und Haltung Pariser von der neuesten Mode; er trägt sein Veilchen im schwarzen Frak, wie **Heine**, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, sondern um sie zu erfreuen, um sie besser und glücklicher zu machen. **Janin** hat eine glänzende Mission in der französischen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börse gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er besitzt den Muth, im Boudoir einer geistreichen und patronisirenden Dame von den kleinen Fensterscheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu sprechen.

Er nennt die Campagne oft langweilig, er bespöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt sie dem nüchternen Pflastertritt von Paris gegenüber.

Janin leidet an einer fixen Idee; — das achtzehnte Jahrhundert. **Janin** herzt und küßt das achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentschaft mit seinen Frisuren und Schönpflästerchen, mit seinen hohen Absätzen, mit seinen Decenten, mit seinen menuettirenden Leidenschaften und seinen anständigen Schriftstellerinnen. **Janin** hat darin Aehnlichkeit mit Herrn **von Sternberg**, der euch die Zerissenen und Lessing geschrieben hat. Denn man sagt von Beiden, daß sie über die Abschaffung des Puders weinen können.

Die englische Literatur leidet gegenwärtig an einer entsetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem

sie arbeitet, ist so einfach, und die Bearbeitung desselben so unersättlich; jeder literarische Charakter tritt sich mit einer fürchterlichen Redseligkeit breit, und jeder neue Spekulant, der das Interesse des Publikums erobern will, versucht es nicht durch Das, was noch nicht da gewesen ist, sondern durch Das, was Alle kennen und so gern haben. Die erste Erfindung ist gewiß immer genial und originell; aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabrizirt wie **Bulwer**, Marryat, die Trollope ins Gelag hinein, ohne aufzuhören.

Dazu kommt, daß die gegenwärtige englische Literatur nur so viel ist, wie eine gewisse dilettantische Fertigkeit. Ihr Inhalt besteht weder in Ideen, noch in Charakteren, solchen, die sie schildern und solchen, die sie zu behaupten wüßten, sondern in einer vaguen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo sich die eine

von der andern durch Nichts unterscheidet. Die englische Literatur ist immer auf Reisen begriffen, aus den Itinerären macht sie Romane, und wo man in Deutschland, Frankreich und England hinsieht, stößt man auf Engländer, die nur noch reisen, um Bücher zu machen.

Der italienischen Literatur beim ersten Blicke viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßstäben für die Beurtheilung der Italiener selbst. Wir haben von ihnen noch immer eine geringschätzende Meinung, ja ich möchte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiener in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir sie nur an uns und den andern Nationen gewohnt sind. Die Italiener scheinen uns so sehr herausgerückt aus der inneren warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestände eine ganze Nation aus Nichts als

Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft auch immer nur wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Allein dies ist eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte. Auch die Italiener haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation, so gut wie die anderen Nationen, welche nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classicität **Alfieri's** und den historischen Romanen **Manzoni's**. Für jene hät sich **Silvio Pellico**

ausgesprochen, für diese mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, **Rossini, Grosse** u. A. Der italienische Charakter verräth sich aber in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, welche in ihnen die Canaille spielt; oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden kann; die Diener mischen sich unverschämt in Alles ein, fassen gierig nach goldnen Ketten, wenn sie ihnen geschenkt werden, und bücken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, oder als Zugabe eine Tracht Schläge zu bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Auseinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Drapperie derselben. Jedes Roß, das zum Turniren kommt, wird mit seinen

Federn und Schabracken beschrieben, überall, wo es geht, wird die Darstellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zulezt endlich herrscht in diesen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoso, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es ist ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen talienischen Winkeltheater versezt hat, wo die drolligsten Stücke von **Scribe** und **Kotzebue** mit den weinerlichsten Geberden heruntergespielt wurden.

In der russischen Literatur regt es sich jezt mit Eifer und Lebendigkeit; doch wird es schwer fallen, daß sie so bald eine europäische Popularität gewinne. Die Ideen, in welchen sie sich bewegt, sind uns nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeisterung für einen jungen und doch glänzenden

Ruhm, der Stolz auf mannichfache nationale Vorzüge, können in der Dichtkunst niemals ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieser Literatur Etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu sichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf sich nie auf Kosten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der sich um seinen Herrn verdient macht, und diesem die Rechtfertigung seiner blinden Thaten überläßt, ist eines freien Geistes unwürdig; erst die Unabhängkeit der eigenen Meinung ist es, die die Anhänglichkeit an eine fremde wirksam und rührend macht. Die Einseitigkeit in literarischen und historischen Ansichten wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimessen dürfen, sondern sie einer Literatur zu Gute halten, die nach der Meinung des übrigen Europa nur unter den ungünstigsten Verhältnissen sich entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen

müssen, ehe sie zu einem unabhängigen Gesichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen russischen Literatur besteht in ihren lebenvollen Sittenschilderungen; sie hat darin sehr viel Nachahmungstalent bewiesen, besonders ersezt den Mangel an Phantasie die feine Auffassung russischer Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Russen durchgreifende Natur die Gutmüthigkeit ist. Der Russe ist geschäftig, sorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er ist so gutmüthig, daß er sich oft betrügen läßt, sein Gehorsam ist ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politische Nothwendigkeit, sondern die Religion, und die derselben befreundete Sitte auflegt, und der er ohne Starrsinn dient.

Die russische Literatur liefert bis jezt nur noch Probestücke, Capricen des Talentes, das beweisen will, es könne seine Sache so gut machen, wie der Andere. Diese Literatur

ist ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und sie wird dieselbe schwerlich bekommen, wenn sie sich nicht mit Ideen und mancherlei tieferen Bezügen schwängert; es fehlt dieser Literatur noch ein gewissermaßen dialektisches und paränetisches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo sich der Autor dem großen Ganzen seiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des inneren Menschen zu brauchen sucht, dies ist **Saogoskin's** Polemik gegen einen Fehler des russischen Charakters, den er eine übertriebene Bescheidenheit nennt. Er tadelt es nämlich, daß sich der Krieger selbst nach den glänzendsten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derselben zuschreibt, und die Freude des Sieges immer rasch bei ihm verflogen ist.

Ist dies jedoch eine Thatsache, so kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Russen finden. Wer

sich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, ist nicht gewohnt, sich selbst die Früchte seiner Anstrengungen zuzuschreiben. Man ist brav genug, sein Möglichstes zu thun, wird sich aber dabei niemals über den Gewinn freuen, wenn man ihn zu seinem eigenen Vortheile nicht verwenden kann.

Biographie.

I.

Jens Baggesen.

Die Bildungselemente **Jens Baggesen's** waren die Alten und **Kant.** Daher seine Verehrung des **Wieland**'schen Geistes, seine Bewunderung der **Voß**'schen Technik, sein bis zur Andacht gesteigerter Enthusiasmus für die kritische Philosophie.

Baggesen hat weder für die deutsche, noch die dänische Literatur etwas Positives geleistet; er gestand selbst, daß seine schriftstellerische Thätigkeit eine Zwangsarbeit war, und sprach von ihr nie anders, als mit einem peccavi. Doch war er ein feiner muthiger Kopf, dem nur Eines zu fehlen schien, die Männlichkeit. Man kann Baggesen einen scharfsichtigen Beobachter, glänzenden Redner, gründlichen Denker, zärtlichen Gatten, liebevollen Vater, theilnehmenden Freund, aber keinen Mann nennen. Er stand den Eindrücken der edelsten Art offen, wußte Liebe und Achtung eben so wohl zu empfinden, als selbst zu empfangen — (das Leztere wird immer schwerer sein, weil mehr Kunst dazu gehört) — er gab sich den erhabensten Zwecken mit vollem Eifer hin, doch fehlte ihm jener männliche Ernst, der des Augenblickes mächtig ist, um die Zukunft Eigenthum zu nennen, jenes nil admirari, das in den

Wonnen des Entzückens mehr findet, als den Kitzel der Einbildungskraft.

Als ein schwankender und in Extremen sich bewegender Charakter besaß Baggesen sehr viele Eigenschaften nicht, die man an ihm zu finden glaubte; die wenigen, die er wirklich sein nennen mochte, sah man entweder nicht, oder glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Er war begeistert für die Idee der Menschheit, für Kant's unsterbliche Entdeckungen, für die erhabene Sache der Revolution; aber dies war bei ihm keine tiefe, dynamische Lebensenergie, sondern ein Curiosum, das die hohen Kreise unterhielt, in welchen er sich bewegte. Ohne es zu wissen, spielte er die lustige Rolle eines Hofdemagogen. Die Prinzen, Minister und Grafen vergaben ihm seinen Demokratismus, weil er ein angenehmer, witziger Gesellschafter war, ihren Frauen artig vorlas, und ihnen Gelegenheit gab, die literarischen Berühmtheiten

der damaligen Zeit durch seine Vermittlung brieflich und persönlich kennen zu lernen.

Ist uns von seinen Söhnen nicht die Herausgabe des handschriftlichen reichhaltigen Nachlasses versprochen worden?

II.

Johann Benjamin Erhard.

Wenn die Menschen lieber geachtet und geehrt sein möchten als geliebt, so würden wir weniger Philosophen und mehr Weise haben. Weil man lieber mit den Herzen als mit den Köpfen der Leute im Verkehr steht, so hütet sich der Philosoph, seine Lehren auch in den inneren Organismus seines Lebens aufzunehmen. Der Satz vom kategorischen Imperativ wird Niemanden finden, den er nicht zur

Verehrung seines Entdeckers gezwungen hätte; aber ein verkörperter Imperativ, eine Persönlichkeit, die nichts als Gesetz und praktische Vernunft ist, erscheint nur den Wenigsten liebenswürdig. So ging es dem Philosophen und Arzte **Johann Benjamin Erhard.**

Die von **Varnhagen von Ense** herausgegebenen Denkwürdigkeiten desselben, geben uns sowohl einen Begriff des unglaublichsten Stoicismus, wie der eigenthümlichen Berührung, in die ein solcher mit seiner Umgebung kommen muß.

Hätte **Erhard** gewußt, daß sich eine Welt schaffen ließ, die besser wäre, als die vorhandene; er würde sich wohl die Kraft zugetraut haben, sie zu schaffen. Wer war dieser Mann, der von seinem Willen eine so hohe Meinung hatte?

Erhard war nach dem Anstiften seines in Nürnberg

angesessenen Vaters nicht für die Wissenschaft bestimmt, er betrieb das väterliche Gewerbe, und widmete die Stunden der Muse der Beschäftigung mit philosophischen und mathematischen und in deren Verständniß einschlagenden Disciplinen. Seine Begeisterung für Philosophie ist so groß, als der moralische Stolz, da er seinen Gegenstand bezwungen glaubte. Thränen der höchsten Wonne stürzten ihm auf **Kant's** Kritik der praktischen Vernunft, die er nach seinen Studien über **Wolf** und den mathematisirenden **Lambert** zu Gesichte bekam. Hier lernte er, daß er Belohnung und Strafe für seine Handlungen nur von sich selbst zu erwarten habe, er erkennt keinen Richter außer sich selbst, und Gott sei kein Stümper, der an ihm noch Etwas nachzuflicken fände. Sein ganzes Leben ist eine Hymne auf die Autonomie der Vernunft. Er erkannte den Werth des Menschen nicht eher an, bis er zu dieser Selbstbestimmung das

Bewußtsein seiner Würde gesteigert hatte. So schwärmt er, ein ächtes Kind seiner Zeit, die in die nüchternste, schälste Wirklichkeit sich ausgeflacht hatte, für das Ideal der Menschheit, lebt, wie Marquis Posa bei Schiller, nicht ein Bürger dieses Jahrhunderts, sondern derer, die noch kommen werden. Sein Sinnen und Denken geht auf Errichtung allgemeiner Menschenbündnisse zur Erreichung dieses hohen Ziels.

Bei Männern mochte es ihm nicht gelingen, darum zog er die Weiber in sein Interesse. Bald scheint ihm Jungfer H. jene Anlagen zu besitzen, die zur vernunftgemäßen Leitung aller Wünsche und Begierden brauchbar sind, bald, wenn sich diese über die philosophische Erziehung in ihren Geistesbildner unvermerkt verliebt hat, Jungfer K., bald eine Andere, so in Nürnberg das ganze Alphabet durch. Ja noch mehr! Noch in seinem zweiundzwanzigsten Jahre

errichtet er, in der Voraussetzung, daß Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, Aberwitz und Charletanerie auf der andern Seite sich in das Regiment der Welt getheilt haben, und zumal durch Weiber, bei denen freilich der Aberglaube immer ihre beste Pflanzschule gefunden hat, ihre Herrschaft zu gründen suchen, errichtet er in Gedanken, nicht ohne Aussicht auf endliche Ausführung, einen Bund unter Frauenzimmern auf Leben und Tod. Für die eigentlich esoterisch Eingeweihten verlangt er aus folgenden Stücken bestehende Aufklärung: 1) Freiheitssinn und Weltkenntniß; 2) für Nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medizin, wie man es an unserm Geschlecht erwartet, besonders aber Kenntniß der kosmetischen Mittel. Eine zweite Klasse brauchte nur bis zur natürlichen Religion aufgeklärt zu sein, auch würde man ihnen Kosmetika entdecken. Für die folgenden, bis auf fünf herabgeführten

Klassen verlange man immer nur Vorbereitung für die nächst vorangehende: in die lezte Klasse brächte man leichtsinnige und abergläubische Personen.

Mit der Liebe ging es dem jungen **Erhard** immer so, wie den meisten jungen Leuten, daß sie nicht die Geliebte, sondern die Liebe lieben. Die Verhältnisse, die er mit Frauenzimmern bald anknüpfte, bald abbrach, waren eigentlich Experimentalerotik, wie man sie nennen könnte. Erst gab ihm die Liebe Gelegenheit, sich in schriftlichen Aufsätzen zu üben, dann einen praktischen Kursus der Philosophie zu eröffnen. Die Tugend der Nürnbergerinnen wollte er nicht auf Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Er will die Liebe seiner Wilhelmine prüfen, und nimmt sich vor, sie auf drei Wochen weder zu sehen, noch an sie zu schreiben, er will beobachten, welche Leidenschaften dies in ihr erregen wird; sind es Eifersucht und Unwillen, so wollte

er sie verlassen, hält sie aber mit Sanftmuth aus, nun so wird er sie wieder lieben können. „Wehe mir, schreibt er an dieselbe Wilhelmine, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehörte; es war nur Dein, weil ich in Dir die Würde der Menschheit ehrte!"

Erhard studirte als Autodidakt in Würzburg Medizin, und promovirte noch vor dem Ablauf der gewöhnlichen Studienjahre in Altdorf. Seine Neigung entschied sich aber in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen noch lange immer für das Feld der abstrakten Philosophie und theoretischen Gesetzgebung. Erst nach den erneuten Aufforderungen seiner Freunde, eine seinen Fähigkeiten so sehr zusagende Wissenschaft nicht zu vernachlässigen, nachdem er überdies eine medizinische Anstellung in Berlin erhalten hatte, verfolgte er die Arzneikunde mit lebhafterem Eifer, wurde mit **Röschlaub** ein unermüdlicher Vertheidiger des

Brownianismus, in welchem Streben er selbst von seinem Meister Kant theilweise Billigung erhielt.

Inzwischen ging die weitere Vollendung der Philosophie an ihm wie unverständliche Barbarei vorüber. Gegen Jacobi war er schon früh versucht zu schreiben, Fichte mit den Satzkapriolen des setzenden Ichs mußte ihm, der schon das Denken nicht anders dachte, als eine Erfahrung, sonderbar vorkommen, und als eine totale Verirrung, wenn dieser aller Erfahrung die Realität streitig machte. Die Naturphilosophie war ihm, einem empirischen Arzte, eine Träumerei, ihre Terminologie Tollhaussprache. Das lezte Urtheil über Fragen der Zeit, das in diesen von Varnhagen mitgetheilten Briefen gefällt wird, ist über die griechische Sache. Er wolle die Mode mitmachen, sagt er, da man von kultivirten Leuten verlange, Griechenfreund zu sein, doch so viel wisse er, die Griechen seien an ihrem

Schicksale selbst Schuld gewesen; hätten sie im zwölften Jahrhundert statt der Klöster Schulen angelegt, und die Aufklärung statt des Aberglaubens befördert, so würden sie nie unter die Herrschaft der Türken gerathen sein.

Aeußerst wohl thun in diesen Briefen die Bekenntnisse einiger Freunde und Freundinnen, welch einen milden, segensreichen Einfluß die Schriften **Jean Paul's** auf sie gemacht hätten. In diesen matten Tagen, wo so wenig frische Lebensquellen sprudelten, und die meisten aus ihren reizenden Kämpfen um die Verwirklichung eines höhern Ideals nur desto tiefer in die trostlose Leere des Daseins zurücksanken, erscheinen ihnen jene Bilder wie Erquickung, und sie fühlen sich menschlich berührt durch die milden Gestalten der **Jean Paul**'schen Phantasie. Männern, wie **Herbert**, dem die Sehnsucht nach dem Ende dieses Lebens so zur Leidenschaft wurde, daß er es durch freiwilligen

Tod beschleunigte, auf dem der Jammer der unbefriedigten Wissenslust seiner Zeit wie starrer, kalter Winter lastete, laben sich an jenes Mannes stiller, glückseliger Welt, und fühlen sich stark genug, gegen Erhard's kalte Verketzerung ihren Tröster zu vertheidigen. Erhard war in den lezten Tagen seines Lebens in ganz Berlin als ein Sonderling bekannt, mit dem sich nur höchst bedenklich umgehen ließ.

III.

Hamann und Jacobi.

Man hat Hamann einen Pan genannt, wie Sokrates von Alcibiades mit ähnlichem Vergleich belegt wurde. Es ist bekannt, daß die spätern Griechen zwei Auffassungen dieser Gottheit unterschieden, eine mystische und eine mythologische. Hamann entsprach beiden. Er war ein Pan

(All) voll innrer Harmonie, aber in seiner äußern Erscheinung Nichts als Dissonanz und Anomalie, Sturm, Ungewitter, Sonnenschein. Wem ist nicht seine Spruchweisheit, seine sibyllinische Weissagung, sein eifernder Dogmatismus bekannt geworden? Im mythologischen Sinne war er ein naiver, impurer, ironischer Pan, Sokrates Ebenbild. Das Christenthum war für ihn die höchste Idee. Vor seinen ungläubigen Zeitgenossen bekannte er sich zu ihm mit Freimuth und Rücksichtslosigkeit. Wenn er den Einen eine Thorheit war, so mußte er den Andern ein Aergerniß werden. Eine solche Aufnahme war für ihn nur erhebend, sie war sein Stolz; denn er wußte wohl, wem ein solcher Mißverstand in gleicher Weise begegnet war, Christo. **Göthe** und **Herder** haben das Verdienst, auf den einsamen nordischen Magus hingewiesen, und seine Erscheinung als eine im Ganzen und Großen zu erfassende bezeichnet zu haben.

Die Art, wie sie es Beide thaten, ist für sie selbst sehr charakteristisch. **Göthe** erklärte ihn, gegen die Geschichte des Tags genommen, für eine unaufgelös'te Dissonanz, in sich selbst aber sei sein Innerstes auf die gegenseitige Wechselbedingung aller vereinzelten Kräfte begründet gewesen. Man sieht, er hielt ihn für ein Kunstwerk. **Herder** zog das Geistreiche **Hamann's** an, seine bunte Naturfülle und Mannichfaltigkeit. Die Schaale, das wirre Gewebe von Kernsprüchen und Wortblumen, die wie Perlen ohne innern Zusammenhang bei **Hamann** an einander gereiht sind, scheint sein eignes Bedürfniß am meisten befriedigt zu haben.

Hamann stand über seiner Zeit, **Jacobi** unter dem Einflusse der seinigen. Was hinderte ihn, die philosophische Bildung derselben als sein vollständiges Eigenthum aufzuweisen? Er übertraf seine Zeitgenossen an Scharfsinn und Gedankentiefe; aber unaufhörlich trieb es ihn aus dem

Mittelpunkte, indem sich Andre beruhigten, wieder heraus. Daher ist seine Philosophie centrifugal, in beständiger Entsagung begriffen. Was so eben das Resultat der scharfsinnigsten Denkoperation war, was nun in vollkommener Klarheit seinen Wissenstrieb befriedigte; das stand ihm bald wieder in unerreichter Ferne, das alte Mühen nimmt wieder seinen Anfang, das ewige: Gib mir, da ich stehen mag! Daher das Christenthum sein letztes Asyl. Die Art und Kunst **Jakobi's** kann man eine Dialektik des Gemüths nennen, ich meine den Mangel alles Systems, das Fragmentarische des Geistreichen, das **Jean Paul** im Interesse der Poesie so unerreichbar verfolgte. Nicht nur innerlich waren diese beiden Geister verwandt, sondern sie kamen auch äußerlich durch einen interessanten, vor einiger Zeit erschienenen Briefwechsel in mannichfache Berührung.

IV.

Thümmel.

Thümmel gehört zu einer Gattung von Schriftstellern, die jezt ausgestorben ist, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke suchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantasie ihrer Leser mit einer schauernden Gänsehaut überziehen; sie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen ein, und stürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demselben Augenblicke schon wieder beim Aequator zu sein. Sie steigen, wenn sie Pedanten sind, auf die Gipfel der Alpen, man lauscht, welche Worte sie ihren Entzückungen geben werden, und sie ziehen Kant's Kategorientafel aus der Tasche, und beweisen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angestrengt werde. Es gibt Schriftsteller, die sich im

lezten Kapitel ihrer Werke der Unsterblichkeit empfehlen, und im ersten dem Publikum Grobheiten sagen, wie sie sonst unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein französischer Humorist erklärt, seine Absicht sei, der Leser solle sechsmal seine grausamen verrückten Schilderungen wegwerfen, und sie das siebentemal doch wieder vornehmen. Das sind unsere Zeitgenossen.

Glückselige Vergangenheit! Unsere Väter erholten sich, wenn sie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neu erschienenen Unterhaltungsschriften mit ihren schäkernden, spaßhaften Titeln durchliefen, und wenn sie dann einen bei den Gebrüdern Jacobäern oder bei Fritschen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, so floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und sie verdauten noch einmal so gut. Dieser anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum ist jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert,

nicht geliebt sein. Das Genie kennt keine Regel, als seine eigenen Sprünge; diese gelten für die Gesetze der Schönheit. Wer stiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenschaften, der gutmüthigen Wünsche, der bescheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu sprechen, wie von einer Erfahrung, die unser Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unserer heutigen Autoren eine Fabel geworden ist, die man am tiefsinnigsten zu erklären glaubt, wenn man sie mit der Entsagung enden läßt! Wer getraute sich noch die Räthsel des Platonischen Dreiecks auf die einfachste Art zu lösen, und von gewissen Begierden menschlich zu reden, über die die Faust's und die modernen Don Juan's so viel Göttliches gefaselt haben! Ueber den Musen hat man die Grazien vergessen.

Thümmel und Wieland haben allerdings auch in

ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die schalkhaften Streiche des kleinen Liebesgotts haben sich später so in's Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über sie lachen konnte. Die Poesie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komischen Ehestandsscenen, die unschuldigen Ehebrüche en miniature, wie lange konnten sie allerliebst bleiben? Die **Prätzel**, die **Laun**, die **Langbein** mit ihren grotesken Abenteuern, ihren vom Bock gestoßenen Pastoren, diesem ewigen: Jungfer Lieschen, weißt du was, komm mit mir in's grüne Gras! wurden auf die Länge unausstehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines **Wieland** sind in diesem Bereiche später so unerreicht geblieben, als der Witz und die geistreiche Laune **Thümmels**.

Thümmels bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächsten Berührungen mit höchsten und allerhöchsten Personen brachte, war für den Charakter seiner Muse

entscheidend. In einer noch so auffallenden Barbarei der deutschen Literatur, wie sie theilweise das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der seltensten Verhältnisse, um zu einer so ausgezeichneten Meisterschaft zu gelangen, wie sie in **Thümmels** Lebensansicht und Ausdrucksweise unbestreitbar ist. Diese Einflüsse seiner Erziehung und seines Umgangs waren es auch, die sich bei **Thümmel** mit einer fröhlichen, heitern Laune gesellten, wie sie allein ein Geschenk der Natur sein konnte. **Thümmel** überrascht uns durch seine Kenntniß der fremden Literatur eben so sehr, wie durch seine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer sorgenlosen Erziehung und Lebensweise sein wird. Wie schwer wird es den Schriftstellern jener Periode, sich von den lästigen Einflüssen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantasie klebt ihnen immer noch etwas Tellurisches an den

Füßen, sie zupfen sich verlegen an den Manschetten, wenn sie in den Tempel der Musen treten, und können bei allen Gerichten, die sie, an die Tafel der Himmlischen gezogen, genießen sollen, einen hartnäckigen Beigeschmack von Kartoffeln in ihrem Gaumen nicht überwinden. Das sind Unbequemlichkeiten, von denen man sich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht störten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. Thümmel war ein Bevorrechteter, aber seine vorurtheilsfreie Einsicht verhinderte ihn, darauf stolz zu sein. Thümmel war in gewissem Sinne Aristokrat, wenn man sich dieses Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er stand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und besaß den für jene Zeiten seltenen Muth, diese mit oft herbem Spott aufzudecken. Seine geistreiche Wilhelmine ist der beißendste Spott auf die

damaligen Höfe mit ihren Maitressen, Intriguen, Festivitäten, Kammerherren, Hofmarschallen. Er zeigt uns die komische Seite davon, während Schiller in Kabale und Liebe die tragische zeigt. Auf diesem politischen Gebiete wird Thümmel zuweilen bitter. Sonst liebt er zu spielen; sein Humor kämpft nur mit den leichtesten Waffen. Er wirft so viel Blumen über den Gegner, bis dieser erstickt. Wenn Thümmel anfängt, sich lustig zu machen, so ist es gewöhnlich über sich selbst. Er nennt seine Satyre einen Hund, der von der Kette gelassen, seinem Herrn zuerst in das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe ist ein Scherz in dieser anmuthigen, verblümten Manier, die später so viele ungeschickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei Thümmel, wird das bewußtlose, naive Pflücken und Kosten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize

geschildert. Eben so einfach ist die Situation in Thümmels berühmter Wilhelmine. In diesem durch den geschmackvollsten Styl ausgezeichneten prosaischen Heldengedichte herrscht dieselbe Diskretion des Stillschweigens, derselbe Zauber der Mäßigung in Verhältnissen, die um so anziehender sind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendur gelangen mußte, mehr veranschaulichen, als dies Meisterstück der komischen Muse, das durch die Affektation der Homer'schen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

Thümmels Hauptwerk ist die Reise in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reise eines Hypochonders, eines schlechten Verdauers, der sich und seine Laune und seinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat Thümmel alle Schleusen

seines reichen Geistes geöffnet. Seine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechseln mit den anziehendsten Episoden ab, mit satyrischen und verliebten Passagen, mit den drolligen Abenteuern, die ihm entweder wirklich begegnet sind, oder die er mit erfinderischer Kunst ersonnen hat. Ich habe bei diesem Kleinode unserer Literatur nur zwei Wünsche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit gegen sich selbst und das reizendste Geschöpf seiner Phantasie, gegen Klärchen von Avignon. Unsre Neueren sind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unschuld zu schildern, gescheitert, einer Aufgabe, die der unkeusche **Thümmel** durch die Darstellung seines Aufenthalts in Avignon längst gelöst hat. Klärchen, das katholisch-fromme Klärchen, dessen höchste Wonne das

Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsstück, ist, dürfte unter allen von der Phantasie eines Dichters gebornen weiblichen Wesen das einzige sein, dem gegründete Rechte auf die Myrtenkrone der Unschuld zustehen. Warum hat **Thümmel** an diesen kindlichen Engel, den er mit lüsterner Verführung umflattert, selbst nicht glauben wollen? Warum hat er diesen himmlischen Zauber zerstört und aus Dem Verstellung gemacht, was ein Triumph der reinsten Natur war? Dieser Mißgriff hat sich an dem Dichter gerächt. Die Reise verliert ihr Interesse, nachdem Klärchen für ein trügerisches Phantom erklärt ist, viele Partieen sind langweilig und **Thümmel** muß seine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leser wieder zu versöhnen.

V.

Fichte.

Die meisten Moralphilosophen (und **Fichte** war nur ein Moralphilosoph) haben die Prinzipien des Handelns eher aus dem Monde deducirt, als aus den entweder an sich selbst, oder an Andern erkannten Bedürfnissen, nicht nur zu handeln, sondern auch recht zu handeln. Von Aristoteles moralischem Justemilieu an bis auf **Kant's** kategorischen Imperativ läßt sich vergebens ein Moralprinzip auf die Quelle eigener Erfahrung zurückführen. Will man die Glückseligkeitstheorien nennen, so zeigen uns diese den Philosophen nur leidend und empfangend, also nicht einmal als Mann. **Fichte** erst huldigte der höchsten Autorität der Philosophie auf beidem Wege, nicht nur, daß er seinem Drange und Triebe nach offener Bewährung seiner Kraft

die Weihe rationeller Wahrheit verlieh, sondern daß er auch später im vollen Besitz seiner Lehre jede Regung der Leidenschaft, jeden Wunsch des Herzens an sie verwies, und Nichts thun wollte, was ihm sein Gesetz zu thun nicht gebot. Und diese Beruhigung und innere Rechtfertigung wird ewig das Wahre im Bedürfniß zur Philosophie bleiben, gleichviel ob sie in dieser bestimmten Form gerade Diesem oder Jenem oder Allen genügt, wenn es sich nur um ein Gesetz handelt, in dem man sich selbst, die eigensten Bedürfnisse seines Herzens als Initiative und constituirende Gewalt wieder erkennt.

Erst nach mannichfaltigen Erfahrungen, die ihm sowohl ein tiefbewegtes inneres Leben, als die großartige Geschichte seiner Zeit darbot, kam **Fichte** zu den Elementen einer Lehre, die er später zu einer bewundernswürdigen Consequenz erhob, so daß er ihr seinen eigenen biedern und

geraden Sinn aufzuprägen schien. Sein Ich, das in der Geschichte der Philosophie den Uebergangspunkt neuerer Entwickelungen bezeichnet, hat sich längst, ich möchte sagen, Antithesis des Nichtich gebrochen. Doch, was aus den welken morschen Trümmern dieser gesunkenen Himmelseiche als gerettetes Samenkorn sich erhalten hat, ist Etwas, das seine Gegner zwar schon längst in jener Totalperson versteckt glaubten, es aber als das Fichte'sche nicht zu ehren wußten, nämlich das bescheidene Ich des Individuums. So werden die Formen und lezten Gründe unserer Handlungen wie welke Hüllen und Schaalen immer zurückgelassen, die Geschichte kann nur über Thaten und ihre Folgen Gericht halten. —

Fichte fand in seinem Leben vielfache Gelegenheit, die eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer seines Muths zu bewähren. Nicht nur seine persönlichen Schicksale, die

gänzliche Verlassenheit seiner Jugend, getäuschte Hoffnungen, nicht anerkannte Verdienste, vereitelte Lebenspläne, die Unbillen während seiner Jenaer Professur, seine Entlassung und ungewisse Lebensaussicht, sondern auch das öffentliche Unglück der Zeit ertrug er mit einer Fassung und Männlichkeit, die den Beweis führen konnte, daß eine jede Lehre in dem Gemüthe Dessen, der sie zu dem innersten Nerv seiner Lebenskraft zu machen versteht, das Siegel und Gepräge ihrer Wahrheit findet. **Fichte** gehört zu den wenigen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur, die die bewegten Räume der äußern Welt als die rechten Meditations- und Studien-Oerter anerkennen. Man weiß nicht, ob man mehr diese erhabene Sehnsucht, durch Wort und That für seine Zeit zu wirken, schon in seinen ersten Aeußerungen bewundern, oder einen Schauplatz anklagen soll, der so wenig geeignet war und noch ist, die Energie des

Einzelnen durch großartige Verhältnisse zu entzünden, und dem Feuereifer Stoff und Nahrung zu geben.

Solche zurückgeschlagenen Kräfte haben sich daher zu allen Zeiten an den Theil des Volkes zu wenden gesucht, der jedem Eindrucke offen steht, und der Annahme fremder Einflüsse weder schon Anerzogenes, noch einen freien Willen entgegenstellen kann. Plato konnte die Ideen seiner Republik nur durch die planmäßige Erziehung ihrer Stände verwirklicht sehen; das Christenthum wandte sich am erfolgreichsten an Weiber und Unmündige; Rousseau annullirte sämmtliche dem Menschen seiner Zeit anerzogenen und angelehrten Prädikate, Kenntnisse und Fähigkeiten, und zog sich in die Anfänge aller Menschenbildung, in die nackte Unschuld zurück.

Von derselben Nothwendigkeit war Fichte nach Pestalozzi's Vorgang für Deutschland ergriffen, und zur

Ausführung seines Zieles mußte die tiefe Schmach des Vaterlandes, das gänzliche Dahinschwinden jeder Hoffnung auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage aus eigener Kraft ein spornender Antrieb sein. Man wird von Bewunderung für den edlen Mann und tiefster Rührung hingerissen, wenn man in seinen Reden an die deutsche Nation die Aufforderung an Deutschlands Fürsten liest, sich persönlich diesem Plane einer totalen Bildungsreform zu stellen. Würden sie ausbleiben, so solle man zu den Kindern des Bürgers gehen, und verweigere auch der die seinen, so blieben ja noch die Waisen und Findelkinder übrig; sie würden das Vaterland befreien! Man wird diese Ueberzeugung und Fichte's Einfluß auf die Begeisterung der deutschen Jugend jener Zeit, und namentlich auf die Stellung des Preußischen Staates zu ihr, ewig zu schätzen haben.

VI.

Julius Schneller.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal aushauchen kann: ich habe gelebt! Aus der von **Ernst Münch** herausgegebenen Biographie **Julius Schneller's** und den ihr angehängten Briefen sieht man, wie viel fremde und eigene Existenz, wie viel Schicksale und Kleinigkeiten man consumirt, um zu leben. Wie zerspaltet sich hier Alles in Besuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Briefchen, Aerger, Spaß und Spaziergänge! Es ist eine Mosaik von zahllosen bunten Steinbröckeln, die sich da zu einem Gemälde zusammensetzen muß: es ist so wenig Großes, Erschütterndes, Schöpferisches, und doch so viel Hast, so großer Mangel an Athem, so viel Verwirrung, Thürzuschlagen und Lärm, daß man erstaunt, wo

zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen ist. Ist das bei uns Allen so? Eine Thatsache, die wir nur selbst nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? Nein, man muß doch Oesterreich kennen, um ein Leben, wie das hier von Münch beschriebene, zu verstehen.

Ein Prager, Gratzer oder Brünner Professor ist ein Mann, der in einem schwäbisch-populären Style Bücher geschrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menschenalter zu spät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß diese Leute nicht im Umgange die erquickendsten Menschen wären. Sie besitzen eine unverwüstliche Liebenswürdigkeit. Wo du sie haben willst, da sind sie, jede Stunde ist ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So Etwas gibt es in ganz Europa nicht wieder, am wenigsten in Deutschland. Diese Herren kleiden

sich nie modisch, aber immer sauber; sie verbreiten um sich her Kultur und Vergnügen, sie sind überall gern gesehen, und wälzen sich in Bekanntschaften. Kein Ball ohne sie. Sie selbst sind Mode. Man erwartet sie in den adeligen Häusern jeden Morgen zur Visite, und ist immer gewiß, etwas Neues, Schnackisches zu hören und aus der weiten Rocktasche ein saubres Buch für die Comtesse zur Unterhaltung ziehen zu sehen. Wenn irgend Etwas noch an die Zeit der französischen Abbé's erinnern kann, so sind es diese österreichischen Professoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß sie ganze Städte gescheidt und glücklich machen.

Julius Schneller gehörte zu diesen Allerweltsmenschen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das stereotype Wesen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden,

machte Witze, rezensirte die gestrige Oper, räsonnirte über neueste Literatur und Zeitungsgeschichte, war galant, geschmackvoll, überraschte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Gratz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindsamkeit besuchte er des Nachts, wenn Alles schlief, und schwärmte mit ihr; dem Unterrichteten schenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eiteln gab er einige Lobsprüche, die ihn Nichts kosteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Bretern der Bühne, tadelte er mit Schonung, wie sehr sich auch Seydelmann in dem Briefwechsel beklagt. Und das Alles war ohne Servilismus und Schweifwedelei; reiner Instinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Späßen und Wienerisch-

komischen Komplimenten kam aber leider ein Uebelstand, **Schneller's** Freimüthigkeit, sein Josephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte **Kant**, die reine und die praktische Vernunft, schrieb gegen den Mysticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn **von Hormayr** aber für einen sehr kleinen Mann, und **Gentz** war sein Feind. Ich glaube, **Schneller's** ganze Manier war **Gentz**, dem Norddeutschen zuwider. Er hintertrieb die literarische Thätigkeit des Gratzer Professors: es kam zu sehr interessanten Debatten, welche im Buche nachzulesen sind. **Schneller** behauptete lächerlicher Weise, **Gentz** sei auf seinen Ruhm eifersüchtig, und übernahm zuletzt eine Badische Professur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und besonders an der Berichtigung der deutschen Urtheile über die Julirevolution sind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem

vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden ist: **Schneller** war als Mensch der Liebenswürdigste im Umgang, und eine wahre Freude des Daseins für seine Bekannte. Als Schriftsteller schrieb er einen lebhaften, oft rhetorischen und schwülstigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche sich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine besondere Tiefe der Auffassung, sondern einzig und allein durch ihre lobenswerthe Tendenz auszeichneten.

VII.

Schleiermacher.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm sorgfältig angelegt haben. Nach

der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um, und konnte sie nicht finden, die sich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forschte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leise seine Opfer: **Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow,** und manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird immer lichter, und das lezte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo ist der Schmerz, dem es sich hingebe ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen

könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe **Göthe's** stand. **Göthe** war einem Theile seiner Zeitgenossen längst verstorben; er hatte sie durch sein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren, und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen! Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten, und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken?

Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes sein, und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß seitdem eine entschiedene Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl Diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonsequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör, und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Meisten an's Leben gegangen ist.

Schleiermachers innere Kraft schien unzerstörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart **Schleiermachers** Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerze unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben

so wenig, wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte, und die zu widerlegen er doch so viel weitläuftige Dialektik ausspann.

Wer mit **Schleiermacher** je in Berührung gekommen ist, wird immer bereit sein, zuerst von seinem centripetalen, unverrückten Verstande zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolirung doch ein moralisches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wohl aber in den geheimen Saiten seines Wesens wiedertönte. Wer ihn in den drei lezten Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen

können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her, oder um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleußen fort, welche noch die Gefühls und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine kleine Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen

müssen, daß er des Trostes bedürfe und der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit bricht morsch zusammen. **Schleiermacher** predigte seitdem mit einer rührenden Freudigkeit in seiner Kirche. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß **Schleiermacher** die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche sie außerdem zum größten Theil in einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig

gegen die Domagende geführten Kampf fallen lassen zu müssen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Halle'sche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, welche in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme, und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hinzugeben, in trübe Stimmung versezte. Allein wir glauben an keine Inkonsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all die Keime ahnen ließ, welche später zu

bewunderniswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Prinzipien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen, und doch resignirenden, die Welt opfernden Christenthums, die wir in **Schleiermacher's** lezter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund, und hing mit den Bemerkungen zusammen, welche diese Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei lezten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch **Schleiermacher** von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt sein, und widerrief sogar öffentlich eine Nachricht, welche ein französisches Blatt über seine politische Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten

in der preußischen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältnisse waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, **Schleiermacher** wurde bei Hofe gern gesehen, und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. **Schleiermacher** hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen sein, wie **Niebuhr**, der eine neue Barbarei fürchtete, aber **Schleiermacher** sah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulse, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit seinen ideellen Bestrebungen in gar keiner Verbindung stand. Das Terrain hatte sich

verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann, wie **Schleiermacher** noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. **Niebuhr** fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: **Schleiermacher**, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte, und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht, wo ist Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo sind die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals

in unmittelbarer Berührung steht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andre führten, sah er überall abgerissen, er verzweifelte, an den übermüthigen Interessen des Augenblicks einen Gesichtspunkt zu entdecken, der eine Aussicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er resignirte, schloß Auge und Ohr und flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu resigniren, Aug und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi verhüllt hat, zur Seite liegen, und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis er (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfniß über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte.

Schleiermacher stand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur Christus rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf **Schleiermacher** eine traurige Erfahrung der Tagsgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen werde bewegt werden, so schien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konsequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen Tendenzen gehe. Man kann wohl sagen, daß Wenige das gränzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben, als **Schleiermacher**, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den blassen, ermattenden Gedanken der Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere

Uebel, gegen welche sich die Menschheit wohl zu wappnen versteht, aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die Hilflosigkeit, mit der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konsequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaften Ueberzeugung waren seine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten, und fand nur Trost in jenem letzten Grunde, dessen wir schon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, seinen Thränen sich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, die Seuche, die Menschen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß sie sich unter

einander Beistand leisteten, und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden, und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebenslust, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend hielt sich seitdem von Schleiermacher, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der Starke, zulezt ermattend, erschlaffend. —

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung Schleiermacher's

von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeinde-
gliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es
war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen
Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine,
unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Leh-
rer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn
als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer
großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Cha-
rakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine
wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit
der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn
spätere Zeiten sich auf **Schleiermacher** berufen, so ist es
wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter
welchen derselbe scheint aufgefaßt werden zu müssen.

VIII.

Jahn.

Die neuerlich erschienenen Denknisse eines Deutschen könnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Bierschröters. Kurz es sind Anekdoten oder Läuschchen aus dem Leben des alten Gymnasten und ewigen Gymnasiasten Jahn. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er ist sich selbst untreu geworden und seinen Grundsätzen inconsequent. Denn hör' es, Deutschland, Jahn, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkost, Jahn, der Teutone, Jahn, der Longobarde — schnupft, schnupft Tabak; recht was man Tabakschnupfen nennt! Jahn selbst fühlt, wie gewissenlos dies gehandelt ist, und sein erstes Wort an die jungen

Hallischen Studenten, welche ihn besuchen, pflegt zu sein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Nase! Die ist das einzige Glied meines Körpers, das sich dem Dienste des Vaterlandes entzogen hat. Diese Nase ist für die deutsche Freiheit verloren; denn höre, du Wackerer, ich schnupfe. Warum? Warum? O, ich Jämmerlicher; aber vergib mir, sonst bin ich immer noch der Alte.“

Jahn ist ein Mann, der keinen Trost darin findet, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er muß immer Menschen um sich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und seine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in seinem Asyl am Harz eine kleine Gemeinde um sich, die den Alten gern schwadroniren hört bei einem Glase Merseburger Biers, des ächten schwarzen Meths der Urzeit; und bei dieser Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabakswolken der Philister, war es denn auch, wo er

sich das meindeutsche, fremdländische Schnupfen, die einzige Inconsequenz seines charakteristischen Lebens angewöhnte. Endlich entstanden bei dieser Gelegenheit auch die Geschichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt sind. Denn er ist voll von Mährchen und Geschwätz aus Schill's und Dörnberg's Zeit, der alte Ulysses, und spricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Die drei Fahrten des Buches sind nun an sich ohne alles Interesse. Niemand anders dürfte sie nacherzählen; denn sie kommen auf gar nichts heraus, als daß sich Jahn im bloßen Halse, mit dem schwarzen Rock der wilden Jagd und seinem unvergeßlichen viereckten Gesicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man sich an den Spiegel stellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) hier oder dort sehen ließ: was da gewispert wurde und gestichelt, und wie er dann grob gewesen, den Leuten auf den

Fuß getreten hätte, ohne um Entschuldigung zu bitten wie er in Harnisch gekommen wäre, wenn Einer, um sich mit einer Spanierin zu verständigen, französisch gesprochen hätte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch liest man diese Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Persönlichkeit, die sich darin prostituirt. Merkwürdig ist die Wichtigkeit, die er auf seine Person legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz besonders auf ihn abgesehen gehabt hätte. Er schildert eine Reise, die er von Perleberg in's Hannöversche mit einem Engländer im Jahr 1809 gemacht hat, wobei er sich das Ansehen gibt, als wäre dies eine Reise mitten durch das feindliche Lager, eine Reise, die ihm und dem Engländer das Leben hätte kosten können. Dies ist eine Wichtigthuerei, die im Leben unausstehlich sein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich ist. Alle Augenblicke steigt

er aus dem Wagen heraus, horcht und lauscht, legt sich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, streut tausend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht springt er aus dem Fenster des Gasthauses, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kommt schweißtriefend zurück, schläft nicht, kurz diese unsinnigen Faxen machen das gefahrlose Abenteuer spaßhaft. Kein Mensch ist da, und **Jahn** summt immer das **Körner**sche Lied: „Feinde ringsum!“

Wer **Jahn** gekannt hat, muß gestehen, daß er in den kleinen Details der Existenz ungemein bewandert war. Er war voller Listen und Schliche, um Aepfel aus einem Garten zu stehlen, über verbotene Zäune zu springen und Reißaus zu nehmen, wenn sich der Gärtner zeigte. **Jahn** kannte das Einzelwesen der Wirthschaft. Er hatte die Hunde belauscht, wie sie es machen, wenn sie Knochen benagen,

oder in Butterschnitte einbeißen. Er wußte wie Kanarien-
vögel aufgezogen werden, wie man sie behandelt, wenn sie
die Darre haben, und wie Hecken einzurichten sind zwischen
Hänflingen und Grasmücken. Er kannte alle die technischen
Ausdrücke von Küche, Keller, Handwerken, und war ein
Meister in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt
etwas vom Muttersöhnchen und, wie man bei mir sagt,
vom Topfkicker in all dem Vandalismus, mit welchem sich
Jahn brüstete. So war er in den ideellsten Sphären ordi-
när, kleinmeisterlich, schülerhaft und eigensinnig. Er zog
Alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Din-
gen entsprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf
einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte schien; auf
die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der
Andre hatte; auf Miene und Grimassen. Da verfehlte man
es bald, wie man sich auszog, bald wie man sich anzog,

wie man stand, wie man ging, es war eine ewige Mäkelei und ein schulmeisterlicher Pedantismus mit seinem Formwesen, daß es immer Zank und bissige Redensarten gab. Für einen genialen und festen Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Besserwissenwollen, dieser abscheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man sich nicht auf einer Sünde gegen die Affektion der Turnschule ertappen ließ, und dieser Spektakel, wenn man originell und selbstständig sein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage alle Die, welche mit **Jahn** zu thun hatten, und eigenen, festen Willens waren, ob sie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo sie im Begriff waren, dem alten Markomannen etwas Handgreifliches anzubieten. Dies war wenigstens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann schwieg er still, sah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du bist

doch ein ganzer Kerl!" Und doch muß man sagen — vergeben konnte er Nichts. Er hatte ein arges Herz.

IX.

Charlotte Stieglitz.

Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters **Heinrich Stieglitz**. Wer das Genie **Göthe's** besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum Werther geben. Denn es sind ganz moderne Culturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieses Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Es war seines Amtes. Aber wir sind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geschworen, und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, von Nervenschwäche, von falscher Lektüre, und Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind; und sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt ist, und die Heldin des Stücks bis auf den lezten Moment für zurechnungsfähig erklärt

werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, sondern die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt, und welche allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnhnheit zusammengehaltene Neigung, die bei den meisten Frauen sich zulezt auf die Thatsache der Kinder wirft, und von diesen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die nur um ihrer selbst willen sich hingibt, wo sie Anbetung findet. Sondern das höchste Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine

Liebe, die sich auf Thatsachen stüzt, welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich, und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich sein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich sein, bis die Liebe überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahel's Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemal niemals haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resultate, wie Charlotte; sie ergab sich nur dialektischen

Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einst die Mirabeau's und Catilina's des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; sondern wühlte sich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenspänen, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig, und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesen-

gedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt, sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, starker, göttlicher Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn sieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in stolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisirt haben. Er liebte Hegel, Göthe, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung,

Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, welche für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es ist Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind alle Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restauration Geist, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, fand **Stieglitz** schneidenden Widerspruch. So gerieth er, der mit Hafizen schwelgte, und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, in Gefechte mit **Saphir!** Seine Ideale wurden profanirt. **Menzel** wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff

auch seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen die Lieder eines Deutschen, vom Tiersparti vergöttert, und doch vom Repräsentanten des Tiersparti, von Menzel, aus Inkonsequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Göthe'sche Poesie und die Freiheit, und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit und die Prosa der Partei sein. Ist die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich sein und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd

der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu sein? Wo der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochetirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des Meyers Tochter, die sich für ihn opfre?

Ich meine es treu mit diesen Worten, und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unsrer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Ariost, Petrarca zu ihrer Zeit so viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Persönlichkeit, wie sie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichterisch sich ausgesprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu sein in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im Infanteristen-Ausdruck, in der oratio

pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche

Rücksichten und Wittwenkassen; diese ganze Misere kam nicht in Charlottens Seele. Es ist ganz falsch, ihr lieben geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Wesen, habe sich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu schaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie nicht, die stolze Seele. Nicht Ruhe, sondern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des

Frühlings, resignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für sie liegen konnte.

Die That ist geschehen. Das Grab ist still. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was soll **Heinrich Stieglitz**? Armer Ueberlebender! Du bist ein unglücklicher Rest. Aber dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen. Was wirst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. **Dante** hätte dieser Anregung nicht bedurft; **Göthe** gar nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang

deiner Gedanken, so mußt du so groß sein, wie dennoch Dante und Göthe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie sein könnte. Wahrlich, Poesie ist hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Trägödie nicht vollständig. Wie willst du sie runden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen

einer den andern ablös'te. Zu Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrack vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in **Heinrich Stieglitz** einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussezte, glaubte sie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, was sie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von dem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Als sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur antraf, als sie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken in ihren

Armen hatte, als die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlandes, die Göthe'sche Reminiscenz statt des Genies aus seinem Munde sprach, da gab sie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da sie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben

Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versezt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das so viel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte finden, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen sein, und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die

üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Freude auf jedem Antlitz strahlt, und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Absude einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath angedeutet, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten Alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einsatz desselben herauskäme. Da war Spanien, da ist Südamerika: da sind überall Gräber offen. Er suchte sie nicht. Er blieb zurück. O! es gibt

vielleicht einen andern Weg, sich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gib die Leier hin auf ewig! berühre sie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: sei Nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotte nicht mehr deine Liebe oder deine Muse — sondern deine Frau und sage dreist, daß du sie nach deinem Gefallen behandeln konntest. War sie deinen Tugenden angetraut, so war sie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn sie starb, so war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber stolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was

aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch, und aus tiefster Naivität zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (**Theodor Mundt**) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke, und hielt

sich in seinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint, und Nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimale Schmelz in Mundt's Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist Etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es

gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden, und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühls-Ergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich missgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte in der Dichtkunst Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Geschichte.

Heute sagt man nicht mehr, die Geschichte ist die Zusammenstellung von Begebenheiten, sondern sie ist das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemisch zu zergliedern, ist schwer; aber es sondert sich in verschiedenartig colorirte Momente, welche von der Existenz und Materie sich stufenweis' erheben bis zum Geiste und seinen höchsten und freiesten Thätigkeiten. Leben ist der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben ist der Athem der Menschheit, das

Wort selbst, es ist Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man selbst nur sein kann. Und so gehört Alles, was nur Leben athmet, zur Geschichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Kultur, die erleichterte oder erschwerte Existenz, Alles wird zur politischen Debatte erhoben. Wer würde jezt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürsten, die römischen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Historiker mehr seien, als bloße Erleichterungen der Uebersicht? Wollte man blos Regierungsgeschichte schreiben, so würde man jezt nicht nur in die Kategorie des Chronisten fallen, sondern auch unvollständig sein; denn was läuft nicht Alles neben den politischen Ereignissen her, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politischen Ereignisse selbst zusammen mit Erscheinungen, die nicht zu verschweigen sind! Daraus sieht man, wie hoch sich jezt des

Geschichtschreibers Aufgabe stellt. Es war Zeit, daß die Blüte der rhetorischen Darstellung wieder zu Ehren kommt: denn man hatte es sich gar zu leicht gemacht: und am leichtesten oft die, welche die Stolzesten sind, nämlich die sogenannten Quellenforscher. —

Das Gerüst zu einer neuen Geschichtschreibung liefern **Vehse's** Tafeln der Geschichte, die Frucht des gründlichsten Fleißes. Der Verfasser belauscht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, sondern das ganze Athmen des Lebens, wie es sich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunst der Nachwelt hinterlassen haben. Zwei und zwanzig verschiedene Lebenseinrichtungen laufen tabellarisch neben den politischen Ereignissen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erst wird manche dunkle Thatsache von einem

Lichte erhellt, welches Grund und Ursache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geschichte hat keine Postulate, keine Randverweisungen mehr; sondern Eins ist neben dem Andern unerläßlich, und das Ganze baut sich wunderbar architektonisch zu einem gefugten und vollkommenen Systeme zusammen. Kein chinesischer Bau ist es, der sich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortsezt, sondern jedes Stockwerk hat seinen eigenen Charakter und Styl, welcher immer eine besondere politische oder Culturtendenz ist. In diesem Herausstellen des Ueberwiegenden, der Tendenzströmungen, der historischen Penchants sind diese Tafeln besonders glücklich.

von Raumer und Don Carlos.

Herr von Raumer gehört zu den wenigen deutschen Gelehrten, die den Werth ihrer Studien nicht nur in der Gründlichkeit, sondern auch im Geschmacke suchen; doch läßt er sich oft durch illusorische Vorurtheile und dilettantische Liebhabereien zu Geschichtsansichten hinreißen, welche weder den Thatsachen, noch der Psychologie entsprechen. So will Herr von Raumer nachweisen, daß Don Carlos von Schiller durchaus unhistorisch aufgefaßt sei, und faßt in seiner zweiten Sammlung Pariser Briefe mit Folgendem das Resultat seiner Untersuchungen zusammen: 1) Carlos hatte von Anfang an eine körperlich schwache und geistig bösartige Natur. Das lezte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und reuige Augenblicke eintraten. 2) In solchen Zeiten höchster

Leidenschaft kann der Haß, welchen er unläugbar gegen seinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf dessen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu sagen, wie weit hier eigentlicher Vorsatz, Besinnung und Zurechnungsfähigkeit stattfand. 3) Jedenfalls war Carlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer strengern Aufsicht vorhanden. 4) Er und die Königin sind natürlichen Todes gestorben, und niemals hat auch nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen statt gefunden.

Wie unbezweifelt vielleicht auch diese drei lezten Punkte sein mögen, so dürfte doch die erste Behauptung anders gestellt werden, weil ihre Entscheidung zulezt nur allein dem psychologischen Urtheil anheim fällt. Daß Don Carlos kein ganz empfehlungswerthes Muster eines Kronprinzen abgegeben hat, daß selbst sein näherer persönlicher Umgang wenig Angenehmes darbot, mag richtig sein; ob aber

von dieser dahingestellten Thatsache sogleich auf eine von Anfang an geistig bösartige Natur zu schließen sei, das scheint mir mindestens eine zu übereilte Folgerung. Des Prinzen ungebührliche Handlungen darf man kaum seiner Bosheit, vielmehr seiner Gedankenlosigkeit zuschreiben, und muß sie, statt Verbrechen, lieber dumme Streiche nennen. Es gibt eine gewisse Geistesabwesenheit, die ihren Grund weder in einer auffallenden Schwäche des Verstandes, noch einem boshaften Herzen hat, sondern lediglich in dem Mangel an Beschäftigung. Hätte Philipp seinen Sohn gegen die Türken geschickt, Don Carlos würde ein heldenmüthiger Krieger geworden und mit den vielleicht uncivilen aber doch ehrenwerthen Tugenden eines Soldaten zurückgekehrt sein. In der That spricht der Prinz von seinem unfreiwilligen Müßiggange in mehreren von Raumer selbst mitgetheilten Briefen sehr räsonnabel. Wir würden zwar

bald geneigt sein, ihm die besten Vorschläge zu machen, um seine Zeit auszufüllen, aber die Beschäftigung eines Prinzen des sechzehnten Jahrhunderts war unstreitig zu herkömmlich, als daß Don Carlos etwas Anderes hätte wünschen können, als die Stärke seines Arms zu versuchen. Man frage jeden Erzieher, der eine Uebersicht über einige Dutzend Buben hat, ob ihm nicht mehrere unter ihnen begegnet sind, die bei dem ehrlichsten Sinne und besten Willen Nichts thun, als alberne Streiche, und dies meist immer unbewußt, so daß man sie für eine Thorheit züchtigen kann, die sie vor fünf Minuten begingen und längst vergessen haben! Solch ein unnützer, im Grunde durchaus nicht böser Müßiggänger von Kronprinz scheint mir Don Carlos gewesen zu sein.

Die Vendee-Kriege.

Den Darstellungen der Vendeekriege hat die Parteilichkeit der Republikaner und Royalisten weniger geschadet, als die abenteuerliche, romantische Art, mit der die Letztern fast immer von ihnen gesprochen haben. Die Veranlassung des Kampfes, die Art der Kriegführung mag die Phantasie immerhin in ein poetisches, wunderbares Dunkel hüllen, man gönnt ihr in diesen prosaischen, das Tageslicht suchenden Zeiten recht gern eine solche Veranlassung; nur hat der Historiker, noch mehr der Taktiker sich vor solchen Träumereien zu hüten. Die ehrlichen Landleute, die ihren Hof und Pflug verließen, um dem Gutsherrn einen Dienst zu leisten, von dem sie glaubten, daß er ihn verlangen könne, haben davon Nichts gewußt, daß eine nervenschwache emigrirte Dame, ein in Prätendentenhistorien

ergrauter **Walter Scott**, und die Deutschen, die außer Thron und Altar, auch die Nachahmung lieben, sie zu Staffagen der schönen Künste brauchen würden; im Gegentheil charakterisirt den Verlauf ihres tragischen Kampfes gerade das Bestreben, sich aus der natürlichen Poesie ihrer Schluchten und Kampfarten zu emanzipiren und der militärischen Organisation der Republikanerheere gleichzukommen. Was ist nicht über die Angriffe der Vendeer, über ihre heldenmüthige Kunst, Batterien zu nehmen, gefabelt worden.

Man sieht, wie weit der politische Fanatismus führt. Wo das Papiergeld recht gut ausreicht, um den Widerstand der Vendeer gegen die Behörde, die dessen Annahme bei Todesstrafe verlangten, zu erklären, da mußten später bei den Historikern die Antipathien des Volkes gegen die neuere Philosophie eintreten. Wo das schwere Konscriptionsgesetz

die nächste Ursache zum Ergreifen der Waffen gab, da haben wiederum die Historiker ihre Helden gleichsam auf die Höhe der Zeit gefesselt und sie zu Repräsentanten des antirevolutionären Prinzips und Gott weiß, welcher Interessen gemacht.

Selbst ein so vorsichtiger, besonnener Mann, wie der Verfasser einer Geschichte der Vendeekriege, war im Stande, dem unnützen Räubervolke, das vor einigen Jahren sich noch so breit machte, daß man an jedem Baume der Vendee einen gehängten Chouan wünschte, dennoch zuzurufen, es möge seinen Kampf für Thron und Altar, wenn auch ohne Hoffnungen, muthig fortsetzen! Wahrlich! das heißt doch dem Vergnügen an sogenannten erhabenen Handlungen die Vernunft zum Opfer bringen! Wenn ein Kampf keine Erfolge hat, warum dies eingestehen und ihn dennoch wünschen!

Man muß dem Verfasser dieser Schrift die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei aller Parteilichkeit wenigstens der Taktik die Ehre gegeben hat. Seine Uebersichten sind lichtvoll, die Schwierigkeit in der Darstellung der Posten, die die Vendeer bald hier, bald da besezten, ist meist immer überwunden, und wo die festen Punkte schwinden, theilen wohl nur die mangelhaften Nachrichten und die Karten, die, wenn sie ihm nicht besser zu Gebote standen, als die seinem Buche beigefügten, ziemlich schlecht sind, die Schuld. Selbst die Vorwürfe, die der Verfasser von einem parteiischen Standpunkte den Republikanern macht, sind zuweilen nicht ohne Grund. Allerdings waren es die schlechtesten Truppen, die gegen den erst für so unbedeutend gehaltenen Aufstand geschickt wurden. Die Krämer und Handwerker, die in den Nationalgarden der zunächst gelegenen Städte standen, konnten ihnen oft als glänzende

Beispiele dienen, und es hat lange gedauert, ehe die Linientruppen die Aufopferung und den Heldenmuth dieses halben Militärs erreichten. Auch ist es bekannt genug, daß der unnütze Ballast aller republikanischen Heere, die Deputirten des Konvents, die Unternehmungen der gegen die Vendee kommandirenden Generale auf das Beschwerlichste hinderten. Wem darf man aber hier den Vorwurf machen? Dem Prinzipe der Revolution? Trägt dies die Schuld, wenn die Republikaner früher den alten Offizieren die Stiefel puzten, oder Köche in Marseille waren, oder in Lyon fallirt hatten?

Der Verfasser ist nicht nur kurzsichtig, sondern auch ungerecht. Er sieht in den Vendeern immer nur Royalisten, die Nichts sind und sein wollen, als Vertheidiger des Königthums, des alten Glaubens, der alten Sitte: warum sieht er in ihren Gegnern nie die Republikaner, sondern

Andern machte, aber ist es denn ein so verwerfliches Geschäft, die Handlungen unserer Eltern mit ihren Irrthümern zu entschuldigen? die Reinheit ihres Willens zu retten, wenn sie im Auftrage eines grausamen Gesetzes, und noch öfter in der Nothwendigkeit gebietender Umstände handelten? Es ist unbegreiflich, wie lange es noch währen wird, daß die Historiker ohne Leidenschaft schreiben.

Die historische Literatur ist dasjenige Feld, auf welchem die Deutschen in neuerer Zeit die besten Früchte gezeitigt haben; doch war es mehr die Gründlichkeit, als das Genie dieser Nation, welches sich mit der Abfassung allgemeiner und Spezialgeschichten beschäftigte. Was pragmatische Gedankenverbindung betrifft, so werden wir immer von den Engländern, und was den Styl, von den Franzosen übertroffen werden. Die am besten bei uns schreiben,

sind leider nicht die Gründlichsten, und Diejenigen, welche im Besitze aller Quellen sind, schreiben einen Styl, so grob wie Packleinen.

Die wesentlichen Beiträge, welche die Deutschen zur Auffindung der historischen Wahrheit geben konnten, wurden dadurch in ihrer Wirksamkeit verkürzt, daß sie niemals in unvermischter Reinheit ihrer Elemente auftraten. Denn die Geschichtschreibung konnte sich bei uns am wenigsten den mannichfachen Tendenzen entziehen, welche seit fünfzig Jahren die Köpfe der Deutschen durchkreuzen. Hat doch jedes philosophische System seinen eigenen historischen Anwalt; haben doch sogar die theologischen Parteien ihre verschiedenartigen Auffassungen der Geschichte, abgesehen von mancherlei originellen Individualitäten, welche sich die Geschichte nach ihrem eigenen Maße zuschnitten.

Unsere historische Literatur würde besser in die Augen

fallen, wenn sie ein centrales Interesse hätte, oder auch nur von einer durchgreifenden, allen gemeinsamen, ungefähren Ansicht über die Menschen und Dinge beseelt wäre. Schlözer und Spittler standen dem Ideale vollkommener Geschichtschreibung weit näher, als viele Neueren, die sie in kritischer Hinsicht überflügeln. Sie hatten eine bestimmte Idee vom Historiker, die weder von der Kirche, noch vom Staate, noch der Poesie, oder irgend einer andern Illusion geborgt war, sondern die man auch eben so gut das Gefühl einer offiziellen Verpflichtung hätte nennen können. Noch Johannes Müller und Woltmann strebten wenigstens nach dem Schein der historischen Wahrheit, und dachten sich dabei gleichfalls ihr Geschäft als eine offizielle Mission, für welche es Rechenschaft und Verantwortlichkeit geben müßte. Die neueren, im übrigen höchst achtungsvollen Bestrebungen scheinen dagegen keinen andern Vorzug

aussprechen zu wollen, als den philologischen. Ihre Darstellungen laufen parallel mit jener rationellen Empirie, welche gleichfalls in allen übrigen Fächern der Literatur die frühere phantastische Speculation abgelös't hat.

Ein Fortschritt würde sogleich sichtbar sein, wenn man sich darüber vereinigen könnte, daß die Aufgabe des Historikers nicht sowohl die Auffindung der Geschichte ist, als die Erhaltung derselben. Es handelt sich nicht so sehr darum, daß eine neue Wahrheit entdeckt wird, als darum, daß die alte nicht abhanden kommt. Die Geschichtschreibung ist die heilige Beauftragung, allen Drohungen gegenüber Recht und Gerechtigkeit in Völkerschicksalen und Charakterentwicklungen zu üben. In ihren Archiven sollen nicht nur die Sammlung bestäubter Manuscripte aufbewahrt, sondern auch die goldne Bulle der historischen Wahrheit vor jedem Nachschlüssel verfälschender Leidenschaft, welche

das Siegel lösen will, geschüzt werden. So wäre denn unsern Geschichtschreibern eine höhere Reife des Urtheils zu wünschen; eine politische Durchbildung, uneigennützige Gediegenheit, und zulezt Verhältnisse, unter welchen die Tugenden und Erfordernisse sicher gedeihen könnten. Da es aber hieran noch aller Orten mangelt, so werden wir noch viel Geschichtswerke bekommen, welche sich zwar angenehm und nüzlich lesen lassen, aber in ihrem Tone, in ihrer Haltung und ganzen Physiognomie Nichts tragen, was die Nachkommen veranlassen könnte, sich bei ihnen zu beruhigen und das Alte nicht immer wieder von Neuem zu beginnen.

Geschichte der Literatur und Kunst.

Ueber die Kunst sind so viel historische und philosophische Untersuchungen angestellt worden, daß man sich wundern muß, wie sie selbst dabei immer zu kurz gekommen ist. Es ist ein sonderbares Schicksal, das die Kunst getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu sprechen, und man spricht von den religiösen Ahnungen der Völker auf den asiatischen Hochebenen, man will die alten Bauwerke

erklären, und verliert sich in die urweltliche Naturgeschichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptische Seelenwanderung. Das ist zur Sitte geworden.

Man verlangt nach einigen Regeln über die gothische Baukunst, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholische Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typischen Beziehungen gewesen sei; man erwartet die Erläuterung eines altdeutschen Gedichts, und hört Nichts, als vom germanischen Volkscharakter, von den geistigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektonischen Ahnungen.

Nun ist es allerdings zu glauben, daß in der Kunst nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, sondern auch ihre verschiedenen Zweige ineinander gingen und sich wechselseitig

aushalfen. In einer gewissen Beziehung läßt es sich hören, daß man, wenn man von der Kunst reden soll, von der Religion spricht, und wenn man die Religion erklären soll, über die Natur weitläufig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunst aufhört, Religion zu sein, man muß es nachweisen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbstpeinigungsgeißel, sondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um seiner Ueberschwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora, oder auch nur ein einfaches Götzenbild, macht sich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von selbst, es muß der künstlerischen Schöpfung eine Ahnung dieses Schöpfungsvermögens, der Begriff eines technischen Handgriffes, die Bekanntschaft mit den bildsamen Stoffen der Natur vorausgegangen sein; oder sollen alle diese Dinge schon durch die Religion, durch das sogenannte

Drängen der Subjektivität, sich nach Außen hin zu vergegenständlichen, erklärt sein? Welche übereilte Schlußfolgen!

Man betrachte einmal auf der Kunstkammer in Berlin die scheußlichsten Götzen, die in der That und Wahrheit Kunstprodukte der Wilden sind. Es sind ungeheure Köpfe, aus einem tafftartigen Stoffe zusammengesezt, mehr viereckig als rund, mit den schreiendsten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große schwarze und weiße Räder, die jeden schüchternen Anblick zermalmen. Man wird sagen: Hier ist der Zusammenhang mit der Religion, hier die erste Stufe der Kunst! Ich gebe das Erste zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu schließen. Diese kalibanischen Köpfe sind unstreitig für den otaheitischen Kultus bestimmt: man ahnt den Eindruck, den sie in der Gemeinde machen müssen: diese glotzenden Augen sind unversöhnlich, dieser mit spitzen

Zähnen besezte Rachen lechzt nach Blut, man kann sich eine Menge heulend und schreiend vor diesem Götzen im Staube liegen denken.

Jezt ist nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürstige, zähnefletschende Gottheit früher oder später, als diese Bilder derselben? Ist ihre Religion Schuld an diesen plastischen Drachen, hätten sie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demselben?

Unsere sublimen Aesthetiker würden sich darüber so ausdrücken: Die Religion ist früher als die Kunst. Wo sich das Göttliche dem Menschen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darstellungen der religiösen Idee diesen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch seine Kunst nur immer auf der niedern Stufe, wo jene steht. Gebt dem Otaheiten das Christenthum, er

wird aus seinem Heiligen einen bessern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Gestalten der Kunst vertraut, und er wird bessere Begriffe über die Gottheit bekommen!

Doch in diesen Behauptungen liegen eben die falschen Maßstäbe und die falschen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild soll auf die ganze künstlerische Thätigkeit schließen lassen! Die Fortschritte der Kunst sind unabhängig von der Verknöcherung einer religiösen Idee. Das Grausenhafte dieser Bilder ist zu absichtlich, man sieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derselben sei in gewisser Hinsicht Meister seines Gegenstandes gewesen, d. h. die Kunst sei älter, als die Absicht, eine religiöse Idee durch sie zur Anschauung zu bringen. In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen

Werke? Mußte die Technik nicht älter sein, als dieser Uebergang? Ist also die Kunst, man mag sie nun Instinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Wesen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeschichte entnimmt, um sie an die Spitze der Kunstgeschichte zu stellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Aristoteles zurück, demzufolge der Ursprung der Kunst entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur ist. In dem lezten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, Nichts von einer ewigen Schöpfung, Nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiste, wie unsere Kunstkenner wollen, sondern die simple Bemerkung, daß sich der Mensch, was ihm die Natur nicht giebt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewissen Fertigkeit selbst verschaffen lernt.

Diese Bemerkungen sind auch gegen die Hauptperioden der schönen Kunst von Amadeus Wendt gerichtet. Wendt hütet sich zwar in seinen Deduktionen, sich dem Vorwurfe auszusetzen, als wolle er die Geschichte konstruiren, doch ist er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erscheinen.

Es ist ein ungeheurer Stoff, den der Verfasser in diesem Buche zusammengedrängt und unter einige Gesichtspunkte gebracht hat. Es wird schwer sein, nachzuweisen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben ist. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunsten der bildenden Kunst zu sehr eingebüßt. Der Verfasser scheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philosophischen, historischen Kunst sprechen kann. Doch hielt es schwer, auf einen so kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterscheinungen nach einem

historischen Prinzipe geordnet zu sehen. Wendt ist mit seinem Gegenstande wohl vertraut, und es ist längst bekannt, daß man namentlich in der musikalischen Literatur in ihm auf einen sehr gründlichen Kenner stößt.

Am Schlusse seiner Darstellung spricht der Verfasser von den Aussichten, die sich für die Kunst in der Zukunft öffnen. Er besitzt die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß diese schlecht sind. Die deßhalb von ihm angeführten Gründe sind zum großen Theile richtig. Es ist die Mißachtung der Kunstformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuosität, es sind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunst immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem sichern und aufgemunterten Kunststreben sich nicht vertragen wollen.

Es ist noch mehr! Fast alle Zweige der Kunst sind an sich selbst irre geworden. Die Zeitgenossen sind so

unbillig, immer nur tonangebende, bahnbrechende Genien zu verlangen, sie wollen nur Originalien sehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild sei im Style Titians, jene Arie sei Rossinisch u. s. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künstler in ihren eigenen Gegenstand, daher die Neuerungssucht. Man hebt die alten Unterscheidungen der Kunstformen auf, um sie zu verbinden. Man sucht die Gränzen zwischen der Musik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper schon die wunderbarsten Dinge machen wollen. Dieselben Kombinationen sind in anderen Gebieten versucht worden, und scheiterten.

Es handelt sich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation steht, wissen wir; wo die Literatur, das ist zweifelhaft. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein. Das ist entschieden;

aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnitts-Intelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Culminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationnalleben spiegelt, und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größern Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen

größeren Kritiker, als Menzel, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer aristokratischen Literatur. Ich meine, man sollte vor einer Literatur warnen, die den Massen schmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handschuhmacher sein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu stylisiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich sage hier das Aeußerste; aber eine Literatur, welche die Masse porträtirt, wie sie ist, eine Literatur, welche in Versen oder Prosa Niemand anders ist, als du selbst, führt soweit. Es ist unmöglich; man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unseres täglichen Brods in den Pflug des Bauers spannen.

Es gibt nur zwei Endziele, für welche sich das Genie

begeistert: die That und die Kunst. Unsere Zeit ist politisch die der Masse und des Gesetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, so geschieht es jezt weniger durch Handeln als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geschichtlich Außerordentliche produzirt, ist verschlossen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabensten Opfern ist es Nichts. Die Opfer werden immer allein stehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo stehen wir? Wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müssen Etwas thun, was Ersatz ist für Das, was wir thun könnten. Es muß wenigstens eben so groß sein, wie unsere Vorstellung. Wir ergreifen die Feder.

Da sind die Götter der Literatur! Da ist **Göthe, Schiller**, da ist **Klopstock, Herder, Wieland**. Da

sind die Heroen, die schon an die Unterhaltung dachten: Jean Paul, Hoffmann. Wir werden viel aufbieten müssen, um der deutschen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns steht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuser Reih herum besuchen und nach dem Befinden der gesegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr so viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind.

Es ist ein entsetzliches Unglück, daß sich in den lezten zwanzig Jahren gerade diejenigen produktiv mit der Literatur beschäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. Die schöne Literatur wurde in dieser Art Etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß

Dasjenige, was sich auf die Literatur warf, immer das Unsauberste, Genieloseste und Gemeinste war, was in Deutschland gerade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Produktionen anzogen. Es schien, daß diese subjektive Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als **Heine**, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechslung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt. Subjektive Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von

der neuen Poesie Etwas zu erwarten hat, was gegen die Restaurations-Periode den Vorsprung der Genialität voraus hat.

Was ist Poesie? **Homer** wußte es: aber die Homeriden waren schon im Zweifel. **Aeschylus** wußte es: **Euripides** tastete. **Dante** und **Boccaccio** wußten es: **Sacchetti** fand sich nicht zurecht. **Shakespeare** wußte es: **Ben Johnson** glaubte es besser zu wissen. Die Personen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über Das, was Poesie ist, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der Alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war **Göthe**. Nach solchen in sich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poesie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden, wird darauf eine Aufgabe, die sich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche

Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt. Hätte Schiller sein Ideal in der Weise der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenstein kein anderes gesucht haben. Wäre Göthe durch seinen Berlichingen befriedigt gewesen, so hätte er Anderes anders versucht. Aber für Beide darf man annehmen, daß sie erst dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieser Thatsache auf das Neueste ist leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unsere Meinungen ergriffen hat, bemächtigt sich auch unserer Schöpfungen. Die Poesie ist da. Dunstkreise umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel scheint. Die Hülle wird immer durchsichtiger werden und der Geschmack eine immer bessere Läuterung bekommen. Um Etwas zu erwähnen, was Jeder kennt; wie konnte sich aus der

Abgeschmacktheit der Peau de chagrin die Unübertreff-
lichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als
durch Balzac's Genie, das sich früher so wenig, wie jezt
außer Zweifel sezen ließ! Lelia's hinreißende Poesie war
nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie,
was der Roman nicht sein soll. André ist ein größeres
und beruhigenderes Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese
glühender spricht.

Aber blicken wir aus diesen Betrachtungen der Gegen-
wart, welche nur mit mißvergnügten Resultaten enden kön-
nen, auf das Alterthum.

Die klassische Literaturgeschichte hat sich, als ein Zweig
der Philologie, nach denselben Einflüssen entwickelt, wie die
Philologie selbst. Während jene Zeit, die man die Wieder-
herstellung der Wissenschaften zu nennen pflegt, damit

beschäftigt war, die Materialien zu einer vollständigeren Ansicht der alten Literatur zu sammeln, und für ihr Verständniß meist noch die ersten Elemente zu verbreiten, konnten spätere Geister schon ein weiteres Gebiet übersehen, Zerstreutes nach einem bestimmten Gesichtspunkte vereinigen, Einzelnes in seinem Zusammenhange richtiger erfassen. Aber die Zahl solcher kritischen Köpfe war nur gering, und ihre Untersuchungen erstreckten sich selten auf ein allgemeines Fach der Literatur, meist immer auf einen einzelnen Schriftsteller, dessen Aechtheit sie angriffen oder vertheidigten. Das Ganze der Literaturgeschichte wurde oft zusammengestellt, aber es fehlte an Zusammenhang, an Principien, und was noch mehr sagen will, an Ordnung und Klarheit. Welch' ungeschlachte Masse bilden die Kollektaneen eines **Fabricius** und seines späteren Erweiterers **Harleß!** Freilich kann man jene alten Notizenjäger nur in sofern

anschuldigen, als dieser Tadel Neuere, die Lust haben, in ihre Fußstapfen zu treten, abschrecken soll. Sie verbanden mit der Literatur eines Volkes nicht jene Begriffe, die wir jezt festhalten können, sie wußten keinen Unterschied anzugeben zwischen Biographie, Bibliographie und Literaturgeschichte. Jezt sind diese Fächer mit dem hellsten Lichte beleuchtet worden.

Betrachten wir den Stand unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Bildung, so sind nur zwei Handlungsarten der Literaturgeschichte möglich. Die Eine wollen wir die philosophische, die Andere die kritische nennen.

Für die Charakteristik beider sollte der Begriff der Literatur entscheidend sein, aber in der Geschichte der griechischen Literatur von M. S. F. Schöll, sehen wir uns vergebens nach einer stricten Definition dieses Begriffes um, lesen wohl hier und da Einiges über das Verhältniß

der Literatur zu den Antiquitäten, daß sie ein Theil derselben sei, hören von der griechischen Originalität,, von classischer Schönheit, und erstaunen endlich über die Bemerkung, daß die griechische Literatur siebenundzwanzig Jahrhunderte umfasse! Also rechnet der Verfasser Alles, was nur mit griechischen Charakteren geschrieben ist, zur Literatur dieses Volkes, selbst die siebzig Dolmetscher, Jesus Sirach und Aehnliches.

Die Philosophen sagen so: Keine Literatur ohne Volk, kein Volk ohne Geschichte, keine Geschichte ohne Philosophie. Die Philosophie begreift den Geist der Zeiten, die Zeit bedingt die Bildung des Volks, die verschiedenen Stufen der Kultur sind die erklärenden Momente der Literatur.

Die Kritiker sagen: Wir kommen aus der Grammatik zu den Schriftwerken von der einen Seite, von der andern begegnen uns unsere Studien aus den Ruinen und

Antiquitäten, wir reichen uns Beide die Hand, und nennen Literaturgeschichte die Darstellung solcher Denkmäler, in der sich Sprachform und Sachinhalt gegenseitig bedingen. Auf der einen Seite verfolgen wir die wechselnden Formen der griechischen Sprache, ihre Dialekte, auf der andern die Erscheinungen des griechischen gesellschaftlichen, religiösen und politischen Lebens, und wenn wir Beides verbinden, so sprühen die elektrischen Funken der ewig denkwürdigen Urkunden des hellenischen Geistes.

Wäre doch Schöll immer diesen beiden Ansichten gefolgt! Wir verlangen nicht einmal, daß er dabei die Einseitigkeit vermieden, daß er durch Verbindung beider Methoden das Rechte getroffen hätte. So würden wir gesehen haben, daß sein Buch dem neunzehnten Jahrhundert angehört.

Die Geschichte von Schöll bedient sich gewisser Kate-

gorien, die längst aufgehoben sind. Alles wird hier noch erfunden. Wie Huskisson die Eisenbahnen erfindet, so erfindet Herodot die Prosa. Wie Columbus Amerika entdeckt, so entdeckt Thales das bisher unbekannte Reich der Philosophie. Homer macht sich den Hexameter, die Tänze werden willkürlich wie Zwischenballete in die Tragödie eingeführt ꝛc. Auch Perioden statuirt der Verfasser. Die erste ist mythisch und ohne Literatur, und doch gibt es darin Dichter, und Dichter, die in einem unfruchtbaren Notizenmeere schwimmen! Welche Ansichten eine neuere scharfsinnige Kritik über Musäus, Linus, Orpheus aufgestellt hat, davon wird entweder gar nicht, oder wie von dunkeln Mysterien gesprochen. Musik, Rhythmus, Tanz scheint der Verfasser nur als Begleitung der Poesie zu kennen, da sie doch die Ursprünge der Dichtung, selbst der einzelnen Dichtungsarten sind. Die zweite Periode, die bis

auf Jahr und Tag streng markirt ist, klammert die Anfänge der Literatur ein, die dritte die Blüte, und endlich mit einer sechsten Periode oder mit dem Jahre 1453 endet die griechische Literatur. Vieh- und Menschenärzte, Architekten und Mathematiker, Alles tanzt hier den Reigen der Literatur mit, und Jeder trägt ein langes Schleppkleid von Editionen und Uebersetzungen.

Schöll war ein Deutscher, aber seinen Aufenthalt hatte er meist in Paris, er sprach deutsch und dachte französisch. Er besizt also auch jenen anmuthigen, leichten Styl, den Börne silbern nennt, im Gegensatz zum deutschen kupfernen oder goldnen. Man erwartet demnach oft feine, witzige Bemerkungen, geistvolle Charakteristiken und ähnlichen Ersatz für die Gründlichkeit. Sie fehlen; oder soll man jene hohle Deklamation, jenen Styl der Akademie des Inscriptions, jene alltäglichen Chrien über die Originalität

des griechischen Geistes, über ihre Würde und Schönheit für solche nehmen? Das Tiefste wird verkannt. Medeens Liebe, wie sie die Dichter schildern, wird als eine Leidenschaft getadelt, die weder Schamgefühl, noch kindliche Liebe kennt. Haben sie die französischen Tragiker so gefaßt?

Jason und Medea ist im Gegentheil eine der anziehendsten und sinnvollsten Mythen des Alterthums. Nicht nur die wundervolle Reliquie, das goldene Bließ, und die Heerfahrt der tapfersten Griechen, um es zu erobern, gibt uns ein Bild eines antiken Kreuzzuges, sondern auch die Liebe Medeens, die sich dem Fremdlinge, dem feindlichen, zuwendet, erinnert an die dunkellockigen Zuleimen und Fatmen, die den fremden Kriegern ihr liebebegehrendes Herz schenkten.

Medea ist ein weiblicher Faust, nur daß sie, wie dieser nicht, erst am Rande des Freudenbechers gekostet hat, sie läßt sich nicht verjüngen, sondern ist selbst noch jung. Aber gemeinsam ist beiden die dämonische Natur und dennoch das Bedürfniß des Menschlichen. Medea ist in allen Zauberkünsten erfahren, sie überwindet selbst die geheimsten Kräfte der Natur, und Hekate, die furchtbare Nachtunholdin, steht mit ihr in dem vertrautesten Verhältnisse, dennoch muß sie das tiefe Weh der Liebe empfinden; sie, die Schreckliche, wird zum willenlosen Werkzeuge der fremden Krieger, nachdem sie Jasons göttergleiche Gestalt gesehen. Sie flieht mit dem Geliebten die Heimat und die Eltern, ja sie ermordet ihren Bruder, um nur im Lande Jasons in die ersehnte bräutliche Kammer treten zu können. Auf dem Meere tritt immer mehr ihre alte Zaubernatur hervor, das Pathos der Liebe steigt immer mehr herab, im

väterlichen Hause verläßt sie Jason. So nahm Theseus die Ariadne von Kreta mit sich heim in's Vaterland, aber auf Naxos ließ er sie zurück. Denn Theseus und Jason waren Helden, deren größtes Werk, bei jenem die Erlegung des Minotaurus, bei diesem die Erbeutung des goldnen Vließes und die Besiegung der es bewachenden Graunwunder, nicht ihr Werk war, sondern Derer, die ihnen ihre Liebe schenkten. So löst sich das treue freundschaftliche Verhältniß Gunther's und Sigvrit's, weil Jenen der geheime Gedanke wurmt, nicht durch sich selbst, sondern durch Sigvrit's Tapferkeit und Gewandheit sein Weib erworben zu haben, und gern willigt er in des Lästigen Tod. Solcher Parallelen erlauben die Mythen der alten Völker mancherlei.

Cornelius Tacitus.

Die kleinen Geister, die die Größe eines **Tacitus** in Worte kleiden wollten, sind noch nicht übereingekommen, wie sich die Eigenthümlichkeiten dieses Mannes classificiren lassen. Der Eine hat ihn zum Philosophen gemacht, und zum **Seneca** in die Schule geschickt. Andere machten aus seiner Liebe für die alten treuen Sitten eine pedantisch antiquarische Leidenschaft, die den Mann verzehrt habe. Die neuesten Gelehrten endlich setzen die Kunst der Form über die Redlichkeit des Inhaltes, sehen im Agricola nur ein Meisterstück der biographischen Kunst, in den Annalen und Historien eine ziemlich gelungene Probe, ob sich in die Geschichtsdarstellung nicht dramatische Elemente aufnehmen ließen. Man spricht auch wohl von Weltanschauung, Pragmatismus und Seelenmalerei, aber in einem Worte liegt

der Zauber des Tacitus'schen Griffels: Er liebt die Freiheit wie Keiner!

Man sagt, Tacitus stellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann sein, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die uneigennützige Liebe der Freiheit ist auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Lastern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnsucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. Tacitus verachtete seine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaiser's triumphiren durfte. Tacitus dachte nicht, daß die Laster der Römer sie unfähig zur Freiheit machten, sondern daß die Sklaverei sie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu sein. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber sie mußten entweder den Schauplatz selbst verlassen, oder den Schein der Mittelmäßigkeit

um sich verbreiten, wollten sie länger geduldet werden. Nicht so sehr eine schlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man große Thaten begehen sollte, so tödtete man sich, um durch den Muth eines freiwilligen Todes zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten lassen, aber diese Empfindungen waren bald ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitschuld und dieselbe Strafe nach sich zogen. Verrath und Hinterlist umspann die unschuldigsten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauschten, von seinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth sein Freund. Daran erkennt man die schlechten Menschen, aber die noch schlechteren Umstände, unter denen sie handeln mußten.

Man sagt, die Freiheitsliebe des **Tacitus** war nur

seinem Römersinne untergeordnet, er war Römer in seinen Tugenden und in seinen Vorurtheilen. Warum? Weil Tacitus die Siege eines Agricola preist? Weil er an den Fortschritten, die die Waffen des Germanikus machen, so freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Corbulo spricht, sich des Ausdrucks bedient: unser Ruhm, unsre Siege? Ach, es ist wahr, wie sehr wir die Tyrannen hassen und unsern Mitbürgern fluchen, wenn sie sich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, so erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn sie mit unsern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unsern, und sprechen dann von unserm Ruhm, unsern Waffen, unsern Siegen! Darin besteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß sie sich niemals grausamen Empfindungen, selbst gegen ihre Feinde nicht, überlassen wird.

Tacitus war nur Römer, so lange er die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten und freien Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich daher beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsere Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als lezter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit

günstig gewesen, während die Despotie sich am lieblichsten Sonnenscheine wärmen durfte. Daher dieser sonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer so monarchisch, so wenig konstitutionell geschildert worden ist. Tacitus würde am Tage der Freiheit so gut den Olymp gesäubert haben, wie es später die Ueberschwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen so oft citirten blauen Himmel der Christen thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20. Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, sondern haßte sie nur: er würde die bessern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Aber Tacitus wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volks zur Verehrung zugelassen waren, es schien ihm daher undankbar, daß sie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer so schlechten Zeit, wo die höchste

und schwierigste Kunst die Schmeichelei war, mußt' er glauben, daß selbst die Götter schmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den **Tacitus** auf unsern Schulen liest? Für die Schönheiten seines Styls sind die Schüler noch nicht empfänglich, und seine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil sie die Lehrer selbst so selten verstehen. Nur in einem spätern Alter, wo die Vergleichungen mit unserer Zeit, in der sich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen schon vertrauter sind, sollte man sich mit diesem unsterblichen Schriftsteller bekannt machen. Freilich ist es nicht Trost und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unser Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart stählen, wir werden Vieles bei ihm lernen, was uns an unsern Zeitgenossen immer dunkel geschienen ist. In dieser Hinsicht ist **Tacitus** noch wenig benuzt worden.

Will man dafür ein Muster haben, so lese man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in seinem alten Franziskaner von den Zeiten des Tacitus, als Spiegel für seine eigene entworfen hat. Man findet sie bei Mignet im achten Kapitel seiner Revolutionsgeschichte.

Man pflegt die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften zu nennen; doch gingen ihnen schon mancherlei Bestrebungen voran, wodurch jene Regeneration den Charakter eines Wunders verliert. Ich glaube, daß sogar die berüchtigte Scholastik den menschlichen Geist in seinen Fortschritten gefördert hat.

Bekanntlich trennten sich die Scholastiker in Realisten und Nominalisten. Die Realisten sprachen den sinnlichen, unserer Anschauung zunächst gelegenen Dingen das wahre

Sein ab, und schrieben es nur den allgemeinen Begriffen, den Universalien zu. Die Nominalisten standen dem Aristoteles näher, weil sie der Erfahrung ein grösseres Recht einräumten. Die Realisten würden wir heute Idealisten nennen, weil sie in platonischen Ansichten wurzelten. Ihren Gegnern sind die individuellen Einzelnheiten wahr und wirklich, die sogenannten Universalien aber nur leere Abstraktionen, die allein eine Beziehung auf die Thätigkeit des Verstandes, keine auf die wirkliche Realität haben.

Der Mysticismus äußerte sich in früheren Zeiten mehr mit seiner spekulativen Ausbildung, in späteren mit praktischer. Namentlich standen in Deutschland und Holland Männer auf, die jene mit so vieler Erbitterung behandelten scholastischen Streitfragen verwarfen, und auf ein lebendigeres, das innere und äußere Leben erfassendes Christenthum drangen. In den Niederlanden zeichnete sich in dieser

Hinsicht **Gerhard de Groote** aus, der Gründer einer besondern Brüderschaft, die sich dem Unterrichte der Jugend weihte. **Thomas a Kempis** schrieb ein geschmackvolles, den Geist des reinsten Christenthums athmendes ascetisches Buch, und bildete so geschickt einige fähigere Köpfe, daß diese späterhin viel zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland beitragen konnten.

Die neue wissenschaftliche Richtung nahm in Italien ihren Anfang. Die Namen eines **Petrarca** und **Boccaccio** glänzen in diesem Zusammenhange eben so sehr als unter den Dichtern in italienischer Zunge. Fürsten und Staatsmänner hielten es für die schönste Zierde ihrer Wirksamkeit, das wieder erweckte Studium der klassischen Literatur zu befördern. Gelehrte oft sehr angesehene Griechen brachten nach der Einnahme Konstantinopels nicht nur eine große Anzahl bisher vermißter oder nur in wenigen Exemplaren

vorhandener griechischer Schriftsteller mit, sondern auch die schon ganz untergegangene Kenntniß der griechischen Sprache selbst. Auch Deutschland kostete die Früchte dieses neuen regsamen Eifers. Man war gewohnt, seine Studien auf italienischen Universitäten zu vollenden, und italienische Lehrer kamen selbst auf deutsche Universitäten, wo sie als Docenten der Poesie und Beredtsamkeit die humanistischen Studien beförderten.

Hiedurch geschah es, daß die Philosophie nicht mehr ein Streit war zwischen **Plato** und **Aristoteles**; sondern **Plato** kämpfte gegen **Plato**, **Aristoteles** gegen **Aristoteles**; nämlich der wahre gegen den falschen. Nur aus sehr trügerischen Quellen hatte das Mittelalter die Schriften dieser Weisen gekannt. In der griechischen Ursprache wurden sie nicht gelesen, und die lateinischen Uebersetzungen kamen nicht einmal unmittelbar aus dem Griechischen

sondern aus dem Arabischen; ja Vieles hielt man für Platonisch und Aristotelisch, was offenbar Machwerk einer spätern Zeit war. Selbst der Gegensatz **Plato's** und des **Aristoteles** war nicht vollkommen erkannt worden; man war allgemein überzeugt, daß die spätern Neuplatoniker nicht nur die ächten Schüler des Meisters, sondern auch die wahren Versöhner jener beiden Philosophen wären. Allein jezt lernte man den Grundtext nach eigener Ansicht kennen, und Nichts kann verschiedener sein, als die Platonische Philosophie der frühern Zeit, und wie sie nun bei **Petrarka, Ficinus** und dem Grafen **Pico von Mirandola** erschien. Auf diesem Wege kam auch in Deutschlend **Nikolaus von Cusa** zu einem System, das an Originalität alles Frühere übertrifft, und vorzüglich merkwürdig ist durch die Annäherung an neuere und neueste Philosopheme unserer Zeit.

Zuletzt entschied die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die nicht nur in den Verkehr der Gelehrten die größte Lebhaftigkeit kam, sondern auch die schnelle Verbreitung der damals so kühn auftauchenden Ansichten allein möglich wurde.

Für Deutschland ist der gekrönte Dichter **Conrad Celtes** der vorzüglichste Repräsentant jener ersten begeisterten Periode, als die durstenden Seelen aus den Brüsten des Alterthums ihre klassische Milch und Nahrung sogen. **Celtes** übertrug seine neue Bildung noch nicht, wie **Reuchlin, Erasmus** und Andere, auf die Behandlung bestimmter Disciplinen; sondern das Alterthum ist bei ihm Selbstzweck, und er selbst ein unmittelbarer Nachfolger des **Alcäus** und **Horaz**. Wenigstens gab er sich dafür aus.

Reuchlin brach für jene Studien eine freie Bahn, welche späterhin die Reformatoren zur Begründung ihrer

Lehrmeinungen beständig rege erhalten mußten. Er war der Lafayette der Reformation. Sein Name wirkte wie Zauberschlag auf seine Zeitgenossen, und die Sache des Lichts und der Wahrheit war auch immer die seinige. Für ihn kämpfend, kämpften seine Anhänger gegen die Anmaßung der Orden, gegen die Verketzerungen gallichter Theologen. Durch **Reuchlin** wird hauptsächlich Das repräsentirt, was in der Theologie die Freiheit der Wissenschaft ist.

Erasmus aber gehörte zu jenen Beklagenswerthen, die in der Absicht, selbst zu täuschen, immer betrogen werden. Weil er Jedermanns Freund sein wollte, traute ihm Niemand; ja weil er in der Verstellung nur lebte, konnte er nicht einmal gegen sich selbst aufrichtig sein. Man hat sich gewohnt, sich ihn immer schlau lächelnd zu denken; man hat das **Erasmus**'sche Lächeln zum Sprichwort gemacht. Aber **Erasmus** lächelte den Männern von Witten=

berg nicht zu, sondern er erschrack vor ihnen. Er erschrack, daß man sich entschloß, an eine Sache nicht mehr zu glauben, wo er schon längst es für anstößig gehalten hätte, daß man daran glaubte. Er begriff nicht, wie man von der Opposition gegen den Pabst und die Hierarchie solchen Aufhebens machen konnte. Er erschrack um so mehr, weil er sah, daß **Luther** eine Gränze hatte, und daß er doch noch an einige Dinge glaubte, welche **Erasmus** mit dem Papste und der Hierarchie in eine Kategorie stellte. Aehnliche Erscheinungen erleben wir noch immer. Wenn man die Wahrheit nicht im ganzen Umfange besitzen kann, so zieht man es vor, einstweilen lieber bei der Lüge zu bleiben.

Die Darstellung der deutschen Poesie des Mittelalters war bisher nur ein rohes Aggregat einzelner Notizen. Das Höchste, was die altdeutsche Philologie erreichte, und was

sie als eine Schematisirung ihrer Stoffe benuzte, war eine Analogie der griechischen Literaturgeschichte. Wie nämlich die Griechen an die Verschiedenheit ihrer Völkerstämme auch die Entwickelung der verschiedenen Dichtungsarten, an die Jonier das Epos, an die Aeoler und Dorer die Lyra anschlossen, so wollte man auch an die deutschen Dialekte die besondere Ausbildung einzelner poetischer Gattungen anknüpfen und daraus ein durchgreifendes Theilungsprinzip entwickeln. Allein wenn auch die Sprache als Organ der Darstellung für die Eigenthümlichkeit der Poesie immer sehr entscheidend gewesen ist, so hat doch die deutsche mittelalterliche Dichtkunst kein rechtes subjectives Interesse. Ihre Geschichte kann weniger von vortrefflichen Dichtern erzählen als von vortrefflichen Stoffen. Die Zeit dichtete gleichsam den Dichtern vor; aus ihrer Riesenharfe fingen sie für ihre, aufrichtig gesagt, sehr schwachen Leiern den klingenden Ton

auf. Die Sprache ist also für die deutsche Literatur-Entwicklung so unwesentlich, daß man nicht nur den dunkelsten, verworrensten Dichter, **Wolfram von Eschenbach**, wenn nämlich der Titurel von ihm herrührt, dennoch den Repräsentanten der deutschen Dichtkunst im Mittelalter nennen darf, sondern auch manches lateinische Sprachdenkmal zur Erklärung jener Poesie benutzen muß.

Ueber diese Ansicht, welche zum großen Theil auch die **Lachmann's** ist, gingen in der neueren Zeit **Rosenkranz** und **Gervinus** hinaus, der Lezte unabhängiger als der Erste. **Rosenkranz** verarbeitete jene Geschichtsansicht, welche in jeder Lage einen eigenthümlichen und nothwendigen Culturzustand sieht, und die Würde des Geschlechts nicht allein auf den Gipfeln der Bildung, sondern auch in den Anfängen, und in jeder Stufe findet, die zum Höhepunkt führt. Man kann mit vieler Achtung von diesen

Prinzipien sprechen, ohne darum ihre Consequenzen zu billigen. Das ängstliche Bestreben Rosenkranz's um philosophische Begründung führt den talentvollen Mann auf zwei sehr ungünstige Ausgänge. Theils hat sich bei ihm der Scharfsinn mit der Wahrheit nicht ganz vermählt, theils übertreibt der Verfasser den Werth seines Gegenstandes, und sezt ihn dadurch unwillkürlich herab. Wenn er an die Unschuld der einfachsten Dinge mit seiner philosophischen Manier in Prozession heranwallfahrtet, so ironisirt er nur seinen Gegenstand, den man unwillkürlich belachen muß. Er führt seine Leser mit einem grotesken Pathos an Oerter, wo er Schätze zu heben verspricht, und wo sich nur der flachste Sand findet. Die Poesie des deutschen Mittelalters ist von Hause aus des großen Aufhebens nicht werth, und sinkt, auf eine so preziöse Art behandelt, vollends im Werthe.

In der Einleitung seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter unterscheidet **Rosenkranz** drei Kunstformen: Symbolik, Plastik, Romantik. Die leztre kommt dem Mittelalter zu. In dieser ganzen Entwicklung herrscht durchweg eine Verwirrung Dessen, was in der Mythe, und Dessen, was in der Kunst höher steht. Der Verfasser sezt die Plastik höher als die Symbolik, und mit Recht, wenn es der Kunst gilt; aber er stellt auch den religiösen Inhalt höher, und daran hat er Unrecht. Der indische Mythus mit seinen tollen Extravaganzen steht dem ursprünglichen Gottesbewußtsein näher, als der griechische, wo die Idee der Gottheit schon bis zum Menschen versunken war, und im todten Marmorblock erstarb. Sind überhaupt Symbolik und Plastik coordinirte Begriffe? Bezeichnen sie mehr als einen graduellen Unterschied? —

Bei **Rosenkranz** ist das Mittelalter episch, und doch

nennt er den Streit der Kirche und des Reiches lyrisch. Dieser Streit ist ihm gerade das Mittelalter. Wie löst er diesen Widerspruch? Genug, er bleibt bei dem Satze, jene Aera sei ein Epos gewesen und ihre Poesie gleichfalls; Epos, Lyrik und Didaktik müssen sich aber nun ausscheiden lassen, wenn auch nur als Momente jenes epischen Charakters, der dem Ganzen eigen bleiben mag. Seine Ansicht ist diese: Zwar hat im Mittelalter auch die Lyrik ihre Blüten getrieben, aber nur solche, die aus dem Boden jener Zeit sprießen und in ihrer Sonne gedeihen konnten.

Aber wie? Wenn man unsre Zeit die dramatische nennt, finden sich in ihr nicht auch Elemente, die unser Drama bedingen? Ist unser Leben nicht an Gesetze gebunden, die auch für unsre Kunst verbindlich sind? Sind wir also dramatisch nur in so fern, als wir zugleich episch

sind? **Rosenkranz** schildert die epische Literatur auf eine vortreffliche Weise, aber ihm zu Folge gibt es nun keine schwäbischen Dichter mehr, es gibt keinen **Walther von der Vogelweide** mehr, keinen **Gottfried von Nifen**, keinen **von Singenberg**, **von Lichtenstein**, **von der Warte**, **von der Aue** mehr, keinen **Veldecken**, keinen **Nithardt**. Dafür nur Sänger der Geschlechtsliebe, des Frühlings, des Tanzes, der himmlischen Liebe, Sänger als „Kritiker des bestehenden Lebens," des weltlichen und geistlichen Zeitgeistes. **Rosenkranz** zerstört die Individualität der lyrischen Dichter, zieht aus jedem ihrer Gesänge das Thema aus, bringt die Resultate unter Rubriken, und das Wichtigere sind nun jene Abstraktionen, irdische, himmlische Liebe, Lust des Maien, der Tanz u. s. w. nicht mehr die Sänger, die diese besungen haben. Seine Behauptung, daß die Macht der Persönlichkeit bei diesen Dichtern nicht

mehr so hervorgebrochen ist, wie bei den heutigen, ist nur zum Theil wahr; denn **Walther, Ulrich von Lichtenstein**, fürstliche Sänger, die Sänger auf der Wartburg haben zwar in verwandten Tönen gedichtet, aber jeder nach seiner eignen persönlichen Empfindung und nicht ohne Rücksicht auf die Schicksale und Bedürfnisse ihres Lebens. Sie alle haben erst gelebt und dann gesungen. Und es wäre eine mörderische Ansicht des Mittelalters, wenn man seine Objectivität so weit ausdehnen wollte, daß die in ihm lebenden Personen nur Das gethan und gelebt hätten, was an jedem Stein, an jeder Pflanze ein eingeschriebenes Gesetz ihnen befohlen hätte.

In einer speziellen Schrift behandelte **Rosenkranz** früher schon das Heldenbuch und die Niebelungen.

Er entwickelte darin die Sage aus dem Volksgeiste und zeigte, wie diesen die besondere Geschichte des Volkes

modifizire, und der Volksgeist wieder die Sage; darnach ordnete er die Gedichte des Heldenbuches.

Die Völkerwanderung, das Drängen der Völker um den Rhein, Attila, der aufgeschlossene Orient sind für die besondere Gestaltung der deutschen Sage entscheidende Momente. Sigfrit ist auch Sigenot, Dietrich ist auch Hug- und Wolfdietrich, nur durch andere Einflüsse anders bestimmt.

Zulezt geht die volksmäßige Sage, je mehr sie der kirchlichen sich nähert, in eine andere Form, die romantische über.

Die Niebelungen bezeichnen die Verbindungen des Sigfrit'schen und Dietrich'schen Sagenkreises. Wer ist der Verfasser der Niebelungen? Lachmann wurde der F. A. Wolf dieser Frage. Er lenkte sie von dem Verfasser der Niebelungen auf die Entstehung der Form ab,

spricht von zerstreuten Rhapsodien, deren Vereinigung das Werk eines späteren Diaskeuasten gewesen wäre. Den mythischen Inhalt des Gedichtes betreffend, so gibt es zwei Ansichten, nach welchen entweder das Gedicht historisch verstanden, und die Burgundische Geschichte zur Erklärung herbeigezogen wird, oder theologisch und typisch, wornach Sigfrit gleich Baldur, Dietrich gleich Thor u. s. w. wären. **Lachmann** schlägt einen Mittelweg zwischen Beiden ein. Sigfrit ist ein Heros, die Niebelungen sind Dämonen, desgleichen Hagen und Günther, Brunhild aber eine Walküre.

Durch diese Hypothese wird freilich manche dunkle Stelle der Niebelungennoth erklärt, aber wie kann man zwischen Sage und Mythe einen so genauen Unterschied feststellen! Die Götter als ci-devant lebende Menschen zu fassen, mag die unzulässige Annahme des Euhemerismus

sein, aber daß die Heroen ursprünglich von der Erde zum Himmel gestiegen sind, wird schon dadurch bewiesen, daß sie von dort nicht wieder herabkommen.

Ein zweites Hauptwerk des Mittelalters ist der Titurel, ein Gedicht, über welches die verschiedenartigsten Urtheile ausgesprochen werden. **Lachmann** nennt es albern, **Gervinus** horribel, nur **Rosenkranz** hält dafür, daß der jetzige Titurel ein unwesentlich verändertes Produkt **Wolfram's von Eschenbach** wäre, das Produkt eines Dichters, der gleich **Dante** einen Dom des Mittelalters aufgebaut hätte. In diesem Titurel findet **Rosenkranz** die Ansicht jener Zeit vollständig ausgesprochen, den tiefgefühltesten und ohne Versöhnung gelassenen Gegensatz von Kirche und Staat.

So viel steht fest, daß der kursirende Titurel eines Dichters, wie **Eschenbach** gänzlich unwürdig ist; Wenige

sind in dem Fall, daß sie ihn gelesen haben. In den fleis-
sigen frommen Tagen der Restauration habe ich sogar die
Heidelberger Handschrift abgeschrieben, und mich selbst von
der Nüchternheit und unausstehlichen Breite dieses Titurel
überzeugt.

Was soll man aber sagen; es existiren ungefähr hun-
dert und siebzig Strophen eines Titurel, die so schön sind,
daß sie in der That von **Wolfram von Eschenbach** her-
rühren könnten. Der Verfasser des schlechten Titurel
gibt sich für **Eschenbach** aus, daraus schloß man, daß
Eschenbach wirklich einen Titurel, aber einen unendlich
ausgezeichneteren gedichtet habe. War dieser Schluß nicht
vielleicht übereilt? Die Frage ist noch immer nicht ent-
schieden worden.

Philosophie.

Auf diesem Felde hat die Heftigkeit der wissenschaftlichen Polemik nachgelassen, doch arrondirten sich die verschiedenen Systeme in mancherlei positive Zustände, welche in den Bereich des Staates und der Kirche gehörten. Unfähig, den ebenbürtigen wissenschaftlichen Kampf auszuhalten, kämpften manche dieser Doktrinen plötzlich mit jenen unerreichbaren Waffen, welche sie einer bedeutenden Stellung im Staate

und sonstigen Bevorzugungen verdanken. Was früher nur im Gebiete der Wissenschaft als entgegengeseztes Prinzip galt, das charakterisiren diese Herren jezt als falsche Lehren. Kann es einen böswilligeren Ausdruck geben? Als falsche Lehre ist jede freie Aeußerung gleich verdächtigt und in die Kategorie jener Irrthümer gestellt, welche zu bekämpfen sich alle Staaten das Wort gegeben haben.

Wo die Prinzipien ausgingen, und nichts mehr zurückblieb als Hochmuth, Intoleranz, Haß und Gewissenlosigkeit, da konnte man bald darauf kommen, solche Mittel zu ergreifen. Alles, was gegen **Schelling** spricht, wird von ihm als ein Werk des Satans bezeichnet, und Wer sich erlaubt, an der Folgerichtigkeit der **Steffens**'schen Deduktionen zu zweifeln, wird ohne Weiteres in das revolutionäre Getriebe unserer Zeit hineinconstruirt. Falsche Meinung!

Als wenn sich nicht Jeder glücklich schätzen würde, die wahre zu haben!

Am edelsten entwickelte sich noch die **Hegel**'sche Philosophie, die, um sich nach dem Tode ihres Meisters halten zu können, auf wirkliches Talent angewiesen war. Sie ist am sprechendsten im wissenschaftlichen Verkehre verblieben, und hat sich mit rühriger Theilnahme nach mancherlei Seiten hingewandt, wo sie entweder Andere, oder auch nur sich selbst bereichern konnte.

Zwischen **Schelling** und **Hegel** schürt sich die polemische Debatte immer glühender an. Die **Hegel**'schen sind zaghaft, die **Schelling**'schen vornehm. Professor **Hinrichs** hat in den Berliner Jahrbüchern eine sentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor'm Bruder nicht mehr sicher sei, und vergaß dabei im Schmerze die neuesten Behauptungen **Schellings** zu widerlegen. Wäre

das Leztere denn so unmöglich gewesen? Schelling übersah, daß Hegel's Philosophie kein System, sondern ein Akt ist, daß man ihre einzelnen Fundamentalsätze für Stationen auf dem Wege eines logisch-subjektiven Prozesses halten muß. Wenn Schelling das Hegel'sche Vor- und Rückschlagen der Ideen nicht begreifen kann, so findet ja Hegel in seiner Negation nur eine Elastizität, die gar nicht in den Dingen, sondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denksubjektes liegt. Man nenne diese ewige Persönlichkeit des real-idealistischen Prozesses Abstraktion, oder Absorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbestimmten, prädikatlosen, wie die Alten sagten, Seienden, oder, wie Hegel sagte, reinen Seins, so ist die Formel, daß alles Sein gleich Nichts sei, entweder eine große Thorheit, oder nichts als der belauschte Zustand des Denkenden, die einfache Beschreibung einer

reflektirenden Thätigkeit im Menschen, die psychologische Erklärung einer nur historischen Thatsache. Allein das Unglück der jungen Hegel'schen Schüler ist, daß sie nicht gewohnt sind, selbst zu denken. Von der Phrase über die Objektivität des Gedankens verführt, nehmen sie die Gedanken gleichsam als Etwas, das am Wege fix und fertig liegt, und vergessen es, die Wahrheit, wie ihr Meister es that, aus sich herauszuspinnen, und an ihre innere Befähigung zur Gedankenentwicklung zu appelliren.

Professor **Krug** glaubte ein Recht zu haben, sich in diesen Streit zu mischen. Einem schadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen schabt, wenn seinem Gegner ein Unglück passirt, stellte er sich hin und pfiff und hezte, gleich als bissen sich zwei Hünde. **Krug** ist ein Mann von köstlicher Unabhängigkeitslust. Warum mußte aber diese unermüdliche Regsamkeit und protestantische Unverbesserlichkeit an einen

gar so trivialen und oberflächlichen Denker verschwendet sein. —

Ernster war der Kampf zwischen **Bachmann** und **Rosenkranz.** Hier fielen so harte Ausdrücke, daß man wünschen mußte, ihr Echo wäre durch bessere Resultate des Kampfes gemildert worden; aber woher sollen diese kommen, wenn der Hochmuth den Einen sagen läßt, er halte seinen Gegner für einen Schüler, und den Andern, er halte seinen Gegner für einen Mann, von dem er Nichts lernen könne? **Bachmann** zeigt, daß es ihm Ernst um die Sache ist; doch wenn er wirklich seinen Gegner für so unbedeutend hielte, so würde er kein Buch gegen ihn geschrieben haben. **Rosenkranz** dagegen versieht es darin, daß er sich in Allgemeinheiten zurückzieht, und durch den recht dringenden Wahrheitseifer seines Gegners sich nicht veranlaßt fühlt, an seinem Erkenntnißbaume ein wenig stärker zu rütteln.

damit man auch etwas von reifen Früchten herabfallen sieht. Es ist durchaus für die Hegel'sche Philosophie ein immer lebhafter werdendes Bedürfniß, daß sich ihre Anhänger von dem Universalismus des Systems und seinen sonstigen Anwendungen zurückziehen, und die Wahrheit ihres Meisters mit dialektischer Originalität aus sich selbst herausconstruiren. Rosenkranz ist ein an Resultaten ungemein reicher Kopf, aber die wenigsten davon hat er selbst gefunden. Bachmann weiß nicht so viel, seine Gedanken haben keinen idealischen Nimbus, aber der Schweiß steht ihm auf der Stirn, es ist ihm heilig um die Sache zu thun.

Herbart hat durch seine Versetzung nach Göttingen ein günstigeres Terrain gewonnen; er gab vor Kurzem einen Umriß pädagogischer Vorlesungen heraus, die Folgendes aufregen: Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unsere ist reell. Jene bezweckten die Kunst des Lebens,

wir bezwecken nur Thatsachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hause in den Staat hinaus. Sonst lag in den Sitten die Erziehung; jezt hängt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja sogar das Moralischsittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menschlichen Gemüthes steigt (und das thut alle heutige Pädagogik), so rüttelt man immer die schlummernde Erbsünde auf, die sich bei den Alten in großen Beschäftigungen und Entschlüssen von selbst verflüchtigen machte. Seit die geniale Erziehung der Alten verschwunden ist, kann man auch erst recht fühlen, daß der Mensch, dies reine, von Natur und Sitte losgerissene Abstraktum, von Natur schlecht ist. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich sage nicht den Instinkt!) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Calkül wären aus der Mehrzahl unter uns

nur Diebe geworden. Ist dies nicht wahr, so muß man es wenigstens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren sein. Wir haben alle Ursache, dasselbe von den Verbrechen auch bei den unsern zu glauben.

Herbart mißbilligt vielleicht diese Parallele und die Hypothese von des Menschen ursprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt sein psychologischer, gewiß richtiger Grundsatz ganz darauf hinaus. Es ist erfreulich, in diesem zwar rhapsodischen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu sehen. Auch sind die Vorschriften **Herbart's** alle praktisch, und halten sich fern von jener illusorischen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was sich im Kinde am frühsten entwickelt, ist der Widerstand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbst-

ständigkeit seines Willens, oder das Mädchen die Selbstständigkeit ihrer Unschuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verstehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus restriktiv sein muß, und das ganz nach jener biblischen Maxime: Züchtige, was du lieb hast, da es noch jung ist!

Wie das Vielregieren, taugt auch das Vielerziehen nicht. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, immer nachdenken, was die beste Methode ist; das ist das beste Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu schaffen. Man sollte die Eigenschaft als Erzieher niemals trennen von Dem, was man sonst im Leben vorstellt, nie den Ton höher oder tiefer schrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide schießen von selbst auf, wenn nur

eins dem Kinde gelassen wird, Raum, sich selbst zu bewegen. Laß deinen Zögling sich akklimatisiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beste Erziehungsmittel ist nicht der pädagogische Grundsatz, sondern der Besitz der pädagogischen Natur. Die rauhe und spröde Natur ist hier oft die beste, wenigstens ist die die schlechteste, die Jedem vorschweben wird, wenn er an gewisse glattgescheitelte Lehrer denkt, namentlich der weiblichen Jugend, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Ostereier sprechen, und nur damit enden, daß sich ihre Zöglinge früh über sie lustig machen. Um eine pädagogische Ausdünstung, möcht' ich fast sagen, eine pädagogische Phosphorescenz zu haben, sind gerade oft die schroffsten Manieren, und ist besonders das Eine nöthig, daß man in seiner erwachsenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigstens werden auf diesem Wege

geistreiche und charakterfeste Kinder erzogen. Kinder sollten in einer Familie gar nicht beachtet, sondern immer als ein etwas lästiges Möbel hier- und dahin gedrängt werden; man soll sie nach dem ungerechten Maßstabe, den man an Erwachsene legt, beurtheilen, kurz so verfahren, wie ungebildete und arme Leute von selbst thun; dann kann man gewiß sein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn sie werden genial sein, wie es bei den Armen immer der Fall ist, wenn man deren Kinder nur in einer gewissen Periode abfinge und einer weiteren Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoristische Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geschwätz von Veredlung der Sitten durch das klassische Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humanistischen Studien! Ich denke mit **Lessing**, daß alle Bildung der Jugend formell sein soll.

Was dem Zögling eingeprägt wird, ist doch Etwas, was er später entweder von selbst verlernt oder verlernen muß, weil es falsch ist. Das aber, was bleibt, ist die gespannte Muskelkraft des Geistes, logisch-formelle Enterhaken, die Alles, was ihnen unterkömmt, scharf anpacken, Assiduität und Gedächtniß. Deßhalb scheint mir das kritisch-grammatisch-philologische Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, besonders wichtig, weil es dem Geiste mehr nützt, als der realistische Brei von Länder- und Völkerkunde, mehr als **Pestalozzische** Verstandesübungen, mehr als die Eleganz neuerer Schulmänner, die gern **A. W. v. Schlegel** und „die tiefe Bedeutung des Alterthums" im Munde haben. An der knöchernen lateinischen Grammatik beißt man sich die ersten Zähne des scharfsinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zusammen, die Philosophie

baut sich schon einige unsichtbare Stufen, das kann selbst die Mathematik so nicht erreichen, wie das Traktiren der alten Autoren. Die Mathematik ist leerer Formalismus, es ist das Uebereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form selbst zu ihrem Inhalt, es ist ein künstliches Gebäude, das für sich besteht, und gar keine freie Anwendung leidet. Findet man nicht immer, daß die scharfsinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerstreuung und unlogischen Combinationen sich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die Musik überhören, während sie oben an der Decke des Saales die Kreise des Simses ausmessen? Den wahrhaft energischen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den Alten und unsern alten Orbilen, die uns einst so vielen Kummer und Spaß verursacht haben. In diesem Sinne hatte **Heinrich Laube** Recht,

wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechischen Partikeln schwärme.

Aber wenn man von Erziehung spricht, kann man das Aufhören nicht finden!

Theologie.

Fünfzehn Jahre hindurch stritt man über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, des Rationalismus und Supernaturalismus. Die Zeit von 1813 an war ernst; man suchte in religiöser Gesinnung Trost und Erhebung, und wer nicht an der Praxis des politischen Lebens zum Kämpfer wurde, ward es durch den Streit der theologischen Theorien.

Die Sache selbst war nicht neu; man mußte auf den

alten Streit des aufgeklärten Deismus mit der Orthodoxie zurückkommen, und man kann wohl sagen, daß damals die Wahrheit besser entschieden war, als sie es jezt wurde. Die Gegensäze des Wissens und Glaubens schienen zu verschwinden. Man war daran, nicht mehr die Consequenzen der beiden Seiten für sich zu ziehen, gegen einander zu halten, oder wie man wohl jezt will, sie zu versöhnen, sondern einen ersten Grund für Beide aufzuweisen, und sie in ihren Ursprüngen auf die gleiche Quelle zurückzuführen. Dies war damals das Werk der Philosophie.

Ich behaupte sogar, daß die deistische Aufklärung einen sehr großen Vorzug vor dem Rationalismus hatte. Denn jener war wenigstens aufrichtig; frei und unabhängig hatte er seiner Beziehung zum Christenthume längst entsagt, und bei der Annahme gewisser moralischen Lehren allein das praktische Bedürfniß zur Norm genommen. Der Rationalismus

dagegen kommt nie zu einem Resultate, er bleibt immer in der Mitte mit einem Obgleich — Sodoch stehen, und ist kaum etwas Anderes, als eine kritische Funktion, welche die Ansichten des Deismus biblisch und symbolisch ausdrücken will. Die Deisten hatten keinen Cultus, die Rationalisten sind Priester.

Die Rationalisten sagen, daß sie von **Kant** herstammen. Das ist unrichtig. **Kant** durfte auch zur Grundlage des Supernaturalismus gemacht werden. **Steudlin** z. B. ist Kantisch=supernatural. Als diese Stütze wankte, lehnte sich der Rationalismus an **Luther** an, aber auch diesen nahmen die Supernaturalisten in Anspruch. Endlich wandte man sich an die Bibel, allein die Andern folgten immer nach. Man kann aus der Bibel die Vernunft und den Glauben, das göttliche Recht und die Republik zu gleicher Zeit nachweisen.

Seitdem hört man nur von einem biblischen Rationalismus, von einer historischen, kritischen, notiologischen, wie Paulus halb lateinisch, halb griechisch sich ausdrückt, Interpretation der Bibel nach den Grundsätzen der Vernunft, des Lexikons und der Grammatik; von einem biblischen Supernaturalismus, der die Bibel für eingegeben hält, entweder mittelbar oder unmittelbar, je nachdem Einer mehr oder weniger glauben zu können sich zutraut. Jedermann wollte nur Das annehmen, was in der Bibel stand, und Jedermann fand, was er finden wollte.

Die Rationalisten trugen einen entsetzlichen Erklärungsapparat zusammen. Auf der einen Seite **Ernesti**, und die Verdienste der Philologen um die klassische profane Literatur; auf der andern die Orientalisten, der morgenländische Sprachgebrauch, die Allegorie, der Talmud, und die Weisheit von Alexandria. Man wies nach, welche einfache

Anschauung die Juden unter einem Sohne Gottes hatten, wie in der Bibel nichts von Gott als Sohn stünde, wie die Kirchenlehrer so geneigt wären, die heidnischen Begriffe von körperlichen Erscheinungen Gottes, von einem durch seinen Opfertod zum Gott werdenden, und doch durch seine Geburt schon Gott seienden Herkules auf **Christus** zu übertragen. Die Kenntniß der indischen Mythe öffnete neue Quellen zur Widerlegung des Dogma's, als eines unbiblischen und unchristlichen. Es sei nur die Gewöhnung einer spätern Zeit, den Opfertod **Christi** als Versöhnung, als Sühne fremder Schuld zu nehmen; wenn **Christus** ein Versöhnungslamm genannt werde, so müsse die Kenntniß der jüdischen Archäologie lehren, daß hier nicht von einem Opfer zur Tilgung aller Schuld, sondern von einem Erinnerungsmahle an die ägyptische Sklaverei die Rede sei.

Jede entdeckte Blöße ist hier aber mehr, als ein kritisches

Versehen, ein philologischer Fehler; sie ist zugleich eine Erschütterung des dogmatischen Systems der Gegenpartei. Je öfter sie wiederkehrt, desto mehr nimmt die Verlegenheit, sich aussöhnen zu können, zu. Die Supernaturalisten hätten nun zwei Wege, sich ihrer ungelegenen kritischen Gegner zu entledigen, gehabt, aber Eitelkeit und Besorgniß verhindert sie, sie zu betreten. Sie wollen nicht ununterrichteter scheinen, als die Andern, und manches aufgefundene Versehen derselben spiegelt ihnen die Wahrscheinlichkeit eines Systems vor, das auf dieselben historischen Grundlagen angelegt auch ihr dogmatisches Gewissen befriedigen könnte; statt daß sie besser thäten, ihre Bibelverehrung, das kritische Gesetz von der Analogie des Glaubens, die symbolischen Bücher in unvermischter Reinheit zu erhalten. Denn, was freilich höher und der Wahrheit näher stünde, wagen sie niemals, jene kritischen aus den Religionsbegriffen, die den

Anfängen des Christenthums gleichzeitig gelten, hergeleiteten Einwürfe der Verklärung der christlichen Lehre dienstbar zu machen. Man hat sich gewöhnt, eine solche Verbindung christlicher und orientalischer Ansichten bald mystisch zu nennen, bald päpstelnd. Die Folge dieses geringen Muthes ist Stillstand und Rückfall in die alte Verschiedenheit der Prinzipien.

Ein zweiter aus innerem Bedürfniß hervorgegangener Versuch, einen Annäherungspunkt zu finden, lag im Gefühl des christlichen Lebens, im praktischen Interesse der Seelsorge. Die Rationalisten traten auf der Kanzel, die Supernaturalisten auf dem Lehrstuhl ihren Gegnern näher. Jenen konnte die immer wiederkehrende Erzeugung des Christenthums in jedem einzelnen Gemüthe nicht ohne eine Art unmittelbarer Offenbarung möglich werden; diese durften einer solchen Erscheinung ihre Anerkennung nicht versagen, und

sie thaten es um so bereitwilliger, je mehr sie sich gewöhnt haben, das Christliche unter jeder Gestalt zu verehren, und die frommen Zustände als Ersatz der Lehreinheit zu nehmen. Jener supernaturale Rationalismus hält die vernunftgemäße historische Forschung für die Konturzeichnung der christlichen Idee, den Glauben an die Gemüthsoffenbarung für ihr Kolorit. Das Eine gebe dem Leben sein Licht, das Andre seine Wärme. Der rationale Supernaturalismus dagegen flieht gern aus der Gegenwart in die frühere Geschichte des christlichen Glaubens, läßt selbst dem spätesten Katholicismus die Früchte seines Glaubenseifers, seiner übertriebenen Andacht, und verhält sich gegen seine Zeitgenossen nachgiebig, duldsam. Ich möchte doch behaupten, daß die Neander'sche Schule zum rationalen Supernaturalismus gehört.

Der entschiedenste deutsche Rationalist ist **Paulus** in Heidelberg. Ausgestattet mit einer reichen Fülle orientalischer

Gelehrsamkeit, gründlicher Kenner des alten Testaments, glücklicher Forscher in den ersten historischen Entwickelungen der christlichen Kirche, hat er sein ganzes Leben dem richtigen Verstande der Bibel und dem Kampfe gegen die theologischen Illusionen gewidmet. Sein größeres Verdienst für die Theologie besteht darin, daß er von den Begriffen: Glauben, Gerechtigkeit, Gnade u. s. f. den traditionellen Glorienschein hinwegnahm. Diese stereotypischen Ausdrücke für christliche Wahrheiten waren zu Formeln geworden, mit denen in der Geschichte der christlichen Kirche die Phantasie ihr Spiel zu treiben pflegt. Die meisten mystischen und alle orthodoxen Systeme ruhen auf diesen Grundlagen, ohne daß sie die Bibel schon in jener Bedeutung nachweisen kann, die ihnen später verliehen wurde. Hier nun erfand **Paulus** jene Uebersetzungen, wo die Pistis Ueberzeugungstreue, die Gnosis Denkgläubigkeit, und die Gerechtigkeit

Geistesrechtschaffenheit wurde. Man kann sagen, daß hier das Tiefe ein wenig verallgemeinert ist; aber **Paulus** ist ein Mann, der die Lüge der Theologie haßt, und nichts desto weniger mit glühendem Eifer für die Religion seiner Ueberzeugung schwärmt. Es ist überhaupt eine der schönsten Seiten des Deismus, daß er sich in seine kahlen und inhaltlosen Begriffe mit heiliger Andacht versenkt, und durch strenge konsequente Tugendübung in der That noch immer die Orthodoxie übertroffen hat.

Wir müssen noch einmal auf **Kant** zurückkommen, den wir eben so sehr zum Prinzip des Rationalismus, wie Supernaturalismus erhoben sehen. **Kant** ist in der That der Vater der neuen Mystik. Dieser Satz scheint paradox und überrascht, aber er ist wahr. **Kant's** Untersuchungen endeten mit dem bekannten Ding an sich. **Jakobi** hat es

sehr passend eine Pensionirung der Dinge in Gnaden, einen ehrenvollen Ruhestand genannt, oder doch seinen eigentlichen Ausdruck, es wär' ein Otium cum dignitate so verstanden. So wie überhaupt der Rationalismus und Supernaturalismus nur ein Streit über Ende und Anfang eines Cirkels ist, da die Einen da anfangen, wo die Andern aufhören, und Jeder an den Anfangsort des Andern zurückkehrt, eben so hörte **Kant** mit dem geheimnißvollsten aller Wesen, dem Ding an sich, dem Wesen selbst auf, und öffnete so allen forschenden und fühlenden Seelen eine Nacht, die sie mit ihren dunkeln Eingebungen durchtappen mögen.

Fichte's Einwirkungen außerhalb der philosophischen Schule sind mehr mit dem öffentlichen politischen Leben der Deutschen im Zusammenhang, als mit dem religiösen. Seine erste Schrift, die Kritik aller Offenbarung, war so

sehr im Geiste **Kant's** geschrieben, daß man diesen selbst für den anonymen Verfasser derselben hielt. Seine spätere Wissenschaftslehre fand schon als philosophische Disciplin so viel Hindernisse ihres Verständnisses, daß eine Anwendung derselben auf andere positive Doktrinen mehr als gewöhnlich erschwert wurde. Ja, die Intoleranz der chursächsischen Regierung, die vom Weimar'schen Hofe die Absetzung des Jenaer Professors als eines Atheisten verlangte, machte die Beziehung der **Fichte**'schen Lehre auf die Theologie noch um so schwieriger, da Gefahr damit verbunden war.

Schleiermacher hat das große Verdienst, in einer Zeit allgemeiner Lauheit und Gleichgültigkeit für religiöse Empfindungen, zuerst wieder das Geheimniß des Herzens gepredigt zu haben. Er drang auf jenen Muth, mitten in die Räume der bewegten Welt mit seiner Sehnsucht nach höherem Leben zu treten, die geheimsten Falten der Seele

zu öffnen und das Bedürfniß einer Gemeinde nicht zu verschweigen. Diese Ansichten bringen ihn in ein nahes Verhältniß zu Jakobi. Die Unmittelbarkeit der Erkenntniß, die ewige Offenbarung Gottes an das Gemüth sind in den Lehren dieser Männer Elemente, die mit Recht mystisch genannt würden, wenn sie weniger auf eine Erklärung menschlicher Zustände, als auf die Erkenntniß des Einwirkenden zielten. Mystik ist das Lauschen auf den heimlichen Gott; die angedeutete Gefühlslehre das Lauschen auf den heimlichen Menschen, und ihr eigentlicher Nerv die Psychologie. Das Christenthum wurde hier eine Thatsache des Gemüths; was sich in ihm nicht bewährte, fand keine Stelle in der Dogmatik.

Man sieht den Unterschied vom gewöhnlichen Rationalismus, der zwar auch nach dem bekannten Grundsatze: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, verfährt, das

Ethische aber nur als Sitte, Gewohnheit, Art und Weise, sich in den Verhältnissen des Lebens zu benehmen, gelten läßt. Ein Anderes ist der Satz, daß die Lehren des Glaubens sich als Momente des Lebens und nur in so fern als wahrhaftig erweisen müssen, ein Anderes, daß von diesen Lehren Nichts gültig, wenn nicht ein moralischer Zweck ihre nächste Bestimmung sei. Man sieht leicht ein, daß die Ausgleichung der Ansicht vom Christenthum, als einer Thatsache des Bewußtseins mit gewissen positiven Kirchenlehren eine schwierige Aufgabe ist, daß die Kritik hier die entschiedenste Stimme haben muß, und so ist aus **Schleiermacher's** eigenthümlicher Glaubens-Ansicht die historische Kritik des neuen Testaments hervorgegangen, in welchem Fache deutscher Scharfsinn Erstaunenswerthes geleistet hat.

Die Resultate der **Kant**'schen Philosophie gingen darauf hinaus, die lezten Gränzen der philosophirenden Vernunft

zu bestimmen. Seine Anhänger begnügten sich mit der von ihm vorgezeichneten Demarkationslinie des Denkens, und verfolgten die praktische Richtung, auf der sie postulirend ihr spekulatives Bedürfniß befriedigen mochten. **Fichte's** Idealismus steigerte diese Richtung wieder zur höhern, metaphysischen Spekulation, indem er den gesuchten Gott in das absolute Ich, dem das individuelle Ich einverleibt sei, stellte. Die religiösen Grundsätze der **Schelling**'schen Philosophie konnten sich an diese ersten Prinzipien schon anknüpfen. In so fern nämlich Gott, als das absolute Ich, kein Andres außer sich, kein Nichtich, haben kann, als Komplex, um uns etwas pantheistisch auszudrücken, jener unendlichen Ichzahl der Individuen, aber freilich doch im Gegensatz gegen die für den Einzelnen unläugbare Nichtich-welt stehen muß; so ergibt sich daraus die Nothwendigkeit seiner persönlichen Offenbarung in Raum und Zeit. Die

Naturphilosophie spricht dies Resultat in ihrer Beziehung auf Religion als ersten Grundsatz an. Ihr Streit mit **Jakobi** hat ihr Verhältniß zum Christenthum in ein helleres Licht gestellt; sie stand diesem darum näher, weil sie auf eine persönliche Wirksamkeit Gottes, auf eine historische Offenbarung drang, während **Jakobi** nur die weibliche Natur des Geistes, also das menschliche Gemüth, empfangen und die unendlichen Gefühle als eben so unendliche unmittelbare Einwirkungen der Gottheit gelten ließ. Je mehr aber in der **Schelling**'schen Lehre die Verehrung des Historischen sich entschied, desto mehr auch das gegebene Interesse der Gegenwart. Die Kirche trat an die Stelle der philosophischen Schule, und jeder Schüler trug sein Erlerntes in seine Heimat, von der er gekommen war, zurück. Die Einen vertrauten sich wieder dem Schooße der katholischen Kirche, die Andern schwuren auf die symbolischen

Bücher. Auf jener Seite ergriffen den katholischen bischöflichen Hirtenstab **Görres, Windischmann, Günther,** auf dieser protestirten **Daub, Marheinecke**; beide haben ihren spekulativen Papst und Beschützer, dort **Franz Baader**, hier **Hegel**; im Lichte der **Jakob Böhm**'schen Aurora finden sie sich als Glieder einer Kirche wieder.

Hegel hat sich vielfach und mit Entschiedenheit als einen Protestanten bezeichnet. Seine Schüler, die mit ihrer Konstruktionssucht überall zur Hand sind, rechnen selbst den Besitz eines norddeutschen Katheders hieher. Der dialektische Scharfsinn seiner Untersuchungen ist den positiven Satzungen der Kirche, den Lehren des **Athanasius** und **Augustinus** zu Gute gekommen. Was dem katholischen Lehrbegriff noch am nächsten steht, ist die bestimmte Ausbildung der Lehre vom heiligen Geist, der auch die spätern Christen in alle Wahrheit leiten würde, daher die Annäherung an die Lehre

von der Tradition. Der Sinn, den die Identitätslehre in die Dogmen von der Erbsünde, Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Genugthuung legte, soll kein hineingetragener, kein Erklärungsversuch sein, sondern er beruht auf dem tiefsten logischen Gesetz und ist dies Gesetz selbst. Der Uebergang vom Nichts zu allem Sein, das ewige Moment der Negation, des Abfalls von Gott, das innere Erbeben der Kreatur, ihr ängstliches Sehnen und Harren, des göttlichen Seins wieder theilhaftig, aus dem unseligen Zustande des ewigen Werdens erlös't zu werden, die Ueberwindung des verneinenden Prinzips durch den werdenden Gott, der nicht nur ein einzelnes Moment der primitiven Gottesidee, sondern diese vollständig, in bestimmtester Konkretion selbst ist, das endliche Reich des Geistes, der mit sich selbst versöhnt und aus sich selbst wieder geboren ist; alle diese Begriffe sind die Grundlagen des Hegel'schen Systems, und ihre

Beziehung auf die christlichen Dogmen kann nicht schwer fallen.

Diese theologische Consequenz der Hegel'schen Logik ist auf **Marheinecke**, einen scharfsinnigen Denker und gelehrten Kenner namentlich der Entwicklung des christlichen Lehrbegriffs, übergegangen. Leider verschmäht er mit Hegel so sehr die Gesetze der äußern Darstellung, daß seine Dogmatik einem in die Bedeutung der naturwissenschaftlichen und Hegel'schen Schulsprache nicht Eingeweihten nüchtern und inhaltsleer erscheinen muß. Mehr fühlt man sich durch die Leistungen der von den streitenden theologischen Parteien an diese neuere Lehre herangetretenen Anhänger befriedigt. Wir nennen von Seiten des Rationalismus die Schriften von **J. Rust**, von Seiten des Supernaturalismus von **Göschel**.

Eine Zeitlang hielt man **B. H. Blasche** für einen

theologischen Anhänger der Naturphilosophie. Wer mit ihr bekannt ist, wird die Verschiedenheit seiner Lehren leicht entdecken, selbst wenn **Blasche** sich diese Stellung nicht ausdrücklich verbäte. Allerdings sind viele seiner Ansichten vorzüglich über die Harmonie des Weltganzen von den Resultaten **Schelling**'scher Untersuchungen nicht verschieden, doch ist nicht nur seine Beweisführung eine andere, sondern auch der ganze Standpunkt der Philosophie bei ihm anders gestellt. Wem ist nicht die Bedeutung der christlichen Grundlehren innerhalb der Naturphilosophie bekannt? **Blasche** hält sie nur für ein zufälliges Objekt, an das die Wissenschaft erklärend, aufhellend, berichtigend herantrete. Er will jenen Begriff, den die Kirche für Offenbarung gibt, erst philosophiren, d. i. erst die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des gewöhnlichen, philosophischen Begriffs der Offenbarung nachweisen, und diesen dann auf jenen kirch-

lichen Begriff als eine Erklärungs- und Urtheilsnorm anwenden. Der Weg, den Blasche zu diesem Behufe einschlägt, ist ein einfach logischer. Er sucht an jedem Satze den Gegensatz sich klar zu machen, um durch richtige Unterscheidung der Differenz die Wahrheit der unterschiedenen Dinge selbst zu erkennen. Das Gute ist nur in so fern, als es ein Böses gibt; kein Recht, wenn kein Unrecht; kein Licht, wenn keine Finsterniß, und umgekehrt. So bedürfe auch Gott des menschlichen Geistes als Werkstatt seiner Offenbarung, ja die erste Anlage im Menschen ist schon der Keim des göttlichen Seins, ihre Ausbildung die erst möglich, jezt wirklich gewordene Offenbarung. Diese Lehren sind nicht neu. Sie sind aber in neuerer Zeit weit tiefer entwickelt worden, haben auch zu befriedigenderen Resultaten geführt, als der lezte Inhalt der Blasche'schen Offenbarung ist. Die Entwickelung dieses Begriffes beginnt bei ihm mit

so vielen Versprechungen und meistens treffenden Urtheilen über den Geist der alltäglichen Theologie, gibt aber zuletzt keine andern Lehren, als die verworfenen, obschon mit dem Scheine einer größern logischen Wahrheit.

Der Kampf der theologischen Parteien innerhalb des Protestantismus endigte mit einer Verlegenheit. Die Gemeinde verlangte Lehreinheit, sie ist aufgelös't, wenn die symbolischen Grundlagen ihr Ansehen verlieren. Die Meinungsverschiedenheit ist vorhanden; wem gebührt das Recht zum Schlüssel der Kirche? oder wird der Begriff der Kirche zerstört werden? oder bleibt das Bedürfniß in der Gemeinde zu leben ewig, und wird nur die Form der Befriedigung eine andere? Hierüber schweben noch alle Antworten.

Die neuere politische Aufregung hat die Streitigkeiten der Theologie zurückgedrängt; die Theologie ihrerseits

mischte sich zwar in sie hinein, aber es ist kein Verlaß auf sie. Im ersten Akte schwören euch die Theologen Treue auf Leben und Tod, und im lezten sind sie es, die euch verrathen haben. Wer hat dem Volke mehr von Freiheit und Unabhängigkeit gepredigt, als seine Lehrer in der Schule und auf der Kanzel! Man braucht nur zehn Jahre sich zurückzuwenden, so wird man diese Männer überall von verjährten Vorurtheilen reden hören, von sklavischen Satzungen einer finstern Zeit, von der Nothwendigkeit vollkommener Gewissensfreiheit. Als später die Massen aufstanden, da hätten diese Lenker und Bildner versöhnend, beruhigend, Frieden und Eintracht predigend, in ihre Mitte treten sollen; hätten ihren Einfluß dazu anwenden können, dem zügellosen Ausbruch der Leidenschaften Einhalt zu thun, und die geäußerten Wünsche in den Weg der Gesetzmäßigkeit zurückzulenken, aber sie flohen in die

Camarilla, und predigten gegen Das, was sie hatten beför-
dern helfen. —

Thron und Altar.

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weise an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen, und die Verehrung der Götter von den Institutionen des Staates abhängig machten, so war ihnen doch ein Territorialsystem im Sinne der Neueren unbekannt. Sie ließen wohl erst ein Dekret des Volkes vorangehen, um dem Cultus der phrygischen Lärmgöttin nebst einem großen Steine, der eine durch Rhea repräsentirte Kraft der Cybele ausdrücken sollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politischer und religiöser Ideen war.

Der Staat war ihnen etwas in sich Abgeschlossenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Ueberall, wohin die Waffen der römischen Republik siegreich vordrangen, blieben die heimischen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundsatz, der durch eine Art von Superstition sogar einen heiligen Beischmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im Gegenstande ihrer Verehrung, sondern in der Verehrung selbst. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuschreiben, und fürchteten wenigstens negativ eine Reaktion der unterdrückten Culte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenlosen Universalismus, der beim Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahllosen Personificativen göttlicher Begriffe und den Hypostasen mystischer Ideen kann diese Toleranz weniger auffallend, oder doch für unsere Zeit weniger beweisend erscheinen, da es

der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erst das Christenthum schuf die schwankenden Wechselseitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte sich das Christenthum an die Welt, von Personen an Völker; politische Institutionen umging es sorglich, umging es sogar mit weltlicher Klugheit, jener christlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals so verbindlich hätte machen sollen, als von theologischen Politikern und politischen Theologen geschehen ist. Mit Constantin wurde jene unglückselige Idee von christlichen Staaten geboren, das Territorialsystem mit seiner intoleranten Devise: cuius regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger staatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynastieen milderte einen Grundsatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenosse

des absoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden sich kenntlich genug aussprach. Der Papst und der Kaiser kannten schon längst das Prinzip des modernen Systems; sie stritten über das Recht der geistlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Landeskirchen von einem unter ihnen; sie debattirten die ganze neuere sogenannte Episcopalfrage: ihre historische Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, sonst hätten sie schon einen Streit entscheiden können, der unter andern Verhältnissen später wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weise zu Gunsten beider Parteien entschieden wurde.

Wer kann läugnen, daß sich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialsystems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweise für seine Existenz, sie mag auch noch so historisch ungerecht sein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den

Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das ist es: Die Revolution oder, wie **Bretschneider** in einer Schrift über diesen Gegenstand sagt, „die Unruhigkeit der Völker" hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialsystem als von drei Parteien benuzt angesehen werden, von der ideologischen, der servilen und zulezt sogar von der revolutionären Partei.

Die ideologische Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche sich in der Edda schon vom Christenthum finden, an und hört bei dem Widerstande gegen die Juden-Emanzipation auf. Der Ideologie ist das allgemein Menschliche immer so viel, als das Germanische: sie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Christenthums: absolute oder constitutionelle Monarchie, gleichviel, beide sind für sie Nazarenische Blüten. Diese Partei wird immer bereit sein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürst stiftet,

schon in der Bibel typisch angedeutet zu finden. Gehört der Tiersparti zu ihr? Man sollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badischen Kammer über Judenthum sprechen hört, wie Rotteck sich vor einer Consequenz seines eignen Vernunftrechts scheut, und ein Herr Herr, ein Priester, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Juden-Emanzipation seinen Committenten nach Hause bringen wollte.

Das Territorialsystem im servilen Sinne ist eine in's Weite getriebene Uebertragung der geistlichen Gewalt auf den Landesfürsten. Hier kann die politische Macht sich jede Einmischung erlauben. Sie wird den Fürsten zum Hohenpriester der Nation machen, und ihn mit einer geistlichen Bureaukratie umgeben; welche, wenn sie über großes Vermögen geböte, viel Aehnlichkeit mit der Englischen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben

gegen dies System protestirt. Dieser will die Kirche in kleine Gemeindeparzellen, in Conventikel auflösen, und eine Gesellschaftsverfassung der Kirche errichten, die selbst bis auf den Bruder- und Schwesterkuß der alten apostolischen Zeit nachgeahmt ist. Jener geht weiter als die apostolische Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt aber auch auf Synodalverfassung, auf eigne Gesetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böses Wort, das immer an Huß und Costnitz erinnert. So lange diese beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen sich die Zeitgenossen bei dem monarchischen Territorialsysteme beruhigen, welches früher oder später das Schicksal der Bureaukratie theilen muß, nach deren Muster es militärisch zugeschnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, indem es sich an die Civil-Gesetzgebung und politische

Verfassung anschließt, alle die Chancen miterleben, welche dieser selbst bevorstehen, mag es nun eine frühere oder spätere Verbesserung sein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau sagte.

Zulezt ist es denkbar, daß selbst die Revolution von dem Territorialsysteme Gebrauch macht. Sie hat es schon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktischen Despotismus auszuarten. Die Revolution sezt sich gern auf den leer geworden Thron und umgibt das Contra mit derselben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat.

Für das Christenthum ergibt sich hieraus, daß ihm kein System so nachtheilig ist, als die Territorialverfassung. Denn indem diese die Kirche an den Staat knüpft, kann sie mit ihm auch unwiderbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht so Vieles zusammen, was das Alterthum trennte!

Die Verbindungsketten lassen sich im Augenblicke der Gefahr nicht so schnell lösen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr sagt: wir sind sicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt ist für alle Fälle.

Bretschneider beleuchtet in seiner Schrift: „die Theologie und die Revolution" die verschiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einschlagen, mit specieller Rücksicht auf die schwebende Sachlage in Deutschland. **Bretschneider** ist ein mäßig freisinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geschichte der Reformation aus den Quellen studirt hat, und nur zuweilen an priesterlichen Paralysen leidet. **Bretschneider** argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur spaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anschuldigung, als sei er revolutionär, zu vertheidigen,

fragt: haben die südamerikanischen Staaten Wegscheider's Dogmatik gelesen. Studirte Marat Bahrdt mit der eisernen Stirn u. s. w.? Ueberhaupt ist es gehässig, von irgend einer wissenschaftlichen Parteimeinung zu behaupten, daß sie vorzugsweise auf die Revolution hinarbeite: eben so wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, die Republik oder überhaupt für irgend eine politische Confession sprechen sollte. Denn sei es nun, daß Rationalismus Unchristenthum oder Perfektibilität der Lehre Jesu ist: er soll den Kern der christlichen Idee nicht in Auslegungen und Insinuationen verhüllen. Er soll zugestehen, daß Christenthum Weltreligion ist, und sich an jede politische Gestaltung deßhalb accomodirt, weil es ohne alle Beziehung auf den Staat gestiftet wurde. Das Christenthum ist entweder eine theokratisch-apostolische Gesellschafts-Verfassung, der Traum

des Pietismus, oder es macht jede Partei selig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens sind.

Die Parteien, die innerhalb der katholischen Kirche hervortreten, müssen sich schroffer gegenüberstehen, als in der protestantischen. Hier ist ein ewiges reformatorisches Element wesentlich, die Nüancen der verschiedenen Meinungen sind nicht so auffallend, weil ihre Mannichfaltigkeit schon für jedes Neue einen verwandten Anklang darbietet; im Katholizismus aber ist nur mit einem Scheine von Widerspruch schon das Princip gestört, die Vernunft des Einzelnen gilt nur in so fern, als sie die der Kirche ist. Im Katholizismus wird Alles kategorisch, dogmatisch ausgesprochen, die kirchliche Partei müßte aus ihrer Stellung heraustreten, wenn sie einen Fehdehandschuh aufnähme.

Es fehlt zwar nicht an mannichfachen Berührungen der Parteien, aber sie ist selten eine polemische, weit öfter noch gehässige Chikane. Vielleicht liegt der Grund dieser Thatsache in der Entstehungsart des Gegensatzes; er erzeugte sich nicht aus der Kirche selbst, sondern trat ihr von einem fremden Gebiet her gegenüber. Dieser fremdartige Ursprung der innern Parteiung ist so sehr erwiesen, daß selbst die Reaktion, die gegenwärtig dem revolutionären Prinzip das Widerspiel hält, nicht aus der Kirche hervorgegangen ist, wie sehr sie auch ihren Grundsätzen huldigen möge, sondern aus der Vermittlung der neuern Philosophie und poetischen Literatur der Deutschen. Alle modernen katholisirenden Richtungen von den Konvertiten ab bis selbst zur dogmatischen Schule **Baader's** und der Tübinger historischen Schule dilettiren eigentlich nur auf den Katholizismus, sie sind in ihn verliebt. Je älter die

Schöne sein wird, desto kälter werden aber die Herzen schlagen.

Wir unterscheiden in der katholischen Kirche drei vereinzelte Erscheinungen, das stabile Prinzip, das reformirende und die Reaktion. Alle drei stehen nur in so fern im Zusammenhang, als sie durch einander bedingt werden; das erste und dritte sind nicht dasselbe, sondern nur einstweilen Bundesgenossen: so aber, daß, wenn es einmal einen Strauß auszufechten gibt, nur dieses die Waffen ergreift; jenes dankt ihm kaum dafür. Die Stabilen haben überhaupt Nichts mit der Feder zu schaffen, sie sind Kirchenfürsten und lassen Alles, was ihnen zu sprechen beliebt, durch die Kanzlei gehen; was zuweilen öffentlich wird, sind ihre Hirtenbriefe. Man findet diesen alten Fels, auf den Petrus die Kirche gegründet hat, noch in den deutschen Theilen der österreichischen Monarchie, in dem katholischen

Ost-, West- und Rheinpreußen, in Sachsen, Bayern, Hessen und Würtemberg.

Das reformatorische Element wird vielfach modifizirt, je nachdem man mehr oder weniger aus den katholischen Satzungen selbst die Mittel zur Opposition hernimmt. Die Zulässigkeit ihrer Neuerungen beweisen die Gemäßigten durch die strengste Consequenz des Episcopalsystems. Sie bemühen sich eifrig, und meist mit wenigem Erfolge, in kanonischen Bestimmungen Schranken der römischen Curialmacht aufzufinden, sie sprechen eine größere Machtvollkommenheit der Bischöfe an, zunächst um dadurch in den geistlichen Geschäftsgang eine größere Einfachheit zu bringen. Die späteren Eiferer trieben diese Unabhängigkeit vom apostolischen Stuhle bis zur gänzlichen Aufhebung desselben; der Papst sollte in den Stand des römischen Bischofs zurücktreten. Hiezu kamen in neuerer Zeit die Fragen wegen des

Cölibats, wegen der Abschließung neuer Konkordate, wegen Wiedereinführung des Jesuitenordens. Man will einen Primas der deutschen reformirten katholischen Kirche, und wenn selbst nicht jenen, doch gewiß diese.

Die Reaktion im Katholizismus war die Folge von Bedürfnissen, nicht von Interessen. Man wußte, daß es die Summe alles Lebens ist, wenn man dort wieder ankömmt, von wo man ausgegangen ist, in sein Heimatland. Daher die Sehnsucht des Herzens, im Schooße der Mutter zu ruhen, daher in der Literatur der Deutschen die Hingebung an den Geist der Vergangenheit, daher endlich die Entzückung, als man auf dem blumenreichen Pfade der Poesie und selbst auf den philosophischen Kunststraßen der Schule das Ferne sich so näh erblickte.

Wie wenig auch von den neuern Ansichten Schelling's bekannt geworden ist, so ist doch so viel gewiß, daß er die

Geschichte im Allgemeinen und als aus ihr entwickelt die positiven Grundlagen unsres gegenwärtigen Lebens philosophirt hat. Auch an **Franz Baader** muß diese zweite Geburt unterschieden werden. Er ist in neuerer Zeit kirchlicher geworden und durch die Einflüsse der französischen Theologie durchaus katholisch. Während ihm die Scholastik und die neuere Dialektik die Prinzipien seiner Spekulation darbot, ließ er sich besonders in der Lehre von der Schöpfung durch die Theologie **Jakob Böhme's** bestimmen und betrachtete die Geschichte und das Verhalten des Katholizismus in ihr nach den Lehren **St. Martins, Le Maistres, Bonalds.**

So ist das bei Weitem interessanteste System der neuern Philosophie entstanden, zerstreut zwar und ohne Zusammenhang hie und da vorgetragen, aber dem Kundigen leicht zusammensetzbar. Nicht der geringste Vorzug dieser neu-

katholischen Philosophie ist die originelle Art ihres Vortrags; die scholastischen, oft treffend bezeichnenden Formeln stehen hier neben der wunderlichen Terminologie **Jakob Böhme's** und den französischen Ausdrücken **St. Martins.** Das nähere Verhältniß **Baader's** zur katholischen Lehre sieht man aus der Bedeutung, die er in die Lehre von der Kirche, vom Opfer, von der Eucharistie u. s. w. legt. Eine unsichtbare Kirche ist ihm eben so ein Unding, wie ein unsichtbarer Staat: wie es hier ein Oberhaupt geben müsse, so dort; der Beamtenwelt entspricht in höherer, verklärterer Weise die Stufenfolge der Hierarchie. Die Lehre vom Opfer begründet er so: Wer Gott liebt, wird eigentlich von ihm geliebt, wer ihn haßt, im Grunde nur von ihm gehaßt, wie man einen Felsen von sich stößt, und der Kahn doch nur von ihm abgestoßen wird, wie man ihn zu sich heranziehen will, und doch selbst nur angezogen wird. Umgekehrt

wenn Gott sich in uns bewähren will, müssen wir uns aufheben, und uns ihm reintegriren. Dies geschähe durch das Opfer.

Sollte man glauben, daß dieser moderne Katholizismus Verwandtschaft mit **La Mennais** hätte, und daß er die Erscheinung des Protestantismus für etwas Nothwendiges hält, was er als überwunden, und dadurch zur beruhigten Wahrheit kommend in sich aufnimmt? **De la Mennais** wollte keine Könige von Gottes Gnaden, aber auch kein Volk von Gottes Gnaden, sondern beide sollten sich so nennen. Es sei ein Irrthum, wenn die Regierung ihre Stärke in der Schwäche des Volks, und das Volk seine Stärke in der Schwäche der Regierung suche. Er nannte einmal den Zustand Frankreichs einen politischen Pantheismus, er war ihm protestantisch, d. h. das Göttliche sei dem Menschen untergeordnet. Darum erklärte er sich auch für

die Bestimmung der neuen Charte, daß die Staatsreligion abgeschafft werde. Er unterschied drei Perioden, die hierarchische, wo der Staat in der Kirche, die protestantische, wo die Kirche im Staat beruhe; jezt sei das katholische Zeitalter angebrochen, wo die Kirche wahrhaft katholisch, allgemein universell, und unabhängig von menschlichen Institutionen sein müßte.

Zu denselben Grundsätzen bekennt sich **Baader**, und die von **Jakob Sengler** früher herausgegebene katholische Kirchenzeitung, die sich durch einen gehaltenen, der Heiligkeit der Gegenstände immer angemessenen Ton besonders auszeichnete. Sie bestritt den Rationalismus in Kirche und Staat, suchte den Ursprung des katholischen in dem protestantischen Rationalismus auf, und unterzog also auch literarische Erscheinungen des leztern ihrer Kritik. Eben so wies sie die Bequemlichkeit im Denken ab, den geistlosen

Supernaturalismus, der auf dem sanften Ruhekissen seiner Gefühle schläft, und sich meist so giftig benimmt, daß man seine Träume nicht für Wahrheit hält. Es konnte keinen schrofferen Gegensatz geben, als diese katholische und die evangelische Kirchenzeitung, aber der Satz divide et libera ist das Grundgesetz aller historischen Entwickelung, und die große Verheißung des Christenthums keine andere, als daß wir durch die Freiheit zur Wahrheit, weil durch diese zu jener kommen.

Jüdische Theologie.

Sahet ihr nie jene greisen Männer, welche in die Häuser der Juden schleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeschnittene Pantoffeln gesteckt? Sie besuchen die Wohnungen Israels als Gesandte der Synagoge, Priester der verlornen

Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: als Meister der Lehre und des Gesetzes. Alle Winkel des Hauses durchspäht ihr lauernder Blick. Sie segnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speise und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Dränger ein Korait ist, und den Spruch der Bibel so erklärt, daß man allerdings am Freitag angezündetes Licht am Samstage noch brauchen dürfe; oder sei es, daß er, strenger als Rabbanide, überhaupt am Feste weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob sie auch im Uebrigen nach dem Willen Jehova's thäten, sich keiner schartigen Messer bedienten, die Reste der abgeschnittenen Nägel hübsch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob sie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leisem Murmeln, von David'schen Psalmen

und Citaten des Talmud, jeder Schritt ist mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man diese gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Gestalt sieht, das unter schwarzen Wimpern versteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, so hat man das schönste Bild der Gottseligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in seiner chaotischen Weisheit Nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl seiner Gesetzesandacht Nichts von **Mendelsohn's** Jerusalem, in der grollenden Erinnerung tausendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, **Riesser** und **Oppenheimer's** kriegerischen Gemälden. Das ist ihm Alles fremd. Er ist fromm wie E n o ch und murmelt seinen Talmud.

Das ist die eigentliche jüdische Theologie. Ein kindliches Wissen um zahllose Satzungen, etwas dialektische Polemik gegen die verschiedenen Sekten innerhalb des

Judenthums selbst, ohne Invektiven gegen das Christenthum (denn getilgt sind alle die Stellen des Talmud, wo an Jesus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten); endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu sein. Wie hat sich aber Alles verändert! Wie großartig sind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine große Rolle spielen, denn sein Kern und ganzer Inhalt war Nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung ansprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, so faßten die Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit Alles zusammen, was die lezten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien angab. **Mendelsohn**

und **Salomon Maimon** konnten schneller zu **Kant's** Kritik der reinen Vernunft übergehen, als **Teller** und **Morus**. Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuschütteln, als das Christenthum; aber sie konnten es leichter thun; denn sie waren frei von symbolischen Büchern, frei von einer Lehre, welche die besondre Miene besondrer Offenbarung annimmt, frei selbst von einer Reformation, die, so viel sie Veraltetes abschaffte, doch Dasjenige, was sie ließ, nur um so verbindlicher machte. Mit **Mendelsohn** und **Maimon** beginnt der jüdische Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Sinnesänderung ohne harte Gewissensbisse. Aber was geschah, geschah nur noch im Interesse der isolirten philosophischen Spekulation, im Interesse der Dachstube eines Denkers. Es war nur noch Theorie. Der Pariser Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußstein dieser Revision der jüdischen Offenbarung angesehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die spätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtschaft geschehen ist, oder nur eine zufällige äußerliche Erscheinung war, daß zwei charakteristische Richtungen des christlichen Rationalismus sich dem jüdischen in Deutschland mitgetheilt haben. Ich rede von einer schönen und einer mißfälligen Seite. Die schöne ist jener Enthusiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetisches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die sich in ihr verkürztes Christenthum ganz vergräbt. Wir wissen Alle, daß dieser edle christliche Rationalismus in Deutschland eine Erhebung des Gottesdienstes bewirkt hat, daß sich mit ihm der liturgische Schlendrian verlor, und auf Predigt, Gesang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher stammen auch bei den Juden diese rationalistischen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung

zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöse Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja sogar mit Confirmation des weiblichen Geschlechtes endigte. Dieser Enthusiasmus ist das Positive in einem Systeme der Verneinung, ja man kann sagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferische in der modernen Entwickelung des Judenthums.

Das Extrem liegt aber eben so nahe, die Unduldsamkeit. **Wegscheider's** Dogmatik ist so intolerant, wie die des Professors **Hahn.** Sie lieben ihre Entdeckungen so sehr, daß sie die Zeit nicht erwarten können, sie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tausend Stücken

liegt? Schiebt euern Scharfsinn noch eine Weile auf, bis die Discussion über die fraglichen Gegenstände lebhafter wird, und man über Das, was sich glauben läßt, ein wenig mehr einverstanden ist! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdische Theologie einen mehr dogmatischen, als historischen Charakter bekäme, oder sie gar ihre Absicht, Katheder für sich zu haben, durchsezte. Den Freigeist schauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten ist um so gefährlicher, da die neue jüdische Theologie selbst in der Gemeinde ihres Glaubens so vereinzelt steht, und abgesehen von dem Widerspruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Aussterben ankommt, nicht einmal von den Juden so eifrig unterstüzt wird. Nämlich die politischen Kämpfe des Judenthums müssen billigerweise das religiöse Interesse absorbiren; sie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier

werfe, damit keine Christenseele, wo sie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben soll, gestört werde. Die jüdischen Emanzipationsringer verlangen, daß sich der Judengott immerhin einmal vor dem Christengotte verstecken möge, ja sogar ihm seine Aufwartung mache, und sich nach seinem Befinden erkundige. Aber ein Aergerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche sie Indifferentismus nennt, sie verketzert ihre Maßregeln als Conzessionen an das Christenthum und beruft sich unvorsichtiger Weise auf die untern Volksklassen bei den Juden, die sich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationalistischen Schwärmer, ihr begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konstituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde sonderbar. Eurer dogmatischen

Lehrbücher bedarf der Jude vorerst nicht; zunächst will er frei sein. Unser jetziges Zeitalter ist ein politisches, und wer weiß, ob sich in Zukunft so schnell erobern läßt, was jezt versäumt wird.

Ueberhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Christen, sondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung ist das Judenthum ein morscher, zerfallener Rest, die gesunkenste und zeitwidrigste aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr ist. Es war für ein Land, für einen Erdtheil berechnet, aus dem seine Bekenner fortgerissen sind. Das Judenthum hörte schon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es ist alter Wust. Das Judenthum ist eine Polterkammer, die wie eine Religion aussieht. Dagegen als Religion der Natur ist das Judenthum

ein Glaube, der Verheißung hat. Der Messias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, ist noch nicht da; aber Der wird es sein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, diesen anthropomorphistischen Jehova, dessen Namen ihr nicht aussprechen dürft, und bereitet euch vor auf die große universelle Weltreligion, deren Taufe und Beschneidung im ehrlichen Handschlage liegen, deren Symbol also lauten wird: Thuet recht und scheuet Niemand!

Staatswissenschaft.

Warum leben wir im Staate? **Rousseau** beginnt seinen unsterblichen Gesellschaftsvertrag mit dem Satz: der Mensch ist zur Freiheit geboren, und überall find' ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir, um frei zu sein, uns Gesetze vorschreiben?

Zahllose Antworten sind auf diese Frage gegeben worden. Man ist auf die Anfänge der Geschichte zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten

fehlte, auf Kombinationen seine Hypothesen gestüzt. Der Scharfsinn hat hierin eben so viel geleistet, wie die Albernheit. Ein englischer Schriftsteller, der wie so Viele andre im Interesse der Stuart'schen Revolution schrieb, nimmt die Bildung einer souveränen Erbmonarchie als die erste Absicht an, die Gott mit unsern paradiesischen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte sich nach ihm erst seinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliste bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzessinen, diese den Hofmarschall, Erbkämmerer, Oberstallmeister, diese wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zulezt darüber übereinkommt, die nun noch Gebornen Volk, Canaille, bloß Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demselben Resultate, behaupten Andre, alle politischen Formen seien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat

habe sich so aus der Natur organisch gebildet, wie z. B. die Menschenracen entstanden sind. Die Liebe zur Freiheit hat sich bei diesen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menschen früher sehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geschichte nicht gleich durch Vorurtheile und sonderbare Einrichtungen bestimmt wissen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechselseitiger Pflichten und Rechte festgestellt habe. Den Uebergang von jener supernaturalen zu dieser rationalen Ansicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Gesetz gewesen wäre.

Alle diese Voraussetzungen mußten berücksichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates bestimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abstraktion der Vernunft

durch die Geschichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politischen Gesellschaftsverfassung unterlegen wollte, es konnte kein andrer sein, als ein Bedürfniß, das die Menschen empfanden, und dem sie entweder durch eine ursprünglich gegebene Verfassung oder durch eine mehr oder minder gewaltsame Modifikation derselben abzuhelfen gesucht hatten.

Daher kommt es, daß sich in jeder Zweckbestimmung des Staates ein Element findet, das eine besondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was **Plato, Aristoteles, Graswinkel, Rousseau, Schmalz** und **Krug** über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer Das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, sondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünschte. Man rief: gebt uns Sicherheit unseres Besitzthums! und verstand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates sein sollte, keineswegs der

rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates verspreche. **Haller**, der Restaurateur der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Parteien sich befehden, so viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir tausend politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge.

Die erste französische Konstitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutschland genug diesen einfachen Satz aus allen Kompendien des philosophischen Staatsrechts zu vertreiben. Man war so treulos, das

Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu stellen, klagte dies Prinzip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte seitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weise über die lezten Zwecke des Staates aufstellte. Diese waren so beschaffen, daß sie den Juristen schmeicheln mußten, und seitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anstalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszustandes sei.

Mit **Fichte** kamen die Ideen in die Politik; man sezte Alles in die Menschenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Christenthum. **Schelling** machte die Politik zu einem Theile der Physiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, **Hegel** endlich legte alles Göttliche und Menschliche, was sich nur zusammenfassen ließ, in den Begriff des Staates

hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist auf's Höchste gestiegen.

Wenn sich irgend ein System der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Doktrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen, wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

Weitzel in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von **Solon** zu **Plato** über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen **Sokrates** nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. **Weitzel** spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei **Macchiavell.** Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und

ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgestorben sind. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerstandes, ihre immer so einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn **Weitzel** die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benuzt hat (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäischen Staatensystems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmälig in den leztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen

Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers haben sich auch in diesem Unternehmen geltend gemacht. **Weitzel** ist, wie immer, Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle diese geistvollen Bemerkungen, die er über **Macchiavell**, **Grotius**, **Spinoza**, **Locke**, **Montesquieu**, **Destütt de Tracy** und Andre macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu

gesellt sich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut angeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen.

Ich habe eine besondere Hochachtung vor J. Weitzel. Aber in seinen späteren Büchern scheint er ein Opfer der Phrase geworden zu sein. Er ist ein Sklave seines schönen Ausdrucks. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise und vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauren Witz schneidet, und so unnatürlich altklug ist? Weitzel hat es immmer schon zu Romulus Zeiten gesehen, wie es 1834 sein wird; und wenn 1834 da ist, rückt er schon

wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede ist, dann spricht **Weitzel** von Sparta. Das Ungewisse ist ihm schon immer entschieden, und dem Entschiedenen mißtraut er. Diese Weisheit und Voraussicht ermattet seine Prophezeihung. Er bringt statt Vorsicht, nur Furcht hervor, weil sie nicht aufhört. Welche Entschlüsse soll man in der Verwirrung unserer Lage fassen? Soll man Nichts thun, als sich von der Sache entfernt halten, und wenn sie mißlungen ist, über sie den Stab brechen? Zu den zahllosen Parteien der Zeit fügt **Weitzel** eine neue, die Partei der ungefähren Annäherung und des schön redenden Quietismus.

Die Briefe vom Rhein haben, ohne zum Juste-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. **Weitzel** nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen seine

Beweise? Wenn man in Deutschland die Revolution bis jezt gehaßt hat, so ist es nicht darum, weil man sie für ein großes Uebel, sondern deshalb, weil man sie für ein großes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, sondern die Initiative. Wenn Weitzel sich schämt, die lezte zu bestreiten, warum schildert er die erstern, von denen er doch weiß, daß Niemand für seine Zukunft fürchtet, wenn er sich entschließt, sie selbst zu bestimmen? Solche Luftoperationen, welche Weitzeln nur Gelegenheit geben, sich schön auszudrücken, sprechen Niemanden an, und erklären, wie ein hochbegabter Schriftsteller ein verhältnißmäßig so kleines Publikum haben kann.

Staatswirthschaftslehre.

Die Alten wußten Nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Konsumtion der Reichthümer gründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen

von den unsrigen sich nicht hätten unterscheiden sollen. Die großen Despotien erforderten Herrscher, denen das Glück, oder die Sparsamkeit, oder eigner Besitz von Bergwerken und Ländereien ansehnliche Güter verschafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Konfiskation in einem Augenblicke so viel Hilfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, dessen Eintreibung in jener Zeit unübersteigliche Hindernisse dargeboten haben muß, betrug. Dieser gesetzlose Zustand hemmte die Reaktion der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Industrie und des Handels, so daß das Alterthum, die Geschichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, schwerlich das wechselseitige Verhältniß zwischen der Weisheit politischer Einrichtungen und dem Flore des Nationalwohlstandes kennen gelernt hat.

Dieselbe Erscheinung kehrte in minder drückenden

Formen bei den kleinen griechischen Republiken und Kolonien wieder. Der beständige Wechsel der Verwaltungsbehörden raubte diesen die Macht, sich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, die die Gesetze nicht billigten. Die Administration, in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Last eines Staatsbedürfnisses einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die sich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, schadlos machen konnten. Die mannichfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten sich dadurch unabhängig von offiziellen Einflüssen, die, wenn sie Nichts mehr sind, als eine Kontrole, ihnen immer zur Last fallen werden.

Es ist lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortschritte in der Industrie und Agrikultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünschen, die uns erst zu

einer gesteigerten Anstrengung, in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätere Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jezt der Erbfeind des Wohlstandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben das System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, peinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen, und überall in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen.

Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu

erleichtern. Dieser Grundsatz war dem Alterthum unbekannt. Die römische Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die sie nach dem Maßstab ihrer Bedürfnisse, und noch öfter ihrer Habsucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müsse, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlstandes wegen, sondern um dem Pompejus eine Würde zu übertragen, und den Staatspächtern ihre Einkünfte zu sichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wissenschaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatinteresse der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen diesen Instituten stellte der letzliche Despotismus einen unersättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als dessen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord bestellt waren. Die Vorrechte und Excesse des Fiskus zerstörten

den Besitz der Reichthümer und den Muth, sich ihn zu verschaffen, eine Gewaltthätigkeit, der Justinian auf einer Seite abhalf, und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorschub leistete.

Im Mittelalter vereinigten sich viele Umstände, die Fortschritte der politischen Oekonomie zu beschleunigen. Im Verhältniß, wie sich die Lasten erhöheten, mußte man auf Mittel sinnen, die Quellen seiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieser Lasten steigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die sie allein zu tragen hatten. Ja die Hindernisse, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten selbst dazu dienen, diese zu befördern. Einsichtslose Regierungen pferchten das industrielle Genie in sklavische Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beschäftigung in ein anderes Bett

geleitet wurde. Der Handel schwang sich mit raschem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverstand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm stand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberischen Ueberfälle auf der Landstraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endich die offiziellen Falschmünzereien durch seine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blütezeit der Hanse- und der norditalienischen Republiken fällt die erste sichere Ausbildung der großartigen Handelsinteressen. Die gehäuften Kapitalien vermehrten das kaufmännische Vertrauen, diese erste Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab, und der steigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Cirkulation

gab immer neue Mittel an die Hand, und stand zulezt unter dem Schutze gesetzlicher Bestimmungen, die noch heute die Grundlage des Handel- und Wechselrechts bilden.

Aber dieser Zustand war ganz geeignet, die Eifersucht zu erregen. Zuerst fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieser Staaten her, theilte sich in der Beute, die man aus Kontributionen, ungeheuren Tributen und zulezt aus offener Plünderung machte. Die Grundsäze aber, die man diese Opfer einst hatte befolgen sehen, wurden adoptirt, und den Ministern angewiesen, um sie auf die Unterthanen der eignen Länder zu impfen. Dies war der Ursprung eines staatsökonomischen Systems, das sich durch seine kläglichen Folgen an seinen Erfindern rächte.

Der Merkantilismus schloß sehr richtig, daß man mit dem G e l d e Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche

die Regierung blendeten, sondern in der Cirkulation liege, die man ihnen frei hätte gestatten müssen. Der Vermögens-erwerb ist ein einfacher Akt, aber man muß zwei Momente in ihm unterscheiden. Der Merkantilismus kam immer um den ersten dieser Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er ansichtig wurde, einkassirte. Die wandelnden Kapitale sind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um so größer ausfällt, je größer die Summen sind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare ist, und daß, je schneller, häufiger und ungehinderter der Umtausch vor sich gehen kann, desto größer die Gewinne sind. Das System der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberschlag der Einnahme und Ausgabe zielend, versezte damit der gesunden Thätigkeit die empfindlichsten Wunden. Die falschen Maßregeln, die noch in diesem Augenblicke den freien

Verkehr der Völker hemmen, sind die Konsequenzen dieser Irrthümer, die in den meisten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Ansehen stehen.

Die Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war fast ausschließlich eine Folge dieses Systems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben so gut produzirt als konsumirt werden konnten, so hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichste Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um sich die Summen wechselseitig streitig zu machen oder auf Kosten Anderer sich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführerisches Beispiel. Die

ungeheuern Summen, mit denen Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colberts, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstüzt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnüzen Forderungen gefesselt, die Kolonien wurden in einem unverständigen Joch erhalten, und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schwächliche Anwendung zulieẞ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeẞlichen Summen Almosen, dem

darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und **Rousseau** verstanden so wenig von der Nationalökonomie, als **Voltaire**, der auch in diesem Fache eine Autorität sein wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg, und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie **Rousseau** den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte **Quesnay** die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück, die schon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wissenschaft

ein unschätzbarer Fortschritt, daß Quesnay den todten Götzen des Geldes stürzte, und die Natur des Metalls nur in seiner stellvertretenden Eigenschaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einseitig begünstigte, und alle Resultate unserer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte.

Die Lehre vom reinen Ertrage ist unstreitig eine wichtige Entdeckung; aber Quesnay dehnte sie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Besteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hilfsmittel seiner Existenz ist, so ist es doch übereilt, auch die Gesammtkonsumtion, die Thätigkeit der Gesellschaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Physiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesstoß gegeben; obschon vielen ihrer praktischen Lehren die gerechte

Anerkennung auch später noch geblieben ist. Als Beweis dienen Turgot's Verwaltung und der berühmte Spruch: **Laissez nous faire!**

Mit **Adam Smith** trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieser scharfsinnige Kopf hat durch die strenge Unterscheidung der Begriffe Arbeit, Kapital, Preis erst das Licht einer feinen, methodischen Deduktion in die Nationalökonomie gebracht. Er hat nachgewiesen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einflusse zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. Adam Smith ist als Vertheidiger des Systems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erfordernisse für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, sind die Aufhebung der persönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Korporationen, der lastenden

Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hindernisse, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zolllinien und endlich eine weise und gewissenhafte Besteuerung. Seit Smith's Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortschritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geschichte trugen dazu bei, die Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstützte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andere Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören, sich mit Eifersucht zu verfolgen, oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

Smith hat in seinem Gegenstande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theile der Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen noch vorfinden. Say, der sich überall Smith's Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse, und brachte die Phänomen ihrer Produktion, Vertheilung und Konsumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, die die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. Say lichtete die Verwirrungen, die sich bei Smith aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr Bezug habender Erscheinungen. Er hob die einseitige

Begünstigung der ökonomischen und industriellen Produktion auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduktion ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei **Adam Smith** gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei Say eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Konsumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit einem großartigen Heldenmuthe ertragen haben. Say blieb sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun

mit Carnot gegen Napoleons Kaiserthum stimmte, und jede Lockspeise des Usurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen alle von der tiefen Verachtung, die er vor dem Napoleonischen Regime empfand, und er war unabhängig genug, seinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Restauration zu vererben, die die Freiheit und die Wohlfarth Frankreichs den Thorheiten der Aristokratie und den Anmaßungen der Priesterschaft opferte.

Der Ursprung des Geldes verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechselseitig umgetauschten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollständigen Werthes? Diese Frage ist schwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, aus denen die ersten Münzen bestanden. Wie konnte man sich entschliessen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide

sich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuschel und dergleichen befriedigen zu lassen? Die Annahme, daß diese unscheinbaren Gegenstände in den Augen der Völker nur einen Werth besaßen, den eine gegenseitige Uebereinkunft in ihn hineingelegt hatte, führt uns immer schon in einen Zeitraum, in dem eine gewisse, fortgerückte Bildung geherrscht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menschheit mächtiger Fortschritt, daß man z. B. statt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferung eines Stieres weggab, sich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunst einen Stierkopf geprägt hatte. Es sezt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßstab einer Wertherklärung zu machen; und dies geschah, wenn man an die Stelle des Tausches der Naturprodukte eine Größe sezte, die denselben Dienst darbot, und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle

zu diesem Zwecke durfte nicht zufällig sein. Das Geld durfte keineswegs seinem Stoffe nach Nichts sein, um durch sein Gepräge erst Alles zu werden. Es mußte aus einer Masse gefertigt werden, die selbst einen mit Korn oder Vieh abschätzbaren Werth hat, und diesen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch seine Verpflanzung an entlegene Oerter verliert. In dieser Hinsicht sind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt ist, die sich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen lassen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelstand hat sich nicht vermeiden lassen, nämlich die mangelhafte Reduktion des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verschiedenen Zeiten sind die gegenseitigen Werthe dieser Metalle gesunken, so daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte,

um eine bestimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikanischen Minen, der zunehmende Geschmack an silbernen Geräthschaften, die Vorliebe der Asiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieses Metalles schwankend erhalten, und die Kapitalisten zum Einschmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch sie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausschlug. Aber alle diese Mißstände sind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entstehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverschlechterung, von der die Regierungen thörichterweise immer geglaubt haben, man würde sie nicht bemerken, ist die Herabsetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tausendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt selbst rückwirken muß.

Die Cirkulation großer Geldsummen ist eine Last für

den Verkehr. Daher entschloß sich das gegenseitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier bestehend, schnell und leicht umsetzbar waren. Eine im Gebiete des Handels so vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als sie die aus Verlegenheit habsüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies ist der Ursprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiste zu Ballen in Bewegung gesezt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums ersetzen sollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verschwenderischer Regierungen, statt aufzuhalten, beschleunigte.

Die Wechselpapiere des Handelsstandes sind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs, und haben die Eigenschaft, jeden Augenblick versilbert werden zu können, weil sie immer Anweisungen auf liegende Summen sein müssen, eine Eigenschaft, die den Assignationen der französischen

Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Absicht aus, seinen Papieren diese Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorspiegelung, daß man auf den ersten Assignaten, die mit Vorsicht und Besonnenheit vermehrt wurden, die Versicherung erhielt, jede öffentliche Kasse zahle den Nennwerth dieses Papieres in redlichem Silberstücken aus. Später kam man aber von dieser Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere ins Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkassirung des Betrags wurde illusorisch. Diese Widersinnigkeit folgte aus der Ansicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produziren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat sich selbst die vorsichtigere Handelswelt zu Schulden kommen lassen, und sich damit die empfindlichsten Wunden versezt. Das Institut der Zettelbanken, so unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab sich häufig illusorischen Täuschungen hin,

und mußte noch öfter den gewissenlosesten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, sie ohne Berechnung zu vermehren, schoßen den Regierungen ansehnliche Summen vor, die sie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, sie gewissenhaft zu erfüllen, in ein so großes Mißverhältniß, daß sie selbst ihre Zahlungen einstellen mußten, und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Diskontokasse von Paris, später mit dem Bankerott der englischen Bank, und wird meist immer das Schicksal der Provinzialbanken sein, die sich niemals solcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutschland dieselben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußischen Ritterschaftsbanken traf, als Napoleon's Invasion die Grundlagen, auf denen sie

beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der jetzigen Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung macht dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen sehr hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abend-

zeitung kostet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groschen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Mississippi einen Reichthum bildet, ist für einen Europäer nutzlos, wenn sie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, nach denen wir verlangen, sind nicht blos die Luft, das Wasser, Feuer, die sich von selbst mittheilen, sondern es sind in größerem Maße gesellschaftliche Reichthümer, die durch ein vielseitiges Zusammenwirken oder einen einfachen Produktivdienst erzeugt worden sind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenstandes gewendete Mühe größer oder geringer gewesen ist, darnach entscheidet sich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man aber für dasselbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müssen, als in einem betriebsamen, und hierin liegt die zweite Ursache der relativen Bestimmung des Marktpreises.

Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick ungünstig sein, auf die Länge ist es ein Fortschritt. Dieser paradoxe Satz stimmt mit der Erfahrung überein. Es versteht sich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabschlage die Rede ist. Die Werthbestimmungen aller Dinge müssen in einem natürlichen, ungestörten Zusammenhange stehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn sinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, so ist er nicht im Nachtheil, wenn auch

fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussezt.

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit, ein solches Kapital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich dabei oft die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesezt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter niemals in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren

Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hilfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hilfsmitel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, die die früheren ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen, und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zulezt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das Dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Produkte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im

Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein ewiger Besitz der Menschheit. Sind **Plato** und **Aristoteles** nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen, und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrte noch immer, und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Kapitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung die Schlußfolge beruht.

Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstückes, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt, und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Troz der verschärften Edikte verlieh man so viel Geld, als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assekuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesezte Zinsfuß hat manchen Banquerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darleihen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Kapitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen; zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein

Geld assekurirten, darf er Nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Kapitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen größern Schwung an, sie werden produktiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Industrie und dem Kapital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern Erwerb. Mögen sich die widerwärtigsten Umstände vereinigen, um den Gewinnst des Landbesitzers zu schmälern, so wird dieser seine Ländereien doch nicht brach liegen lassen, obschon er sie nicht mehr in Pacht wird

geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweis't, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtkontrakts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth, und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Konsumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Konsument: und die stärkste Konsumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am

wenigsten besizt, aber am zahlreichsten ist. Der Genuß der Reichthümer ist ein Verlust derselben, der entweder durch das genossene Vergnügen oder eine neue Produktion ersezt wird. Dieser lezte Umstand ergibt die reproduktive Konsumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet ist. Der Miethzins eines Hauses ist für Den, der es zu seinem Geschäfte benuzt, reproduktiv, für den Eigenthümer ist er konsumirt, weil er der Zins eines in das Haus gesteckten Kapitals ist. Bei diesen unproduktiven Konsumtionen wird sich die Vorsicht des Privatmannes und des Staates gewisse Gränzen stecken. Verständige Konsumtionen sind diejenigen, wo reelle Bedürfnisse befriedigt werden, die eher langsam, als schnell von Statten gehen, und deshalb eher theuer als wohlfeil sein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen, und eben so viel kosten würden, wenn sie nur Einen träfen, und die endlich von

einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten, und es ist wahr, er befördert die Produktion; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Produkte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist, sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Produktion von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs, und daher doppelt gefährlich. **Montesquieu**, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers“; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Besseren belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die

Moralität vergiftet, und die Vermögens-Ungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehende Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgibt. Die Gastmähler des Lukullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt, und man brauchte sich keine Tagreise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatskonsumtionen sollen nothwendig sein; aber sie lassen sich nur in so weit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nützen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen gegen sie bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer

ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich den Herrn des Vermögens von ganz Frankreich, und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer blos gestellt sein, das Vertrauen der Nation verläßt sie, und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten sich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die sie als Auszeichnung des Verdienstes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen sich die albernen Stellen eines

Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontrolleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder die Zeichen als Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staataufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproduktiv, und es ist zu wünschen, daß die Regierung sich überhaupt nicht mit der Produktion befassen möge. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrie-Anstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab, und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergibt, da würde er größer sein, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht

des Zuvielregierens schadet der Freiheit eben so viel, als dem Wohlstande. Jede Behörde muß in ihrem Kreise bevollmächtigt sein, und die Centralisation nur die Kontrolle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubessern. Die formloseste Regierung ist die wohlfeilste, weil sie uns von dem Heer lästiger Beamten befreit. Man kann in diesen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilste Regierung ist nicht immer die beste, und eine schlechte Regierung wird, selbst wenn sie wohlfeil ist, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu sein, muß man sie gut honoriren; man wird Den nicht zu bestechen wagen, von dem man weiß, daß er Nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirte bei der Gesetzgebung bezahlt, ist besser vertreten, als die, welche sie durch die Ehre ihres Vertrauens entschädigen will. Englands Verfassung würde

weniger illusorisch sein, wenn es seinen Repräsentanten das Geld gäbe, was sie später vom Ministerium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, sondern die bessere Rüstung und der größere Reichthum an Hilfsquellen den Ausgang der Feindseligkeiten entscheidet, ist der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Lösung man sich in der Zeit des Friedens systematisch vorbereitet. Seitdem die stehenden Heere als eine Nothwendigkeit erklärt sind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klasse aufgenommen, deren Wünsche von den übrigen Bürgern so verschieden sind, und das an den Tummelplatz ihrer Verdienste erzielen, was diesen als das gefährlichste Uebel erscheint. Der Krieg selbst ist ausnehmend kostspielig. Die Waffen haben sich seit Erfindung des Schießpulvers mannichfach komplizirt, die Terrains sind weiter geworden, seitdem man

England in Ostindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen sind methodischer als sonst, und nicht weniger erschöpfend. So lange dies System herrscht, werden die Nationen sich keines dauernden Glückes erfreuen. Die stehenden Heere, die auf dem Friedensfuße so lästig sind, wie im Kriege, und das Angriffssystem sind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da sie kostspielig und wenig sichernd sind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffssystems außer allen Zweifel gesezt, und bis jezt ist die Geschichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimat geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem stehenden Elitenkorps sind die einzig nationale Bewaffnung, sie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden alle die Uebel, die im Gefolge der stehenden

Heere sind, von denen man die hohen Kosten nicht das Geringste nennen möge!

Dem Staate muß an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse Alles gelegen sein. Er ist der natürliche Beschützer jeder geistigen Anstrengung, die seinen Zweck schneller und sicherer zu verwirklichen beiträgt. In seinen Unterstützungen wird er gewisse Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben so häufigen Verschwendung als übertriebenen Sparsamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meisten in die Hände arbeiten, am kärglichsten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen selbst schon reichliche Früchte gewährt, noch Summen auszusetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerstört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civilisation befördert, den Gesetzen Achtung verschafft, und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird spärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten, und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Kontinents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentaxe seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Kommunalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt, und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht

vertreten, so würde es hoffen können, von einem so schreienden Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es gibt für die Regierungen kein besseres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die sie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben diese Aufgabe bis jezt zu oft mißverstanden, und die Beschäftigung, die sie dem arbeitslosen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptstädte geben, für den höchsten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude sind nicht reproduktiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme sind es. England beweis't, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenschiffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Besizt die Regierung die Mäßigung, diese Verbindungen durch Kanäle und Landstraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belasten, so wird sie sich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir sehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt sie's? Wir wissen es Alle, zum kleinsten Theile aus den Domänen des Staats, zum größten aus den Taschen seiner Bürger. Dies ist ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in seinen Forderungen mäßig und einfach zu sein, vor allen Dingen aber nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unseren Augen geschehen, und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift sie die Kapitale an, so weiht sie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden **Montesquieu's**, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu sammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewisse Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen:

Sie sind der Quote nach gering, weil eine überspannte Steuer die Unterthanen beraubt, und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächs't nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird sich Dinge anschaffen, die ein übertriebener Zoll unerschwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge bestimmt die Nachfrage, der Absatz die Einfuhr, und der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabensteigerung, desto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die dem Unterthanen eine Last sind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, so kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluste des Arbeiters an Zeit und an seinem eigenen Gewerbe nicht ersetzen. **Turgot** hat berechnet, daß die Chausseefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres ersparen, und vierzig Millionen den

Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That sechzehn Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die niemals dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Prozent. Napoléon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tausendarmigen Beamtenkaste bedurfte, und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in der Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt sein, oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesezt. Wem man wenig abfordert, wird sich niemals vordrängen, um mehr zu

bezahlen, und wer zu viel trägt, ist ein schlechter Zahler, weil seine Kräfte überstiegen sind. Es ist der Billigkeit angemessen, wenn A. Smith sagt: „Es läßt sich gar wohl rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens zum Staatsaufwande beisteure, sondern noch etwas darüber."

Die progressive Steuer ist weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe seiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern sollen der Reproduktion so wenig als möglich schaden. Sie sollen keine Gegenstände treffen, die auf der Cirkulation begriffen, die Produktion hemmen würden, wenn man sie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Kapitalien, Objecte der ersten Nothdurft, die Rohstoffe der Manufakturen besteuert. Endlich sollen die Steuern nicht mit Instituten Hand in Hand gehen, die die Moralität verletzen und den guten Sitten

zuwider sind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Phrynen in den Hauptstädten so innig mit den Regierungen fraternisiren.

Die Regierungen haben sich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es bessere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Acker vom Hagel verwüstet werden, eine Aktienunternehmung, ein Schauspielhaus schlechte Kasse machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsschulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch ist es ausgemacht, daß die Kapitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß sie Nichts für die Produktion thun. Die Anleihen vernichten die Ersparnisse, veranlassen Verschwendungen, gehen nicht in die Cirkulation, opfern den Fonds und machen aus vorsichtigen Regierungen leichtsinnige. England sollte durch seine Schulden

wohlhabend geworden sein? Eher noch durch die Fehler seiner Regierung, als durch Maßregeln, mit denen sie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch seinen allmäligen Bankerott, als durch seine Anleihen. Die Regierung sagt zu ihren Unterthanen: wir brauchen 100 Millionen, und wendet sich nach London, Paris, Frankfurt, wo sie froh ist, von einem Bankiersvereine auf der Stelle 80, schreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müssen dann die Zinsen der geschriebenen hundert Millionen zusammenbringen, und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es gibt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen, oder sie ehrlich abzutragen. Das erste verschmähen die Regierungen, wenn sie an Sparsamkeit nicht gewöhnt sind, und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die sich gern anheischig machten, eine mäßige

Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das lezte Mittel scheinen die Staatsschulden-Tilgungskassen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die sie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat seit 124 Jahren im Durchschnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Kredit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unsre Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf sie ausgestellten Schuldscheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Kaprice? Ein Bankerott? Ein Todesstoß für die Geldmäkler? Ein Fenstereinwurf in den Judengassen? Es wäre freilich eine Revolution.

Der blühende Zustand der französischen Gewerbe, auf die die Proscriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invasion Nichts vermocht haben, ist die Folge ihrer Freiheit. Die Gesetze, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschrieben, waren zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, der arbeitsamen Klasse verderblich und den Konsumenten schädlich. Die Zünfte scheinen eher einen politischen, als einen auf die Gewerbe berechneten Ursprung zu haben. Sie waren entweder Associationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürsten als eine fiskalische Hilfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meister werden konnte, wenn er kein Geld hatte, oder er sonst den Zunftvorstehern durch seine Betriebsamkeit verdächtig schien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer ist ohne Konkurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu, und das Publikum erhält die

Waaren zu einem unnatürlichen Preise. Das Publikum muß bei diesem Preise auch immer noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelöſ't haben. Die Zunft-Verfassung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerspricht. Sie peinigt sie mit Aufsehern, Visitatoren, gerichtlichen Verfolgungen, und nährt den Geist der Anfeindung und Neckerei. Was ist es, wenn ein Schlosser sich keinen Nagel, ein Nagler sich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel ist weit geringer, als der Mangel an Produkten, der die Nachfrage vermehrt und die Preise zu einer Höhe steigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geschickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Konkurrenz eine

Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Blüte, die sie den Manufakturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die 8/4 Ellen breit waren, die Franzosen durften nur 7/4 breite fabriziren, und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja selbst, wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß Der, der sich betrügen läßt, betrogen werde

als daß die hemmende Kontrole der Regierung Diejenigen belästigt, die die Absicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. **Droz** sagt richtig, daß, wenn man der Gewerbfreiheit einige Beschränkungen auflegen wollte, dies nur geschehen dürfe, um ihr selbst zu nützen. Die Gewerbefreiheit ist kein Selbstzweck, sie ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

Eine historische Entwicklung der Beschäftigungen, denen sich die ersten Menschen hingaben, ist sehr schwierig. **Krause** in seiner Nationalökonomie versucht sie, und muß sich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberschwemmungen helfen, um Thatsachen zu erklären, für die es immer an sichern Beweismitteln fehlen wird. Er sagt, der Kredit sei entstanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und sich

Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich, wie eine andere, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. **Krause** sagt nämlich, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, merkantilischen und Agrikultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichre Wort der physiokratischen Schule, ohne

von ihr über den Sinn desselben aufgeklärt zu sein. Die Deutschen, längst gewohnt, unter Politik die Regierungskunst, d. h. z. B. unter Physik auch zugleich die Maschinenkunde zu verstehen, nahmen daher auch die Nationalökonomie für eine Encyklopädie aller auf den Erwerb bezüglichen Wissenschaften. Der Grundriß der Finanzwissenschaft, den wir z. B. vom seligen Justizrath Schmalz besitzen, ist auf diesen Irrthum durchweg begründet. Statt von dem gegenseitigen Wechselverkehre zwischen den mannichfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, statt von dem Einfluß der Kapitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbsamkeit zu sprechen, zählt er alle die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutschland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man schießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthschaft auf, gibt uns die Getreide-Arten an, die sich

für sandigen, lehmigen, schwarzen und Kalkboden schicken, kurz es sind die praktischen Lehren, die dem Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Commis willkommen sind, die aber nur die vorausgesezte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie sein dürfen. Den Nationalökonomen interessirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthschaft, z. B. der Kuhmist und seine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob er durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und sammelbarer wird, sondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth gibt, die Produktivkraft steigert, und in dem Maschinismus des Nationalreichthums neue Erscheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath **Krause** hat diese Gränzen nicht scharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, mit der er namentlich von der Landwirthschaft spricht, ließe diesen Mangel vergessen, wenn nicht gerade eine strenge, systematische

Bearbeitung unsrer Wissenschaft seine Absicht gewesen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberschläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfeldersysteme finden? Wollte der Verfasser konsequent sein, so hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maschinen, sondern auch über die Kunst, sie zu bauen, belehren müssen.

Dennoch kann man von seinem Gegenstande nie zu viel sagen, wenn es sich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit **Krause's** ist die Folge seiner Erfahrungen, die sehr belehrend sind. Seine Erbitterung gegen die Geldaristokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klassen aus der Bevorrechtung der Kapitalisten herleitet. Ohne Zweifel ist die leztre die Ursache der ersten. Die Steuerirremunität der Rentirer, dieser gesellschaftlichen Drohnen, ist an die

Stelle der kaum verschollenen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit getreten. Die Geldoperationen der Regierungen haben eine Klasse von Menschen gebildet, die nur den großen europäischen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, sich von ihren heimischen Verbindlichkeiten loszureißen, und sich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrscher zu schützen wissen. Die Kapitalisten wälzten geschickt die immer schwerer werdende Steuerlast auf jene Klassen, die sich kaum auf den verzweifelten Schranken ihrer Existenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Kapitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen sie aufhören, wahrhaft reproduktiv zu sein. Der Verfasser hat alle diese Erscheinungen gewissenhaft aufgedeckt, und ihren Zusammenhang mit dem zunehmenden Verfall alles Wohlstandes nicht verschwiegen.

Lassen sich wohl die Majorate vertheidigen? **Krause** thut es nicht, obschon er die Waffen dazu in die Hände gibt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der sichersten Reichthumsquellen, der Grundbesitzungen. Die Uebernahme derselben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geschehen, die sehr bald den Ruin des Besitzers zur Folge hatte. Das ist eine Thatsache, die überall erwiesen ist. Die Ritterschaftsbanken haben diesen Mißverhältnissen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirksamkeit ist oft plötzlich gelähmt worden, ja selbst ungeachtet ihrer Hilfe wollen die Nothwendigkeiten der Administration, die Bankerotte nicht aufhören. Derselbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundstücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müssen so oft die Erfahrung machen, daß die Geschenke, die sie geben, ihren Klienten

zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbesserungen? Nein, an dem Umstand, daß sie nicht durchgreifend sind.

Gegen die Gewerbefreiheit ist **Krause** ungerecht. Er will sie sehr beschränkt wissen, weil sie die wohlhabende Mittelklasse zerstöre. Wir verbergen uns keineswegs den Ursprung dieser Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünstigte sie, um die Kontinentalsperre weniger empfindlich zu machen, und die Population zum Behuf seiner Kriege zu vermehren. Jezt ist sie eingeführt, und es kommt nicht mehr darauf an, sie zu beschränken, sondern ihr die Gunst der Nebenumstände zu verschaffen. Die Population ist da, und sie durch Entzug ihrer Existenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweist Asien, auf das sich **Krause** mit Unrecht beruft. Weil in China und Ostindien die Volkszahl

so unermeßlich groß ist, so sucht sich die Menschheit in der Arbeit zu theilen, sie arbeiten dort ihrer sechs, was bei uns Einer verrichtet, sie übernehmen die Geschäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und suchen den Menschen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. **Krause** will eine wohlhabende Mittelklasse, aber er scheut sich nicht, sie auf Kosten der Konsumenten einführen zu wollen. Wir sollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, statt daß wir jezt weniger geben, um Allen Etwas zu verschaffen.

Das Resultat der Untersuchungen, die **Krause** über die Besteuerung anstellt, wendet er auf den preußischen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwischenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirekten Steuern um Vieles beschränken, und die direkten durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löscht die Einnahme aus der Lotterie, sezt den Ertrag des Salzmonopols

von fast vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die er nur als Gerichts- und Kartenstempel gerecht findet, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er sie gegen Deutschland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wissen will, und streicht zulezt einen ansehnlichen Theil der Getränkesteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt sieht. So käme der Ertrag der indirekten Steuern und Domänen auf etwas über 16 Millionen zu stehen. Preußen sezt seine Bedürfnisse auf 50 Millionen Thaler, und die an dieser Summe noch fehlenden 34 Millionen will der Verfasser auf direktem Wege erheben. Die Grundsteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jezt, sondern er bringt die Verschuldung mit in Abrechnung, die von den Kapitalisten zu versteuern ist. An diese Abgaben reihen sich die Häuser-, Gewerbe-, Klassen-, Personen- und Besoldungs-Steuer

und zulezt die jezt so bevorzugten Rentirer mit 8 Millionen. Von einer Herabsetzung des Bedarfs der Regierung spricht aber **Krause** nicht.

Die Ermittelung der Kapitale ist unendlich schwierig, und folglich auch ihre Besteuerung. Man hat gesagt, die Rentensteuer würde den Zinsfuß steigern, und das war genug, die Regierungen, die stets nach Herabsetzung desselben streben, von ihr abzuschrecken. Diese Besorgniß ist unnöthig, da die Konkurrenz, die Menge des Ausgebots diese Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Kapitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das wird aber manche europäische Regierung nicht hindern, es dennoch in Anwendung zu bringen. Es ist eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von 100 Millionen, und lasse nur die einheimischen Kapitalisten auf den Markt.

Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jezt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich plötzlich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlagplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab, und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, die die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul

macht. Er hat die Natur besiegt, nicht wie der Philosoph, der sie nur in Fesseln hält, sondern er schmiedet die Gefangene an die Galeere, und läßt sie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Der praktische Mann! An einer Schweizerlandschaft interessiren ihn Nichts, als die Kühe: und während der Enthusiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die diesen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben, und im Stalle nicht gesammelt werden. Eine Landkarte beschäftigt ihn nur auf seine Art. Er sieht nur Kanäle, Dampfschiffe, Eisenbahnen, und wo er sie nicht sieht, da versöhnt ihn Nichts, kein Campanerthal, kein Genfersee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er schlägt die Gebirge nach Silberrubeln an, und die Flüsse nach holländischen Dukaten. An korinthischen Säulen sieht er nur lange Geldrollen von

Piastern, die sie gekostet haben, und an den Blättern des Kapitals die hineingesteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Industriezweig so begünstigen, als die Geldbörsenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn sie die Taschen an zu versteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, selbst von dem aufsteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

Johannes Schön hat Gedichte herausgegeben, Hegel und Steffens studirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geschrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß sich Poesie auf Oekonomie reimt. Er verabscheut jene prosaischen Naturen, die Alles nach Geld abschätzen. Sie sind ihm zuwider, diese Maschinisten, die den Menschen für ein produktives und konsumirendes Thier

halten. Er sagt in seinen Grundsätzen der Finanz, es gibt Dinge, die schlechthin unbezahlbar sind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philosophen aufhören, sich von Heuschrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines **Plato**, der in den Schluchten des Hymettos schläft, ihren Stock anlegen, werden die Funktionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif beanschlagt. Kein Prophet begnügt sich mehr mit dem Sitz, den ihm seine Salbung und sein Eifer dereinst zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm seine Schüler lebenslang zu zollen versprechen. Das ist Alles in der Ordnung. Das Geld belohnt die Verdienste, und die Verdienste richten sich nach dem was man für sie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundschaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren

geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber diese Thatsache ist es also gewiß nicht, daß sich Schön beklagen will.

J. Schön wollte eigentlich sagen, es gibt gewisse Dinge, die man keineswegs gar nicht, sondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieser Art unbezahlbar ist unter Andern nach des Verfassers Meinung die absolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles ist noch zu gering, um die Wohlthaten dieses Regimes aufzuwägen. Eine knauserige Monarchie ist nicht nur eine Bettelwirthschaft, sondern ein spitzwinkeliger Widerspruch. Schön sagt: In Monarchien beruht viel darauf, daß die Majestät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umständen nur auf das Nothdürftigste beschränken, leisteten ihm einen sehr schlechten Dienst. Das Volk rechnet dem

gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt. Der konsequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimat ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt der Professor **Schön**, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, die die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus diesen Ansichten macht der Verfasser Grundsätze der Finanz. Er will diese Wissenschäft von den Kalkulatoren und den egoistischen Handelsleuten, die die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emanzipiren, er will nicht, daß eine Wissenschaft, sondern die lebendige Geschichte der Maßstab des öffentlichen Bedarfs sei. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, die Hegel'sche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfasser nennt das die Einführung des Konkreten, der Staatsräson, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jezt nur Abstraktes, Subjektives, Eingebildetes zu einer gewissen Höhe erhoben habe. Wir prophezeihen ihm wenig Glück mit seinen Grundsätzen der Finanz und bedauern, daß sein unverkennbarer Scharfsinn sich so leicht von einem trügerischen Netze hat umgarnen lassen.

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatsache, die zur Aufklärung der Geschichte dienen mochte, einen Grundsatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der ersten Stufe der Bildung beschränken sich die Bedürfnisse auf den Boden und seine Erzeugnisse, nach weitern Fortschritten aber wird Alles ein Maßstab der Werthbestimmung werden, was nur zur Erreichung unserer vielfachen Wünsche dient. **Smith** nannte diesen neuen Pruduktionsfond Arbeit, widerlegte **Quesnay**, der den Werth der Arbeit nur für die Kompensation eines früher genossenen, zulezt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

Man erzählt von englischen Kaufleuten, die sterben und ihren Erben Nichts hinterlassen, als ihren Kredit. Mehrere Generationen gelten so, ohne einen Schilling zu

besitzen, für steinreich, und erst die Unvorsichtigkeit eines späteren Enkels deckt die Blöße auf, und macht das alte ehrwürdige Haus bankerott.

Dies ist auch das Geheimniß des Staatskredits, nur mit dem Unterschiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Konkurs dringt. Die Staatsschulden sind Schattenbilder, ein Spuck, der nur das einzig Reelle hat, daß man sie verzinsen muß. Die ungeheuern Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen stehen, sind jetzt schon eine Unmöglichkeit geworden, weil sie mehr betragen, als sich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsschulden sind nur eine Fiktion, eine imaginäre Größe, und die Kapitalisten und Spekulanten in der That die eigentlichen Ideologen dieser Zeit.

Nichts ist unzuverläßiger und weniger garantirt, als der Staatskredit, und dennoch trauen ihm die ängstlichen

Menschen, die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieser ewig verlegene Schuldner noch meist die Weitläufigkeit, seinen Gläubigern als Unterpfand die Besitzungen der Krone anzuweisen. Das war immer nur eine Vorspiegelung, auf die sich zu verlassen lächerlich gewesen wäre. Wenn Oesterreich für seine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einstellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und Rhein die Werbetrommel schlagen lassen, um zur Besitznahme ihres Pfandes schreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, sagen die Wucherer, sich an ihre Taschen schlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man sich verlassen darf, hält man warm. Aber auch einen guten

Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Kapitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm Nichts abgehen, sie tragen ihn auf ihren Händen, sie hängen fragend an seinem Auge, und stürzen zu ihm, wenn er Etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Prozente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honette Gläubiger, sie machen kein Aufsehens davon.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein

von Freiheit kann die Börse gar nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Kurs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrack, wie tief der Thermometer seines Glückes und Kredits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatskredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den konstitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchien. Es schien die sicherste aller Garantien, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt würde. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten, und auf die

Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Prinzip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, dann muß aber auch die Erhebung der Steuern durchgreifend sein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung ferner helfen kann.

Man sagt, wenn ein Kapital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so

repräsentire sich solches schon in der Gewerbesteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieser Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Kapitalist, dessen Geld ihm Vortheile bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund seines Kapitals besser spekuliren kann? Wenigstens ist es ungerecht, in der Steuer, die der leztre zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erste bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Besoldungssteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslasten, denen sich die Beamten entziehen dürfen, beschränkt wissen will. Man hat gesagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Andrer ist Der, der den Beamten besoldet, und ein Andrer Der, der ihn zu besteuern das Recht hat. Die Zusammentreibung der direkten Steuern ist Sache des Volks und seiner Vertreter, sie nehmen Jeden

in Anspruch, den sie ein Einkommen beziehen sehen. Die Anstellung der Beamten ist aber Sache der Regierung. —

Die indirekten Steuern sind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigsten beschwerlich, sie können bestimmt auf sie rechnen. Diese Steuern sind ansehnlich, sie lassen sich leicht erhöhen, sie scheinen gerecht, weil sie meist die sogenannten Luxusgegenstände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht so gottlos räsonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimischen Industrie erbaulich reden, und zulezt darauf fußen, daß auf diesem Wege auch das Ausland kontribuiren müsse. Man hat diese Motive schon hundertfach widerlegt, man hat die Nationalökonomie und die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet dies? Was soll man an die Stelle der Reduktionen setzen? Wie wollen die Posten der Budgets ausreichen, wenn der

Ertrag der Steuern verringert wird? **von Ulmenstein** besaß in einer Schrift über diesen Gegenstand die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduktion des Salzpreises Statt fand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr, als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, die die Regierung von der Besteurung desselben zieht, 45—60 Millionen, also 400—600 Prozent des eigentlichen Werths.

Zum Schluß noch einige Worte über die Lebensversicherungsanstalten.

Die Mathematiker legten die Grundlage der Lebensversicherungsanstalten; denn sie waren es, die die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben, und in dem Ungefähr ein algebraisches Gesetz fanden. Was ist nicht Alles möglich! Es ist möglich, daß die Engländer in der Südsee den sechsten Welttheil auffinden, möglich, daß ein Komet unserer Erde wirklich bald einen Besuch abstattet. Es ist noch Vieles möglich, aber es ist nicht immer wahrscheinlich; nichts desto weniger ist das Unwahrscheinlichste sehr oft das Gewisseste. Die Jugend stirbt zuweilen vor dem Alter und es gibt Großväter, die alle ihre Kinder und Enkel begraben; dem Tode entgeht Niemand, und daß man sich so oft in der Berechnung desselben irrt, ist eine Thatsache, die die Lebensversicherungsanstalten in den Stand sezt, aus Nichts Etwas zu machen. Der sich Versichernde spekulirt auf die Möglichkeit seines spätern Todes, die Anstalt auf die Möglichkeit,

daß er früher stirbt. Beide wagen einen Einsatz, und immer der Gewinnende, aber wie **Schiller** sagt, der Lebende hat Recht.

Wir wollen genauer über diesen Gegenstand sprechen. Was heißt das, sein Leben versichern? heißt das, sich auf's Eis wagen, wenn es erst einen halben Zoll dick ist, und nicht ertrinken? heißt das, die Fackel der Empörung anstecken, und vor Richter und Nachrichter sicher sein? Possen! Dies ist eine ernste Frage, sie kann zur Wehmuth stimmen. Hören wir von einem der Autoren, die die Vorsteher der Lebensversicherungsanstalten besolden, um darüber zu schreiben, folgende schluchzende Erklärung der Lebensversicherung: „Unter allen Lasten, welche das Leben auf die Brust eines rechtlichen Mannes werfen kann, ist vielleicht keine so schwer, als die Sorge um die Zukunft seiner Lieben. Der Gedanke: so lange du selbst lebst, wird es wohl gehen;

aber was wird nach deinem Tode aus ihr werden, die deine Freude gewesen ist und dein Trost, vielleicht deine Ehre und dein Stolz, aus der Mutter deiner Kinder? und wie wird es ihnen gehen, diesen Kindern? Dieser Gedanke hat manchem rechtschaffenen Hausvater am Herzen genagt, und den Kern des Lebens zerstört, und ihn in ein frühes Grab gestürzt! Von diesem Gedanken aber kann er sich durch die Versicherung seines Lebens befreien, und die Beruhigung, welche er von dem Augenblick der Versicherung an gewonnen hat, bewirkt vielleicht allein, daß er lange lebt, und ein bedeutendes Alter erreicht und seine Kinder erziehen und glücklich sein kann in dem Kreise derselben." Man muß Familienvater sein, um die Wahrheit dieser Stelle recht zu empfinden.

Es gibt mancherlei Arten von Versicherungen. Entweder leg ich in meinem dreißigsten Jahre eine gewisse

Summe ein, die einst meiner Wittwe vierfach, oder eben so viel in meinem vierzigsten Jahre, die ihr dreifach, und sofort rückerstattet wird. Ich kann auch aus dem Einlage-kapital einen jährlichen Beitrag machen, oder aus der meiner Wittwe zahlbaren Summe eine Rente in bestimmten Quoten. Ferner, wer so glücklich ist, Kinder zu haben, der lege bei ihrer Geburt oder ihrem ersten Jahre eine gewisse Summe ein, die im zwanzigsten Jahre in einem sechsfachen Betrage wieder heimgezahlt wird, und sich zur Aussteuer für eine blühende Tochter, oder zu den Studien eines wilden Sohnes vortrefflich eignet. Oder man zahle von seinem zwanzigsten Jahre ab einen jährlichen Beitrag, mit der Bedingung, in seinem vierzigsten entweder ein Kapital oder eine Rente zu erhalten. Ja es läßt sich sogar ein Leben versichern, das von dieser Wohlthat Nichts ahnt, und vom Tode des Urhebers derselben, statt betrübt, auf das

Angenehmste überrascht wird. Es wäre z. B. möglich, daß **Börne** heute stürbe, und daß es morgen herauskäme, er habe in Paris das Dasein **Willibald Alexis** mit einer jährlichen Rente von 10 Thalern preußisch Courant versichert. —

Ungeachtet dieser Vorzüge ist an den Lebensversicherungsanstalten Vieles ausgesezt worden. Man hat gesagt, sie zersplittern die Kapitale, sie vernichten die Sparsamkeit, sie leisten der Trägheit Vorschub, wenn sie auch Annuitäten zahlen. Vielleicht lassen sich diese Vorwürfe widerlegen; aber einige andre scheinen mehr Grund zu haben. Es ist wahr, die Lebensversicherungsanstalten machen dem Erbrechte ein Ende, wie die Jakobiner und die St. Simonisten; und es wundert mich, daß die Advokaten und die Regierungen noch nicht gegen sie aufgestanden sind. Ferner, wodurch bestehen diese Banken? Durch fremder Leute

Unglück; das ist unläugbar. Wo Andre falsch rechnen, da rechnen sie gut, wo Jene weinen, da lachen sie, was Jene verlieren, das streichen Diese ein als ihren Gewinnst. Und die Theologen haben noch Nichts gemerkt? sie wittern nicht, wie gefährlich diese Anstalten für die Moralität sind? Vielleicht werden sie aufmerksam werden, vielleicht treten sie mit der Justiz in Bund, und weil es dann gefährlich würde, diese Anstalten zu loben, so beeilen wir uns, sie hiemit noch unsers wärmsten Beifalls zu versichern. Wir sind aus der Literatur zum täglichen Brod herabgestiegen. Jezt ite! Missa est!



